

SCHANZENLOS

Der gescheiterte Versuch einer Dorferneuerung

OTTO KÖHLMEIER

Zum fünfzigsten Geburtstag von Anton, den sie liebevoll auch Toni nannten, saßen sie beisammen, die Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeister des Ortes. Und redeten über Gott und die Welt. Vor allem aber sprachen sie über die Zukunft des Dorfes. Und waren sich einig darin, dass endlich was geschehen müsse. Weil viel zu lange nichts geschah. „Und Stillstand, Stillstand ist das schlimmste, was passieren kann. Prost!“.

Willi war der älteste der vier, die da beisammen saßen. Sowohl an Jahren als auch an Amtszeit. Mehr als zwei Perioden hindurch – also mehr als zehn Jahre – lenkte er die Geschicke der Gemeinde. So lange, wie nach ihm keiner mehr. Und das ohne nennenswerte Vorkommnisse, also ohne dass sich etwas Besonderes tat. Ihm, dem Willi, folgte Bertl, der Bärtige, als Bürgermeister. Er brachte es auf nicht ganz drei Jahre in diesem Amt. Auch in diesen drei Jahren ging so gut wie nichts weiter. Nach dem Bertl saß der Toni, das Geburtstagskind, auf dem Bürgermeistersessel. Der Große, wie sie ihn ob seiner Körperlänge nannten – und nicht ob seines Geistes, denn der war mehr als bescheiden – der Lange also war auch nicht viel länger als Bertl im Amt. Etwas mehr als drei Jahre also ... und erfolglos wie sein Vorgänger. Folglich drängte damals schon Johann, der vierte im Bunde nach. Ziemlich genau drei Monate war er nun in Amt und Würde, der Dampfplauderer, wie er von seinen Parteifreunden hinter vorgehaltener Hand genannt wurde. Johann redete gern und viel und versprach jedem und jeder alles, was man nur versprechen kann. Darum auch war es ihm ein Leichtes, seinen Vorgänger auszuheben.

Bei dieser Geburtstagsfeier für Toni – den Ausgehobenen, den letzten der Letztbürgermeister – war das Dorf fast vollzählig vertreten. Alles, was Rang und Namen im Ort hatte, folgte der Einladung. Eine Abordnung der Jagdgesellschaft war ebenso anwesend wie der komplette Vorstand des Kameradschaftsbundes. Sportverein, Kirchenchor, Feuerwehr ... alle kamen. Die größte Abordnung stellte der Bauernbund, aus deren Reihen das Geburtstagskind stammte. Selbst aus der nahen Bezirksstadt waren zwei ranghohe Funktionäre anwesend und überbrachten Glück- und Segenswünsche.

Es war eine richtig schöne Feier, die da im Mehrzwecksaal der Gemeinde über die Bühne ging und die von den Musikanten und Heimatdichtern des Ortes festlich umrahmt wurde. Und die ersten Besucher traten bereits zufrieden und frohgelaut von den vielen Schnäpsen, die es gratis gab - und die der Toni, das Geburtstagskind, hauptberuflich Obstbauer und Schnapsbrenner, zur Verfügung stellte - den Heimweg an, als Johann, der Jetztbürgermeister,

bei der Kathi vier große Bier bestellte und seine drei Vorgänger an einen der leeren Tische im hinteren Bereich des Mehrzecksaales bat.

„Meine Herrn!“, sprach der Johann gewichtig, hielt dabei sein volles Krügerl hoch und machte eine kurze Pause. „Prost!“, sagte er darauf und die drei anderen wiederholten sein „Prost“ und stießen mit ihm an. Nach einem kräftigen Schluck, dem Niederstellen des Glases und dem Wischen mit dem Handrücken über den Mund, schaute der Johann erst einmal tiefsinnig, fast geheimnisvoll, in die Runde. „Meine Herrn!“, setzte er dann nochmals an und blickte dabei noch tiefsinniger als zuvor, „es muss was geschehn!“. Der Toni blickte zum Bertl, der Bertl zum Willi, der Willi zum Toni und dann alle drei zum Johann. „Es muss was geschehn. Weil, wenn nichts geschieht, werden die Menschen unzufrieden. Stillstand, Stillstand ist das Schlimmste was passieren kann!“. „Naja“, murmelte der Willi. „Tja“, brummte der Bertl. „Ja, sicher“, sagte der Toni. Aber sonst sagten sie nicht viel. Auch, weil der Johann schon ansetzte: „Ich hab da eine Idee“, sprach er bestimmt. „Mir machen unsere Gemeinde zum schönsten Dorf Europas!“.

„Was?“, fragte der Willi. „Aha!“, meinte der Bertl. „Ja, wie denn, warum, wieso?“, staunte der Toni. Und alle drei schauten noch etwas verwirrter drein, als sie das ohnehin immer taten. „Zum schönsten Dorf des Landes!“, murmelte der Bertl in seinen Bart, griff nach dem Bierkrug und nahm einen kräftigen Schluck. Auch der Willi und der Toni tranken, überrascht und sprachlos ob der Ankündigung ihres Nachfolgers, des Jetztbürgermeisters. Und sicherlich dachten sie sich, dass es wieder einmal einer dieser großspurigen Sprüche des Johann war, die er immer wieder mal von sich gab, die aber nie Wirklichkeit wurden, die zumeist zwei, drei Tage später bereits Schnee von gestern waren: Die größte Lederhose der Welt, die er am Dorfplatz aufstellen wollte. Der Landeplatz für Außerirdische in den Saubacher Auen. Die Anreicherung der Teiche mit Salzwasser zwecks Delphintherapie ... Alles Luftschlösser, Hirngespinnste, die verworfen wurden, kaum dass sie angedacht waren. Und während der Willi, der Bertl und der Toni insgeheim dachten, dass die spinnerte Idee vom schönsten Dorf des Landes einmal mehr der überhöhten Redelust ihres Nachfolgers unter reichlichem Biergenuss entsprang, zog dieser – der Johann – ein Blatt Papier aus seiner Jackentasche und begann zu philosophieren.

„Meine Idee ist folgende“, begann er und strich dabei das vor ihm liegende Blatt Papier glatt, auf dem er sich „handschriftliche Aufzeichnungen“ – wie er beiläufig erklärte – gemacht

hatte. „Mir vier – ich, der Willi, der Bertl und der Toni“, dabei schaute er jedem der Genannten fest ins Auge, „mir vier nehmen die Sache gemeinsam in die Hand. Weil mir vier, mir haben die Akzeptanz im Dorf. Ein jeder schätzt den Willi, ein jeder mag den Bertl, ein jeder hat Respekt vor dem Toni. Und ich, ich bin ja sowieso der Bürgermeister“. Darauf gab es nicht viel zu sagen. „Wo er recht hat, hat er recht“, nahmen die drei Angesprochenen das von Johann Gesagte wohlwollend zur Kenntnis. Und während sie zum Glas griffen und ob der großen Worte ihres Vorgängers einen kräftigen Schluck nahmen, fuhr dieser fort.

„Es gibt da ein Europa-Projekt, bei dem mir große Schanzen haben“. Natürlich meinte der Johann „Chancen“, aber wann immer er von Chancen redete, hörte sich das wie Schanzen an. „Und diese Schanzen gilt es zu nutzen!“. Und folglich meinte er damit weder die Initiierung eines Weitspringens im Dorf noch die Durchführung einer Nordischen Kombination oder gar die Austragung olympischer Winterspiele, sondern Schanzen im Sinne von Chancen. Und auch der Willi, der Bertl und der Toni verstanden dies so, denn auch sie verstanden unter Schanzen Chancen. Wie es überhaupt im Dorf Usus war, von Schanzen zu reden, aber Chancen zu meinen.

Johann kannte sich bei Europa-Projekten gut aus. Schließlich arbeitete er hauptberuflich – also neben seiner Bürgermeistertätigkeit – in der Landesregierung. Das heißt: er erledigte dort Botendienste. Vor einem Jahr erhielt der damals Arbeitslose den Job auf Grund massiver Interventionen der Ortsgruppe bei der Landespartei. „Mir müssen unseren Funktionären Schanzen und Perspektiven bieten“, schrieb und telefonierte man in die Landeshauptstadt. „Weil ohne diese gehen sie uns verloren, unsere Aktiven in den Gemeinden“. Schließlich fand man Gehör. Auch weil Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, sich mit ihrem ganzen Gewicht – und das war nicht wenig – für Johann einsetzte. So bekam er den Job, der darin bestand, Akten, Protokolle, Notizen von einem Regierungsbüro ins andere zu tragen. Und wieder zurück. Und für die Büromitarbeiter die Vormittags- und die Nachmittagsjause zu besorgen. Bei dieser Tätigkeit kam ihm immer wieder mal der eine und der andere Begriff unter, las er da und dort von Vorhaben und Projekten, lauschte er in dem einen und anderen Büro Gesprächen über EU-Förderungen, über Einreichungen, Anträge, Finanzierungsmöglichkeiten. Manchmal, manchmal nutzte er sogar die Schanze, mit einem Mitarbeiter, der rangmäßig über ihm stand (er bereitete unter anderem den Kaffee in den Büros zu), über diese Dinge zu reden. Und sich genauer zu informieren.

Johann wusste also über Europa-Projekte Bescheid. Das heißt, er wusste, dass es welche gibt. Und er wusste, dass sie eine riesige Schanze sind. Schließlich hat der Büroleiter bei den diversen Mitarbeiterversammlungen immer wieder betont, dass dem neuen Europa die Zukunft gehöre, dass das neue Europa ein Segen sei, das uns noch viel Freude und Marie bringen werde. Aus diesem Grunde auch besorgte sich der Johann die eine und die andere Unterlage. Und las sich rein, in die Materie. Auch wenn ihm das gar nicht so leicht fiel, denn Lesen war noch nie seine Stärke. Aber die Mühe hat sich ausgezahlt. Denn am Donnerstag, zwei Tage vor der Geburtstagsfeier für den Toni, fiel ihm ein Formblatt in die Hände, das ihn auf den ersten Blick faszinierte: „Europa sucht und fördert die schönsten Dörfer im ländlichen Raum“. Er warf einen zweiten, dritten, vierten Blick auf das Papier und verschlang es dann förmlich. Die längste Zeit studierte er das A4-Blatt und hätte doch fast auf die Vormittagsjause für die Büroleute vergessen. Aber Pflicht- und Verantwortungsbewusstsein ließen ihn fünf vor Neun hochfahren und die üblichen Wurstsemmeln, Käsemmeln, Wurst-Käs-Semmeln und Leberkäsweckerln – teils mit, teils ohne Senf, manche mit, manche ohne Mayonaise – besorgen. Wer sich jetzt fragt, wie sich der Johann ob seines offensichtlich nicht gerade ausgeprägten Intellektes all die Jausenbestellungen merken konnte ... keine Sorge: Montag in der früh ging die Bestellliste durch die Büros und wurde von Johann direkt in den Imbissladen ums Eck gebracht. So brauchte er nur täglich gegen neun im Laden sein und die vier Plastiksackerln mit den einzeln verpackten Jausenstärkungen abholen. Und dann seinen Marsch durch die Institutionen antreten.

An diesem Donnerstag jedenfalls, als ihm dieses Blatt „Europa sucht und fördert die schönsten Dörfer des ländlichen Raumes“ in die Hände kam und er darob beinahe auf die Verpflegung der Landesregierung vergessen hätte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. „Mensch!“, dachte er, „Mensch! Ist das eine Schanze für meine Gemeinde!“. Und nach der Verteilung der Vormittagsjause, die ob dieser Johann'schen Erkenntnis etwas rascher, zügiger, unpersönlicher ausfiel als gewöhnlich, setzte er sich erneut über das Blatt und begann – nachdem er es weitere drei, vier mal durchlas und endlich und endgültig den Durchblick hatte – mit seinen handschriftlichen Aufzeichnungen, mit „meinem Zukunftskonzept für meine Gemeinde“, wie er diese Aufzeichnungen im Stillen nannte.

„Wie gesagt: Dieses Europa-Projekt eröffnet uns riesige Schanzen“, wiederholte der Johann seine zuvor gesagten Worte gegenüber seinen Bürgermeistervorgängern, die ihm am hintersten Tisch im Mehrzwecksaal des Dorfe gegenüber saßen und noch immer leicht irritiert

dreinschauten. „Riesige!“, sprach er nochmals. Mit Betonung und Pause. Beim Rhetorikseminar des Bundes ländlicher Bürgermeister vor vierzehn Tagen hatte er genau das gelernt: durch Wiederholung und Betonung seinem Wort Bedeutung zu verleihen. Johann war stolz auf sich und ein leichtes Lächeln konnte er sich kaum verkneifen. Als die Wirkung seiner Worte nachzulassen drohte, fuhr er fort. Und er erklärte dem Willi, dem Bertl und dem Toni lang und breit, wie er die Sache angehen und die Schanze nutzen werde. Dazwischen musste die Kathi wenigstens sieben Mal eine Runde Bier bringen. Keiner der vier wollte sich lumpen lassen und hinterher die böse Nachred haben, dass er weniger bezahlt habe als sein Vorgänger oder sein Nachfolger. Und so wurde es spät nach Mitternacht, bis die Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeister den Mehrzwecksaal als letzte Gäste verließen und doch schon ziemlich angeheitert ihre Heimwege antraten.

Am nächsten Morgen, zur Sonntagsmesse, war das Thema „Mir werden zum schönsten Dorf Europas“ bereits Tagesgespräch. Einmal, weil beim Festakt am Vorabend doch der eine und andere beim Bürgermeistertisch vorbeischaute, dies und das aufgriff, vereinzelt mitredete und dann das Gehörte und Diskutierte anderen weitervermittelte. Und andererseits, weil jeder der vier Bürgermeister die Neuigkeit natürlich stolz der Gattin und den Kindern und jedem, den sie erreichten, verkündeten. Vor der Messe wurde heftig diskutiert und der Pfarrer musste das Glockengeläut ordentlich hochfahren, damit er gehört wurde und wenigstens die Frauen zum Gottesdienst eintraten. Der Großteil der Männer blieb am Kirchplatz beisammen und palaverte. Für und Wider wurde abgewogen, hin und her wurde diskutiert. Mitten drin der Jetztbürgermeister, der Johann. Und neben ihm die Alt- und Letztbürgermeister, der Willi, der Bertl, der Toni.

Obwohl es ihm ob des blöden Kopfes vom Vortag nicht leicht fiel, gedachte Johann der beim Rhetorikseminar gemachten Erfahrungen, erhob seine Stimme und sprach: „Leute!“ Und nochmals: „Leute!“ Und er wartete, bis es ruhiger wurde am Kirchplatz und man nur mehr den leisen Gesang der Weiber aus dem Gotteshaus hörte. „Wenn mir diese Schanze nicht nutzen, dann sind mir selber schuld. Drei Millionen Euro ... drei Millionen“, dabei streckte er – auch das ein rhetorischer Trick, den er vor zehn Tagen kennen gelernt hat – drei Finger der rechten Hand in die Höhe, um der Sache entsprechenden Nachdruck zu verleihen, „drei Millionen bringt uns das Ganze aus EU-Förderungen, wenn mir es geschickt und klug angehen“. Er machte eine kurze Pause, während der man den einen und anderen stumm nicken sah. „Und weitere drei Millionen, wenn mir als Europasiieger hervorgehen“. Wieder

eine Pause und diesmal kam es bereits zu zustimmendem Gemurmel. „Ganz schön“, „nicht schlecht“, „drei und drei, das wären ja sechs“ konnte man hören. Nun setzte der Toni, der Letztbürgermeister nach. Nicht ganz so gekonnt wie der Johann, denn beim Rhetorikseminar war er als Nicht-Mehr-Bürgermeister logischerweise nicht dabei, aber so schlecht dann doch nicht, wie man es üblicherweise von ihm gewohnt war: „Mir haben gestern lang und ausführlich diskutiert: der Johann, der Willi, der Bertl und ich. Und mir sind letztendlich zu der Entscheidung gelangt, dass dies eine Jahrhundertschance ist, die mir unbedingt nutzen sollten. Solch eine Schanze kommt in hundert Jahren nicht mehr!“. Allgemeines Kopfnicken war zu erkennen und da und dort hörte man ein stilles „super“ und „bravo“ und „warum nicht“. Nur der Kleinbauer Franz, im Dorf ohnehin als Querulant verschrien, schien das allgemeine Wohlgefallen nicht zu teilen und wollte gerade zum Wort ansetzen, als ihm der Bertl zuvorkam und loslegte: „Freunde“, begann er. „Mir haben uns das wirklich gut überlegt. Und ich bin der felsenfesten Überzeugung, dass damit ein Aufschwung in unserem Ort einsetzt, der wo was jedem zugute kommt!“. Nochmals wollte, während einzelne nach Bertls Worten bereits in die Hände klatschten und laut „Bravo“ sagten, der Kleinbauer Franz zum Gegenwort anheben, als sich Willi, der Altbürgermeister, meldete: „Ihr alle wisst, dass ich ein Mensch bin, der nicht zu schnellen und unüberlegten Entscheidungen neigt. Immer und immer wieder wäge ich das Für und das Wider ab. Aber hier gibt es kein Wider. Wer jetzt nicht für die Sache des Dorfes ist, der verdient es nicht, den Namen Dörfler zu tragen!“. „Bravo, Willi“, ertönte es. „Jawohl, richtig!“. „Jetzt oder nie!“. Fast euphorisch war die Stimmung und wenn man genau hinsah, konnte man bei dem einen und anderen so etwas wie ein feuchtes Auge erkennen. „Ein Freibier für jeden“, rief der Bürgermeister, die Gunst der Stunde nutzend. Er zeigte rüber zum Kirchenwirt und setzte sich in Bewegung. Und mit ihm fast alle der Männerrunde. Nur der Kleinbauer Franz und mit ihm der Edi, der Karl und der Fritz, der harte Kern der Oppositionspartei, blieb am Kirchplatz zurück.

Die Gaststube vom Kirchenwirt war gerammelt voll. Und die Stimmung bestens. Selbst viele der Dorffrauen ließen es sich an diesem Sonntag nicht nehmen, nach der Messe noch kurz vorbeizuschauen und sich über den Stand der Dinge zu informieren, ehe sie nach Hause hetzten, das Mittagessen fertig zu machen. Der Johann, der Toni, der Bertl und der Willi waren bereits dabei, Arbeitsgruppen – „Projektgruppen“, wie sie der Bürgermeister nannte – einzuteilen. Entsprechend den handschriftlichen Aufzeichnungen des Bürgermeisters, die er am Vorabend seinen Vorgängern präsentierte und vortrug. Die „Gruppe Willi“ werde sich den Spezialgebieten „Handel, Wirtschaft, Frauen und Senioren“ widmen. Die „Gruppe Bertl“

solle das Gebiet „Tourismus, Kultur, Teichwirtschaft und Blumenschmuck“ abdecken. Für die „Gruppe Toni“ wurden die Bereiche „Landwirtschaft und Natur, Jugendschutz und Schnapsbrennerei“ vorgesehen. Und die „Gruppe Johann“ werde sich um die Belange „Sport und Familie, Zukunft und Geldbeschaffung“ kümmern. Kaum dass der Bürgermeister diese Gruppeneinteilung vorgetragen hatte, wurde es laut in der Gaststube des Kirchenwirtes. Da und dort rief einer raus, in welcher Gruppe er mitarbeiten werde. Hier fragte einer, ob man auch in zwei Gruppen mitmachen könne, weil ihn doch der Tourismus vom Bertl genauso interessiere wie der Schnaps vom Toni. Daneben schrie ein anderer, dass ihm der Chorgesang und die Blasmusik fehle. Und an einzelnen Tischen begann man bereits erste Ideen zu entwickeln: „Ein Badensee, eine Riesenrutsche und Tretboote gehören her!“. „Nix da. G’scheiter wär ein Veranstaltungszentrum mit allem Pipapo!“. „Warum nicht beides. Bei sechs Mille müsst das drin sein!“. Sein eigenes Wort konnte man kaum mehr verstehen, so laut war es in der Gaststube. „Moment, Moment, Moment“, rief der Bürgermeister, stand dabei auf und klopfte mit dem Kaffeelöffel gegen die Tasse. Und er wartete, bis es ruhig wurde. „Nicht so schnell, meine Herrschaften. Euer Interesse ehrt mich zwar, aber mir müssen ganz gezielt und besonnen vorgehen. Morgen, bei der Gemeinderatssitzung, zu der ich euch heute nochmals alle einlade, morgen werden mir den Beschluss fassen, uns an dem Europa-Projekt ‚Das schönste Dorf im ländlichen Raum‘ zu beteiligen. Den EU-Antrag hab ich bereits ausgefüllt und der geht gleich nach dem Gemeinderatsbeschluss nach Brüssel. Und am Dienstag können mir losstarten. Um 19 Uhr, also um 7 Uhr am Abend, treffen sich alle Interessierten im Mehrzwecksaal und dann geht’s los. Diese Schanze werden mir uns nicht nehmen lassen. Und jetzt: noch ein Freibier für jeden!“. „Bravo, Bürgermeister!“, „Toll!“, „Super!“, „Klass!“. Manche klatschten sogar in die Hände und applaudierten. Und es dauerte einige Zeit, bis es wieder ruhiger in der Gaststube des Kirchenwirtes wurde.

Noch nie wurden so viele Besucher bei einer Gemeinderatssitzung gezählt wie an diesem Montag. Meist sind überhaupt keine Zuhörer anwesend. Hin und wieder mal zwei, drei. Ein paar mehr, wenn es um Themen geht, die die Dörfler unmittelbar betreffen. Wenn der Besamungszuschuss für Rinder und Schweine einmal im Jahr auf der Tagesordnung steht, dann sind es schon mal zehn. Oder wenn es darum geht, den Jagdpachtschilling unter der landwirtschaftlichen Bevölkerung neu aufzuteilen. An diesem Montag aber strömen sie unablässig in den Mehrzwecksaal. Und es musste die vordere Zwischenwand herausgenommen werden, weil es an Platz mangelt und der Gemeindediener musste sich um



zusätzliche Stühle für die Zuhörer kümmern. An die fünfzig Besucher waren sicher da, als der Bürgermeister Punkt neunzehn Uhr die Gemeinderatssitzung eröffnete.

Die neun Gemeinderäte des Dorfes waren heute vollzählig vertreten und saßen säuberlich aufgereiht am Sitzungstisch an der Front des Mehrzwecksaales. Nach der Begrüßung durch den Bürgermeister, der Feststellung der Beschlussfähigkeit und der Verlesung des letzten Protokolls – was, einmal mehr, ewig dauerte, weil, wie schon gesagt, das Lesen nicht gerade die Stärke des Bürgermeisters war – stand unter Punkt 4 das Europa-Projekt „Das schönste Dorf im ländlichen Raum“ auf der Tagesordnung. Nachdem zuvor, vor allem während der Verlesung des Protokolls, immer wieder ein Räuspern und Flüstern unter den Besuchern zu hören war, wurde es nun mucksmäuschenstill. Johann, der Bürgermeister, trug mit gewichtigen Worten das Anliegen vor, erklärte lang und breit den Ablauf und sein Konzept und stellte schließlich den Antrag, der Gemeinderat möge beschließen, sich an diesem Europa-Projekt zu beteiligen. Der Antrag wurde mit acht zu einer Stimme angenommen. Nur der Kleinbauer Franz, der Vertreter der Oppositionspartei, enthielt sich der Stimme. „Somit ist der Antrag angenommen“, verkündete der Bürgermeister. Auf diese Worte geschah etwas, was bei Gemeinderatssitzungen absolut unüblich ist: die Zuhörer applaudierten. Laut und lange. Und der Johann, der Bürgermeister, musste schließlich um Ruhe bitten, um mit der Tagesordnung fortfahren zu können. Noch standen sieben andere Punkte auf dem Programm. Aber diese sieben Punkte fanden unter Ausschluss der Öffentlichkeit statt. Denn die Zuhörer verließen nach der Beschlussfassung über die Teilnahme am Europa-Projekt geschlossen den Mehrzwecksaal und gingen, bestens gelaunt, rüber zum Kirchenwirt, auf ein Bier.

Die Auftaktveranstaltung zum Europa-Projekt, wie das Dienstag-Treffen vom Bürgermeister kurzfristig betitelt wurde, wurde zu einem richtigen Dorffest. Fast die Hälfte der Bevölkerung war vertreten und der Gemeindediener hatte alle Hände voll zu tun, Platz zu schaffen. Und der Verein der Dorffrauen, bestehend vorrangig aus den Gattinnen und Töchtern jetziger und ehemaliger Gemeinderäte, kam kaum mit dem Ausschanken von Bier und Wein und Saft nach. Johann hatte in der Landesregierung alle Hebel in Bewegung gesetzt und erreicht, dass er Overhead-Projektor, Flip-Chart, Papier, Filzstifte ausgeborgt bekam. Der Sohn vom Willi, ein Hobbymusiker, hatte sogar seine Tonanlage aufgebaut. Der Toni stellte vier Steigen Äpfel gratis zur Verfügung und der Bertl bot sich an, die Moderation zu machen, was aber von Johann mit den Worten „das mach ich selbst“ abgelehnt wurde.

Nachdem der Johann kurz begrüßt hatte, bat er den Toni, die Lichter auszumachen, was dieser auch tat. Nun zeigte der Johann seine „Präsentation“, wie er das nannte. Bilder, Tabellen, Statistiken, die er gestern und heute mit Stift auf Folien malte und die nun mit Hilfe des Overhead-Projektors an die Wand des Mehrzwecksaales geworfen wurden. Aus wie viel Ländern die EU besteht und wo Brüssel liegt und wie viel Geld die EU Jahr für Jahr vergibt und wie viel die zu erwartenden sechs Millionen Euro sind ... wurde da anschaulichst mittels Diagrammen gezeigt. Manch einer der Dörfler staunte nicht schlecht ob dem, was ihm da vermittelt wurde. Auf der anderen Seite gab es aber auch einige, die – schließlich lag ein anstrengender Wochentag hinter ihnen – in tiefen Schlaf verfielen und nach rund zehn Minuten relativ abrupt aus ihren Träumen gerissen wurden. „Licht an!“, rief der Johann und der Toni drehte die Lichter des Mehrzwecksaales wieder auf. „So“, sagte der Johann, nachdem es wieder hell war im Mehrzwecksaal, „jetzt geht es um die Gruppeneinteilung. Ich hab da vier große Blatt Papier aufgehängt. Das sind die vier Gruppen. Die Gruppe Willi, die Gruppe Bertl, die Gruppe Toni und die Gruppe Johann. Da vorne liegen Filzstifte. Jeder von euch tragt sich bei der Gruppe ein, in der er mitarbeiten will. Ihr könnt euch auch in zwei, drei oder allen vier Gruppen zur Mitarbeit eintragen. Also, auf geht's!“ . Nachdem es zuvor, bei der Johann'schen Präsentation, absolut still war, kam jetzt Leben in den Mehrzwecksaal. Die einen überlegten laut, in welcher Gruppe sie wohl mitarbeiten sollen, andere waren sich bereits sicher, standen auf und gingen sich eintragen und wieder andere sprachen vom großen Durst, der sie quäle und deckten sich mit Getränken ein. Nachdem nach rund einer halben Stunde und zahlreichen Zwischenfragen die an Willi, Bertl und Toni, vor allem aber an den Johann gestellt wurden, die Gruppenblätter ziemlich voll geschrieben waren, sich offensichtlich alle eingetragen hatten und der Großteil der Dörfler wieder auf ihren Plätzen saß, klatschte der Bürgermeister in die Hände und bat die noch herum stehenden Dörfler auch Platz zu nehmen. „Also. Jetzt hätten mir die Gruppeneinteilung beisammen. Die Gruppe Willi – Handel, Wirtschaft, Frauen und Senioren – trifft sich jeden Montag von neunzehn bis einundzwanzig Uhr. Die Gruppe Bertl – Tourismus, Kultur, Teichwirtschaft und Blumenschmuck – jeden Dienstag. Die Gruppe Toni – Landwirtschaft und Natur, Jugendschutz und Schnapsbrennerei – jeden Mittwoch. Und die Gruppe Johann, also meine Gruppe, die Gruppe Sport und Familie, Zukunft und Geldbeschaffung, die trifft sich jeden Donnerstag“. Wieder kam es zu einigen Diskussionen, denn der eine konnte am Montag nicht, weil da auch das Treffen der Freunde einer traditionellen Krippenbauweise in der Nachbargemeinde stattfand und der andere hatte am Mittwoch keine Zeit, weil an diesem Tag in der Bezirkshauptstadt der Englischkurs für Anfänger stattfand, an dem er, wie er stolz

betonte, seit letztem Monat teilnehme. Der Bertl, nie um einen gute Idee verlegen, schließlich gründete er vor Jahren die heimischen Kulturtage und war stets um kreative Lösungen bemüht, wollte schon den Vorschlag machen, dass man die eine oder andere Gruppe doch auch zusammen legen könne. Doch kaum dass er ansetzte, traf ihn „der böse Blick des Bürgermeisters“, wie man das im Dorf nannte, wenn der Johann nicht durch seine Brille, sondern über den Rand seiner Brille hinweg sein Gegenüber ansah. Also schwieg der Bertl und der Johann meinte lapidar, dass der, der an einem bestimmten Tag nicht Zeit hätte, sich halt in einer anderen Gruppe eintragen solle. „Mir müssen jetzt effektiv arbeiten und uns nicht von Kleinigkeiten abbringen lassen!“, sagte er mit Nachdruck. Und nach einigem hin und her war das Problem der Gruppeneinteilung endgültig gelöst und rundum herrschte ein Gefühl der Zufriedenheit.

In dieses Gefühl der allgemeinen Zufriedenheit hinein setzte der Johann nach. Auch das hatte er beim Rhetorik-Seminar gelernt: Zufriedenheit, Glücksgefühl bei den Zuhörern schaffen und dann wichtige Botschaften rüber bringen! „Mir haben gestern bei der Gemeinderatssitzung auf meinen dringlichen Antrag hin beschlossen, die sechs Millionen Euro, die mir von der EU zu kriegen haben, vorweg als Darlehen aufzunehmen, damit mir sofort und ohne Verzögerung zu arbeiten beginnen können“. „Wau!“, tönte es durch die Mehrzweckhalle. Und „Trotti!“ und „Wahnsinn!“ und „Bist deppert!“. Und manchem tat es sicherlich leid, dass er gestern die Gemeinderatssitzung frühzeitig verließ und dieses historische Ereignis nicht direkt miterleben konnte. „Weil“, fuhr der Bürgermeister fort, „weil das mit den EU-Geldern, auch wenn mir den Antrag heute schon weggeschickt haben, das kann Monate dauern, bis es kommt. Und mir müssen jetzt tun und arbeiten und nicht, wenn es zu spät ist. Hier und heute müssen mir unsere Schanze nutzen und nicht erst in einem Jahre, wenn das Europa-Projekt schon abgeschlossen ist!“. „Eh, klar“, „jawohl“, „richtig“ klang es aus den Zuhörerreihen. „Mir werden auf unseren Mehrzwecksaal samt Gemeindeamt und Parkplätzen und Inventar sowie auf unsere Gemeindeteichanlagen und unser Hoffnungsgrundstück in den Saubacher Auen ein Darlehen aufnehmen. Weil das aber noch nicht ganz reicht, haben mir Gemeinderäte, bis auf einen, beschlossen, dass jeder von uns ein Haftungsdarlehen von 10.000,-- Euro übernimmt!“. „Bravo“, riefen einzelne, „großartig“ andere und „der Kleinbauer Franz, der Arsch und Verräter“ wieder andere. „Weil das aber immer noch nicht ganz reicht“, fuhr der Bürgermeister fort, „hat der Gemeinderat beschlossen, dass auch jeder Gemeindebürger ein Haftungsdarlehen von 1.000,-- Euro übernimmt“. Es wurde still im Mehrzwecksaal des Dorfes. „Ich hab sechs Kinder und der

Schwiegervater und die Schwiegermutter leben auch bei mir. Das wären ja 10.000,-- Euro, bist deppert!“, meinte der Leitner Karl. Und: „Wo soll ich 6.000,-- Euro auftreiben!“, rief der Schuster Fritz. Und: „Vor einem halben Jahr habt’s den Besamungszuschuss gekürzt und jetzt wollt’s auch noch Bares, spinnst’s!“, ereiferte sich der Schlosser Ferdl. „Nanana! Nix da! Hört zu!“, rief der Bürgermeister zu Besonnenheit. „Keiner braucht was zahlen!“, beruhigte er die Gemüter. „Es geht ja nur um eine Sicherheit für ein garantiert erfolgreiches Projekt. Erstens einmal wird nur der von euch diese Sicherheit garantierten, der ein eigenes Einkommen hat. Und zweitens einmal, und das ist das Tolle dabei, wird jeder von euch, der die Ausfallshaftung übernimmt, am Gewinn des Projektes beteiligt sein. So wird das Ganze für jeden von uns zu einem riesigen Geschäft. Mir unterschreiben faktisch bloß ein Stück Papier, eine Ausfallshaftung, müssen keinen Groschen in die Hand nehmen und nach zwei, drei Jahren, wenn das Projekt läuft, streifen mir die Marie ein. So einfach ist das Ganze! Ohne jedes Risiko!“. Nach einigem hin und her beruhigten sich die Gemüter und die Dörfler hatten durch die Bank erkannt, welche Möglichkeit sich ihnen durch die Beteiligung bot. „Das ist wie eine große Aktiengesellschaft, die Ausfallshaftung ist nichts anderes wie eine Aktie, mir alle werden zu Aktionären“, legte der Willi, der Altbürgermeister, nach, der als gelernter Einzelhandelskaufmann und jahrelanger Betreiber des Dorfkaufhauses von den Dörflern als Kenner der Materie geachtet und geschätzt wurde und der mit seiner Wortmeldung die letzten Zweifler überzeugte. So mussten der Johann, der Toni, der Bertl und der Willi nur mehr die vorbereiteten Formblätter zur Leistung der Unterschrift austeilen und dann – nachdem die Dörfler ihren Namen zu Papier brachten – diese wieder einsammeln. Der Johann bedankte sich. Kurz, knapp, bündig, wie er es beim Rhetorik-Seminar gelernt hatte: „Ich denke, mir haben heute gemeinsam einen Meilenstein in der Geschichte unseres Ortes gesetzt. Und bin überzeugt, dass mir mit dieser Maßnahme einen bedeutenden Schritt Richtung Zukunft gehen. Möge unser Werk gelingen. Glück auf und gute Nacht!“. In den allgemeinen Applaus hinein holte er sich vom Ausschank eine Flasche Apfelbrand, der Toni, der Bertl und der Willi nahmen Schnapsgläser und gemeinsam gingen sie durch die Reihen und tranken mit den Dörflern auf ihr gemeinsames Projekt: auf das schönste Dorf im ländlichen Raum. Weil aber Wochentag war und die meisten Dörfler am nächsten Morgen früh aus den Federn mussten, lichtetete sich der Mehrzwecksaal ziemlich bald. Nur der Willi, der Bertl, der Toni und der Johann blieben noch eine Zeit lang sitzen und tranken den einen und anderen Schnaps auf den großartigen Erfolg des heutigen Tages und das Gelingen ihres Werkes.

Die Arbeitsgruppen liefen bestens an. Nicht nur die, die sich bei der Auftaktveranstaltung eingetragen hatten, kamen. Vielfach brachten sie auch Familienmitglieder, Nachbarn, Freunde mit, die am besagten Dienstag keine Zeit hatten. Und auch die wenigen Dörflern, an denen die Sache bisher spurlos vorüber ging, hatten in der Zwischenzeit von dem Europa-Projekt erfahren und gar mancher von ihnen kam nun ebenfalls zu den Arbeitsgruppen. Richtige Aufbruchstimmung herrschte im Dorf. Und wo immer sich zwei Dörfler und mehr trafen, wurden Ideen entwickelt, wie man zum schönsten Dorf im ländlichen Raum werden könnte.

Die „Arbeitsgruppe Willi“, die sich mit dem Themenkreis „Handel, Wirtschaft, Frauen und Senioren“ beschäftigte, wurde – wie schon der Name sagt – von Willi, dem ältesten der Altbürgermeister gelenkt und geleitet. Der Willi hatte sich deshalb zur Übernahme der Seniorenbelange überreden lassen, weil er selbst schon in ein gewisses Alter gekommen war, am linken Ohr leicht hinkte und bei den älteren Dörfler die besten Imagewerte hatte, wie eine im Vorjahr durchgeführte Umfrage belegte. Aus ähnlichen Überlegungen wurden ihm auch die Belange „Frauen“ zugeteilt. Willi hatte nämlich in seinen jüngeren Jahren den Ruf des Weiberers. Kaum eine der Dorffrauen, die – so munkelte man – nicht ein Gspusi mit ihm hatte. Aber geredet und gemunkelt wurd halt viel im Dorf. Und sicherlich war wenigstens die Hälfte von dem, was man sich so erzählte, falsch. Denn bei dem, was dem Willi alles so an Verhältnissen angedichtet wurde, müsste dieser schon längst über den Jordan gegangen sein.

Frauen und Senioren spielten aber in der Startphase der Gruppe Willi kaum eine Rolle. Mit der Ausnahme, dass in der Gruppe selbst relativ viele Frauen und Senioren dabei waren. Aber thematisch stand eindeutig der Wirtschaftsmoment im Vordergrund. Und die Frage, was man tun könnte, um diesen zu beleben. Und was die heimische Wirtschaft dazu beitragen könnte, dass man zum schönsten Dorf wird. Das Problem war nur, dass es diese Wirtschaft im Dorf kaum gab, dass die Dorfwirtschaft vor allem aus der Landwirtschaft bestand. Außer dieser gab es so gut wie nichts mehr. Da war noch der Gemischtwarenhandel vom Willi, der Kirchenwirt, die Schusterei vom alten Adi und die kleine Schreinerwerkstatt vom Holzner. Wobei der alte Adi schon auf die achtzig zuging und seine Schusterwerkstatt aus dem kleinen Kammerl neben der Küche bestand. Auch lieferte er längst schon keine Steuern mehr ab, denn wenn er in der Woche vielleicht einen Schuh eines Dörflers reparierte, dann verlangte er dafür nichts und man brachte ihm als Gegenleistung eine Binde Speck oder ein paar Eier vorbei. „Mit der Schusterei vom Fritz sollten mir in unseren Zukunftsüberlegungen nicht rechnen“, meinte denn auch der Willi, als die Arbeitsgruppe bei einem ersten Treffen eine

Bestandserhebung über wirtschaftliche Stärken und Schwächen durchführte. Ähnliches galt für die Schreinerwerkstätte des Holzner. Und das nicht nur, weil der Holzner ein Zuag'raster war, der sich vor acht Jahren am Dorfrand ein Häuschen baute und dort im Keller eine kleine Schreinerwerkstatt einrichtete. Auch weil der Holzner dieser Schreinerwerkstätte nur nebenbei, faktisch als Hobby betrieb und hauptberuflich in der Bezirksstadt die Holzabteilung eines Baumarktes leitete. „Aber reden kann man mit ihm ja mal“, meinte der Willi, wobei nicht einmal er selbst so recht daran glaubte, denn der Holzner war ein ziemlicher Eigenbrödler, den man höchst selten im Dorf zu Gesichte bekam. Blieb noch der Kirchenwirt und das Geschäft vom Willi. Die Gemischtwarenhandlung vom Willi war ein Laden, in dem man beinah alles erhielt, was man im Dorfalltag so brauchte. Mehr aber auch nicht. Und so nutzten viele der Dörfler den freien Samstag, um sich in den größeren Kaufhäusern der Bezirksstadt mit dem Notwendigsten einzudecken. Und schauten beim Willi meist nur dann vorbei, wenn sie in der Bezirksstadt etwas vergessen hatten oder wenn ihnen das eine oder andere Produkt ausgegangen war. Das heißt: der Laden vom Willi ging nicht besonders gut und ernährte ihn, seine Frau und seinen Sohn mehr schlecht denn recht. Und öfters saß er mit seinem Sohn, dem Hobbymusiker, der, so wie er selbst, im elterlichen Betrieb Einzelhandelskaufmann gelernt hatte, beisammen und redete mit ihm über mögliche Erneuerungen und Modernisierungen. Und öfters hatten sie tolle Ideen und tolle Pläne, aber auf einen grünen Zweig kamen sie nie, weil hinten und vorne das Geld fehlte. Und es ist durchaus verständlich, dass der Willi und sein Sohn sich Hoffnungen machten, dass ein Teil der Millionen aus dem Europa-Projekt in die Verbesserung der Versorgungsinfrastruktur des Dorfes, sprich in den Ausbau ihres Ladens fließen könnte.

Ähnliche Hoffnungen machte sich übrigens auch der Kirchenwirt-Sepp, der ebenfalls in der Wirtschafts-Gruppe mitarbeitete und sich zusätzlich auch noch in die Liste „Tourismus und Fremdenverkehr“ eintragen hat lassen. Der Kirchenwirt-Sepp betrieb den Dorfgasthof in vierter Generation. In der Zwischenkriegszeit – vor siebzig, achtzig und mehr Jahren – soll der Kirchenwirt ein beliebtes Ausflugslokal mit Fremdenzimmern, Tanzsaal und eigener Bäckerei gewesen sein. Aus allen Teilen des Landes und manchmal sogar aus dem Ausland sollen Gäste gekommen sein. Von dieser Hochblüte war nichts mehr zu spüren. Der Schankraum und der Saal, in dem – seit es die Mehrzweckhalle gab – nur mehr selten Veranstaltungen durchgeführt wurden, wirkten ziemlich abgelebt, abgenutzt. Erneuerungen wurden in den letzten Jahren so gut wie keine durchgeführt. Und die ehemalige Bäckerei war ebenso verschwunden wie die Fremdenzimmer, in denen eine Zeit lang Flüchtlinge aus Afrika

untergebracht waren, was aber von der Dorfbevölkerung rasch abgestellt wurde. Klar, dass unter diesen Gegebenheiten auch der Kirchenwirt-Sepp große Hoffnungen in das Europa-Projekt setzte und sich in Gedanken bereits die eine oder andere Neuinvestition in seinen Betrieb ausmalte.

Natürlich wurde in der Arbeitsgruppe Willi auch überlegt, ob nicht die Huber Resi, eine gelernte Friseurin, ein Wirtschaftsfaktor sei. Schließlich wusch sie fast allen der Dorffrauen den Kopf und drehte ihnen – durchaus gekonnt, aber eben schwarz – die Haare ein. Und auch ob der Max, der Herr Ingenieur, der einzige im Dorf, der mit dem Computer umgehen konnte und einen Internetanschluss hatte, nicht in die Zukunftsüberlegungen der Wirtschaftsgruppe einfließen sollte. Schließlich ließ man es aber und einigte sich darauf, einen Leitsatz zu formulieren, der schließlich – nach der fünften Arbeitssitzung – folgendermaßen aussah: „Die Zukunft und Schönheit eines Dorfes wird ganz stark von einer starken und lebendigen Wirtschaft geprägt. Darum wollen wir uns mit aller unserer Kraft darum bemühen, die Wirtschaft in unserem Ort zu stärken und zu beleben. Jede und jeder“. Als dieser Satz beim nächsten Gesamttreffen aller am Projekt beteiligten Dörfer präsentiert wurde, gab es dafür große Anerkennung von allen Seiten.

Nicht ganz so produktiv und erfolgreich lief die Arbeit in der Gruppe „Tourismus, Kultur, Blumenschmuck und Teichwirtschaft“ an. Dies wohl auch deshalb, weil der Bertl, der Gruppenleiter, ein ziemlicher Sturkopf sein konnte. Schon beim ersten Treffen stellte er sich vorne hin und erklärte lang und breit, wie er vor fünfundzwanzig Jahren den Blumenschmuckwettbewerb im Dorf ins Leben rief und ausbaute. Und dass er sich den nicht nehmen lasse. Und dass der sowieso das Um und Auf des Europa-Projektes sei. Und dass er deshalb ein Konzept ausgearbeitet habe, wie man noch mehr Blumenschmuck im Ort machen könne. Als während Bertls elendlangem Vortrag einer der Gruppenteilnehmer – leise zwar, aber halt doch hörbar – zu seinem Nachbar flüsterte „der mit seinem Blumenschmuck“, lief der Schädel vom Bertl knallrot an. „Ich hab’s genau gehört!“, zischte er in die Ecke, aus der das Flüstern kam. Und es bedurfte der ganzen Überredungskunst des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters – der, wie schon der Name sagt, ein Meister der Beschwichtigung und Konfliktlösung war –, dass der Bertl nicht seine Sachen zusammen packte und davon ging.

Der Bertl war ein Hansdampf in allen Gassen. Wenn ihn einer, der ihn nicht kannte, reden hörte von all den großartigen Sachen, die er in seinem Leben bereits vollbrachte, so musste dieser glauben, dass er den Nobelpreis auf dem Gebiete der Physik, Chemie und Medizin ebenso gewonnen haben musste wie den großen Staatspreis für Kunst und Kultur, einen Oskar und den Orden für Verdienste um Vaterland, Brauchtum, Blumenschmuck und Fischerei. In Punkto Dampfplauderei war er sicherlich der einzige, der es mit dem Johann aufnehmen konnte. Der Unterschied zum Johann war der, dass er – der Bertl – das glaubte, was er sagte. Folglich war er auch überzeugt davon, dass Blumenschmuck „die einzige Schanze für das Dorf“ sei. Und pochte deshalb vehement darauf, diesen auszubauen und zu intensivieren. „Meine Idee ist die, dass mir zum Schwertliliendorf Europas werden!“. Wohl gab’s in der Gruppe ein paar ältere Weiber, die der Sache durchaus positiv gegenüberstanden ... „wenn mir die Zwiebeln gratis kriegen!“. Doch insgesamt machte sich eher Unmut breit über diese „hirnbeschissene Idee“, wie sie von einzelnen genannt wurde. Und wieder bedurfte es des Einfühlungsvermögens und des ausgleichenden Verhandlungsgeschicks des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters, dass die Sache nicht in die Hose ging, noch ehe sie richtig zum laufen kam.

Während also die Gruppe „Tourismus, Kultur, Blumenschmuck und Teichwirtschaft“ mit großen Startschwierigkeiten und internen Kommunikationsproblemen zu kämpfen hatte, war das Problem in der Arbeitsgruppe „Landwirtschaft“ ein völlig anderes, nämlich das von Inaktivität und Resignation. Zwar bemühte sich der Toni, Letztbürgermeister und Gruppenleiter, mit all seiner Größe und Autorität eine positive Grundstimmung in die Gruppe zu bringen. Aber so sehr er sich auch bemühte, so richtig wollte ihm das einfach nicht gelingen. Schon der Einstieg in die Arbeit, als er aus gruppendynamischen Gründen die Anwesenden das Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“ singen ließ, ging völlig daneben. Wahrscheinlich auch deshalb, weil in dieser Arbeitsgruppe vorrangig ältere Männer saßen. Zwar verirrten sich neben den Altbauern auch der eine und andere jüngere seiner Zunft in die Gruppe und vereinzelt war auch Weibsvolk anwesend, aber das Durchschnittsalter lag doch weit jenseits der fünfzig. Und so konnte man von Beginn an manch EU-kritisches Wort hören und immer wieder die Zweifel und Ängste am Überleben des Bauernstandes. Selbst das Fass Most, das der Toni zu jeder Sitzung mitbrachte und gratis zur Verfügung stellte, konnte die Stimmung nicht so recht heben. Und erst als er sich eines erfolgreichen Animationstricks aus seiner Zeit als Führer der Landjugend erinnerte und die Kassette mit dem Lied vom lustigen Entlein der „Elxenbacher Dorfspatzen“ in den Recorder legte und die Gruppenteilnehmer bat,



aufzustehen und mitzuklatschen, erhellten sich die Gemüter und stellte sich eine gewisse Bereitschaft zur Mitarbeit ein.

Wesentlich besser lief es in der vierten Arbeitsgruppe. Kein Wunder, kam doch der Johann, Bürgermeister und Gruppenleiter, mit ganz klaren Vorstellungen zu den einzelnen Sitzungen. Was ihm – das muss der Ehrlichkeit halber gesagt werden – natürlich wesentlich leichter fiel als den anderen Gruppenleitern. Schließlich saß er, der Johann, ja an der Quelle der Information. Und hatte, zwischen seinen Botengängen und Jausenbesorgungsaufträgen, genügend Zeit, diese Informationen zu nutzen und aufzubereiten. So kopierte er mal da, mal dort eine Seite aus einer Informationsbroschüre, machte sich hier eine Notiz und dort eine Anmerkung. Und für jedes Treffen hatte er für die Teilnehmer ein Blatt Papier vorbereitet, auf dem er den Ablauf exakt fixiert hatte. Von Punkt eins „Begrüßung der Teilnehmer“ bis Punkt vier „Fixierung des nächsten Treffens, Dank und Verabschiedung“. Einschließlich eines aktivierenden, der Thematik entsprechenden Einstiegsspruches im Sinne von „auch Abendstund hat Gold im Mund“ oder „Mir alle sind Dorf“. Und einer klaren, deutlichen Zielformulierung, die er – im Gegensatz zum Einstiegsspruch, den er ganz oben auf dem Blatt anbrachte – an das untere Ende des Blattes setzte und die da lautete: „Gemeinsam werden mir es schaffen!“. Oder: „Eine Chance, die nicht genutzt wird, ist eine verlorene Chance!“.

Zusätzlich verstand es der Johann bestens, die Gruppenteilnehmer zu motivieren und zu aktivieren. So ließ er – weil das Thema „Sport“ ja ein wichtiger Bestandteil des Projektes war – zu Beginn jedes Treffens die Hofer Leni, eine begeisterte Hobbytänzerin, mit den Gruppenmitgliedern leichte Aufwärmgymnastik machen. Was bestens ankam. Und manchmal stellte er sich selbst hin und praktizierte mit den Teilnehmern einfache Sprach- und Rhetorikübungen. Nichts Kompliziertes. Nur das, was er in dem Tagesseminar damals eben mitbekommen hatte. „Aah“ und „Eeh“ und „Sonne“ und so. Auch wenn sich der eine und andere ob dieser seltsamen Laute an den Kopf griff und hinter Johanns Rücken an die Stirn tippte und den Vogel zeigte, war der Großteil doch mit Eifer und Begeisterung dabei. Wohl auch deshalb, weil der Johann erklärte, dass das Reden ganz, ganz wichtig sei. Für alle und jeden. Und dass er selbst nur so weit kommen konnte, „weil ich mir immer und immer wieder darum bemüht habe“.

Auf der Basis solch eines anregenden, die Kreativität der Teilnehmer durchaus stimulierenden Klimas, entwickelte die Gruppe bald auch gute und brauchbare Ideen. Das vielleicht

wichtigste und innovativste Projekt wurde auf Johanns Anregung hin geboren, der – als sich die Gruppe nach einer anregenden Aufwärmgymnastik einmal zu sehr vom Thema entfernte und sich in diesem und jenem verzettelte – die Teilnehmer, nicht böse, aber doch mit deutlichen Worten, daran erinnerte, bei der Sache zu bleiben. „Mir haben die Bereiche Sport und Familie. Bleiben mir dabei. Und verzetteln mir uns nicht“. Und er rief dazu auf, diese beiden Belange – Sport und Familie – miteinander zu verknüpfen, „zu vernetzen“, wie er sagte. „Ich mach mit meiner Familie eh einmal täglich Sport ... zumindest mit meiner Frau!“, wollte sich ein Witzbold wichtig machen. Aber noch ehe die Botschaft bei den Gruppenmitgliedern ankam, traf den Zwischenrufer der böse Blick des Bürgermeisters. Und verschämt zog der Störefried den Kopf ein und schwieg. Und nur ein einzelner Teilnehmer konnte es sich nicht verkneifen und stieß, leicht verspätet, ein unterdrücktes „haha“ aus, als das vom Zwischenrufer Geäußerte endlich sein Gehirn erreichte. „Vernetzen mir unser großes Potential in den Bereichen Sport und Familie“, wiederholte der Johann. Und erklärte, nachdem einige Gruppenmitglieder verdattert dreinschauten, was Potential bedeutet. Das heißt: er versuchte es zu erklären. Ganz schaffte er es dann doch nicht. Jedenfalls schlug er, als sich die Wogen geglättet hatten, vor, die Erste Kinderolympiade der Neuzeit ins Leben zu rufen. Das musste man dem Johann lassen: einmal mehr hatte er die Einbringung einer Idee bestens vorbereitet und großartig eingesetzt. Absolut still wurde es nach dieser Ansage und man spürte förmlich, wie es im Kopf jedes einzelnen arbeitete. „Kinderolympiade?“, „Kinderolympiade?“ ... „Kinderolympiade!“. Und es dauerte ein paar Sekunden, bis man es rundum murmeln hörte. „Eine grandiose Idee!“. Klar, dass das der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister war, der auch in der Sport- und Familiengruppe mitarbeitete. Denn ‚grandios‘ war ein Wort, das nur seinem Sprachschatz entspringen konnte. Kein anderer Dörfler, nicht einmal der in der Landesregierung beschäftigte und rhetorisch geschulte Johann verfügte über derlei feine Ausdrucksformen und solch geschliffene, messerscharfe Formulierungsmöglichkeiten. „Toll“, „Klass“, „Super“, sagten die anderen. Und gemeinsam begann man das von Johann vorgeschlagene Konzept rund um Sackhüpfen, Stiefelweitwerfen, Kürbisrollen und Zwetschkernspucken im Detail auszuarbeiten und zu Papier zu bringen.

Während die vier Arbeitsgruppen also werkten und wirkten – die einen mehr, die anderen weniger produktiv – und sich Woche für Woche zu Sitzungen trafen, versammelte der Kleinbauer Franz – der Anführer der Dorfoption – sein kleines Häuflein Aufrechter ebenfalls um sich. Einmal in der Woche trafen sich auch der Edi, der Karl und der Fritz in der

Stube vom Franz. Und besprachen – während die Frau vom Franz Brote strich und Most und Schnaps holte – den Stand der Dinge und die weitere Vorgehensweise. „Ein Wahnsinn“, klärte der Franz seine Mitstreiter auf. „Sechs Mille Kredit! Auf Jahrzehnte haben mir uns verschuldet!“. „Wenn’s aber ein Erfolg wird?“, warf der Karl ein. Der Karl, muss man wissen, war – zum Unterschied von den drei anderen – kein wirklicher Revolutionär. Vielmehr war er einer, der immer und stets auf Harmonie und Ausgleich aus war. Ein falscher Hund, der einem ganz schön Honig ums Maul schmieren konnte. „Bloß nichts Böses sagen“, war seine Devise. „Und ja keinen beleidigen“. Aber hinten rum! Naja. In die Gruppe der Dorfoption wurde er eigentlich nur mangels Alternativen aufgenommen. Bei der letzten Mitgliederwerbaktion, bei der der Franz und seine zwei Getreuen gar manchen Hof im Ort, in dem sie Hoffnungskandidaten vermuteten, aufsuchten, war der Karl der einzige, der sie nicht gleich schon mit Schimpf und Schande von seinem Grund und Boden vertrieb. „Kommt’s nur, setzen mir uns rein und trinken mir einen“, bat er sie ins Haus. Erst viel später erkannte der Franz, dass der Karl eigentlich einer von der anderen Seite war und viel eher zur dörflichen Regierungsmannschaft tendierte, von dieser aber nicht akzeptiert wurde, weil er einst ein Techtelmechtel mit Johanns Gattin hatte. „Er oder ich“, hatte der Johann damals der versammelten Führungsmannschaft hingeworfen. Und natürlich entschied sich diese für den Johann und lehnte die Mitgliedschaft von Karl mit Nachdruck ab. Seither hat der Karl „eine fürchterliche Wut auf die Bagasch“, wie er dem Franz, dem Edi und dem Fritz gegenüber betonte. Gleichzeitig wollte er es sich mit ihr aber doch nicht ganz verderben. Man wusste ja nie. Und so wär’s ihm durchaus lieber gewesen, die Oppositionsmannschaft hätte beim Europa-Projekt mitgearbeitet, statt sich dagegen zu stemmen. „Wie soll denn das ein Erfolg werden? Mir wissen ja nicht einmal, ob mir von der EU überhaupt einen Groschen kriegen!“, echauffierte sich der Franz. Aber der Karl ließ vorerst nicht locker: „Sollte man ihnen nicht wenigstens eine Schanze geben?“. „Schanze, Schanze, Schanze!“, mischte sich jetzt der Edi stimmungsgewaltig ins Gespräch. „Entweder mir sind Opposition oder mir sind nicht Opposition. Bloß am Montag auf den Tisch hauen und den Rest der Woche Händchen halten gibt’s nicht!“. Ob dieser deutlichen Worte vom Edi Richtung Karl schwieg dieser den Rest des Abends beleidigt und es brauchte fünf Schnäpse, ehe er seine „destruktive Haltung“ – wie der Edi sie nannte – endlich aufgab.

Der Edi war der Denker in der Gruppe der Dorfoptionellen. Als Betriebsrat eines Stanzwerkes in der Bezirkshauptstadt war er immer wieder auf Schulungen und hatte sich dabei ein breites politisches Wissen angeeignet. Der Edi schrieb die ganzen Reden für den

Franz, formulierte für ihn die Anträge im Gemeinderat und bereitete inhaltlich alles auf, was an die Öffentlichkeit, an die Dorfbevölkerung ging. Wohl schlichen sich, weil der Edi zwar ein gestandener Gewerkschafter aber kein Deutschprofessor war, in die Botschaften der Opposition immer wieder mal Tipp- und Rechtschreibfehler ein. Weil aber auch in den Aussendungen der heimischen Regierungspartei öfters mal zu einer Fersammlung geladen und zur Mühltrennung aufgefordert wurde, fiel das keinem im Dorf weiters auf. „Mir müssen ein Informationsschreiben an die Bevölkerung raus lassen!“, meinte der Edi. Der Fritz, der bis zu diesem Zeitpunkte nichts gesagt hatte und nur da saß, gab dem Edi recht: „Richtig!“. Und der Edi nahm darauf hin den Block, den er vor sich liegen hatte und den Kugelschreiber und schrieb dick und fett „Skandal“ quer über das oberste Blatt. „Einen Aufhänger brauchen wir, einen richtigen Aufhänger!“, betonte er dabei. Und gemeinsam begannen die drei – der Franz, der Edi und der Fritz – das „Informationsschreiben an die Bevölkerung unseres Dorfes“ zu formulieren und zu gestalten. Und nach dem fünften Schnaps und langem Zureden machte auch der Karl mit.

Als dieses Informationsschreiben in die Häuser des Dorfes kam, war die Hölle los. Das heißt: eigentlich war sie schon vorher los. Oder besser: wurde sie zuvor schon aufgeheizt, die Hölle. Denn noch an dem Tag, als der Edi das Blatt in der Bezirksstadt kopieren hat lassen und beim dortigen Postamt aufgab, hatte der Johann, der Bürgermeister, schon ein Exemplar davon in der Hand. Druckfrisch, sozusagen. Denn der Postamtsleiter war nicht nur ein Sport-, sondern auch ein Parteikollege. Und weil sich – wie es im ländlichen Raum so schön heißt – Kollegen kollegial verhalten, fühlte er sich geradezu verpflichtet, den Johann vorab von dieser „gemeinen Sauerei“ zu informieren. Besser, ich verletz ein klein wenig das Amtsgeheimnis, als ich geh das Risiko ein, dass mein Freund ob dieser Überraschung vom Schlag getroffen wird, sagte er sich.

Der Johann selbst war ob dieses Schreibens gar nicht so sehr überrascht. Er habe mit so was gerechnet, meinte er. „Mir kennen ja unsere Pappenheimer!“. Fast hatte man den Eindruck, als hätte er darauf nur gewartet, als wäre eingetroffen, was er heimlich erhoffte, so gelassen schien er. Und als gehörte die Vorgehensweise zu seinem Plan, bat er seinen Freund, den Postamtsleiter, die Aussendung noch einen Tag zurück zu halten, damit er die entsprechenden Schritte einleiten könne. Für den nächsten Abend rief er sein achtköpfiges Regierungsteam plus Willi, Bertl und Toni zusammen, hielt diesen das Pamphlet des Kleinbauers und seiner Freunde unter die Nase und erläuterte, was nun zu tun sei. Und er zog ein wunderschön

gestaltetes Blatt Papier aus seiner Mappe, auf dem von Zukunft und Hoffnung und Sonnenschein die Rede war und machte seinen Mannen klar, dass dieses Blatt noch heute Nacht in jedes Haus des Dorfes zu tragen sei.

So fiel den Dorfbewohnern am nächsten Morgen an der Haustür ein Schreiben in die Hand, in dem unter der Überschrift „Einer glücklichen Zukunft entgegen!“ die bisher großartig geleisteten Arbeiten der Projektgruppen aufgelistet, die bereits fixierten Aktionen beschrieben und die Zukunft der Gemeinde in den schönsten Worten skizziert wurde. Einschließlich eines vom frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister verfassten Gedichtes „Mütterlein“ und des herzlichen und aufrichtigen Dankes an alle, die bisher so engagiert und großartig zu dieser wunderbaren Sache beigetragen haben. Die meisten Dörfler waren zutiefst gerührt ob dieser Zeilen und dem Dank, der ihnen ausgesprochen wurde. Und in eben diese wirklich zu Herzen gehende Hochstimmung, die sich von Hof zu Hof ausbreitete und beinahe über das ganze Dorf legte, wurde vom Postzusteller des Dorfes zwei, drei Stunden später ein Schreiben völlig konträren Inhalts ins Haus gebracht. Da war von Skandal und Verschuldung und Chaos die Rede. Wohl musste der eine und andere Dörfler vier, fünf mal und öfters über das Blatt lesen, ehe ihm bewusst wurde, was da gespielt wurde. Dem Großteil aber war sofort klar, was für eine hundsgemeine Schweinerei da ablief.

Schon seit ewigen Zeiten nicht mehr waren im Gemischtwarenladen vom Willi und seinem Sohn an einem ganz gewöhnlichen Wochentag so viele Dörfler wie an diesem Mittwoch. Und der Schankraum vom Kirchenwirt war ebenfalls gerammelt voll. Kaum einen der Dörfler hielt es ob diesem hinterhältigen, lumpenträchtigen Schreiben auf seinem Hof. Wer nicht gerade in der Bezirksstadt bei seiner Arbeit war, drängte ins Dorfzentrum, sich auszutauschen, Druck abzulassen, seine Wut mit anderen zu teilen. „Die Sau, die elende!“, hörte man. „So ein fieser Dreckskerl!“. „Den Schwanz müsst man ihr abschneiden, der Bagasch!“. „Wenn mir die unterkommen, wenn ich einen von denen in die Finger krieg, Gott sei ihm gnädig!“. Wie gesagt: die Hölle war los im Dorf. Nicht nur die Mannsbilder griffen zu deftigen Worten, auch mancher der Dorffrauen entfuhrten Begriffe, die man diesen niemals zugetraut hätte. „Einen Strick um die Eier und aufgehängt!“ und „Einen Stein um den Hals und in die Sickergrub!“ waren noch die harmlosesten der Ausdrücke.

Es war wohl kaum ein Zufall, dass der Johann, der Bürgermeister, an diesem Tag Urlaub hatte. Zwar meinte er gegenüber den Dörflern, dass er bei dem Stress in der Landesregierung

einfach mal einen Tag zur Erholung brauche, doch war recht eigenartig, dass diese Erholung damit begann, dass er um sieben am Morgen, kaum dass der Kirchenwirt aufsperrte, schon an dessen Theke stand. Den Dörflern aber schien das keineswegs eigenartig. Im Gegenteil: Mitleid hatten sie mit dem armen, stressgeplagten Menschen. Nicht nur wegen des Stresses in seiner Arbeit, auch wegen dieses beleidigenden Schreibens, das ihn doch sicher schwer getroffen haben musste. Immer wieder traten welche näher, klopfen ihm auf die Schulter und meinten „Sauerei“ und „Frechheit“ und „Gemeinheit“. Und sagten dann: „Kopf hoch“ und „ja nicht unterkriegen lassen“ und „jetzt erst recht!“.

Im Gemischtwarenhandel vom Willi standen der Bertl und der Toni an der Wurst- und Fleischtheke, hinter welcher der Chef, der Altbürgermeister, die Stellung hielt. Alle drei hatten sie eine Flasche Bier in der Hand und prosteten sich zu. „Gut ist's gegangen“ und „ein schlauer Kopf ist er schon, der Johann“, philosophierten sie. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, der zu den dreien stieß, meinte, dass es solch eine Aufbruchstimmung im Dorf noch nie gegeben hätte und dass die Gunst der Stunde günstig sei, jetzt mit der Bevölkerung gemeinsam ganz Großes zu schaffen. Als sich diese Aufbruchstimmung im Laden des Willi aber immer mehr aufheizte und eine größere Gruppe bereits davon sprach, dem Kleinbauer, der Sau, den Hof anzuzünden, wusste der Vizebürgermeister, dass die Aufbruchstimmung zu weit ging und außer Kontrolle zu geraten drohte. Und wieder einmal setzte er all seine Fähigkeiten und Künste der Mediation ein und beruhigte die Gemüter. Und ging dann rüber zum Kirchenwirt, wo er sein beim Willi begonnenes Werk fortsetze.

Der Johann selbst hielt sich aus der ganzen Diskussion um dieses hundsgemeine Schreiben geschickt heraus. Vielmehr genoss er das Mitleid, das ihm – ob dieses beleidigenden Fetzen Papiers – von allen Seiten entgegenströmte. Es war genau so, wie es der Trainer beim Rhetorikseminar gesagt hatte: nie den Mitbewerber beschimpfen und schlecht machen – vielmehr sich von diesem beschimpfen und schlecht machen lassen ... dann fliegen einem die Herzen zu! Und so sprach er – statt über den Kleinbauer und seine Mannen zu schimpfen – davon, dass „mir, die mir was weiterbringen wollen, halt immer Neider haben“ und dass es in der Natur der Sache läge, dass „mir große Männer öfters mal hinterrücks verlogen werden“. Und nutzte die Möglichkeit, den einen und anderen der Dörfler, der bisher noch nicht in einer der vier Arbeitsgruppen mitwirkte, für die nächsten Treffen zu gewinnen und die Dörfler nochmals und mit Nachdruck „von der Schanze, die mir haben“ zu überzeugen. Und hätte es

an diesem Tag eine politische Umfrage im Dorf gegeben, der Johann hätte Werte eingefahren, wie man sie bisher bei Umfragen noch nie gekannt hatte. Und der Kleinbauer Franz hätte sich ob seiner Werte die Kugel geben müssen.

Weil es diese Umfrage aber nicht gab, schaute der Kleinbauer Franz am Nachmittag, als er nach einer anstrengenden Frühschicht ins Dorf heimkehrte, noch schnell auf ein Bier beim Kirchenwirt vorbei. Hoffend darauf, dass ob seines Schreibens den Dörflern ein Licht aufgegangen sei und er den einen und anderen Mitkämpfer für die Sache der Gerechtigkeit gewinnen könne. Wohl war er überrascht, dass im Dorf so viel Leben und der Schankraum vom Kirchenwirt so voll war. Weil er aber vom Schreiben der Regierungspartei keine Ahnung hatte, dachte er sich nichts weiter, trat relativ frohgelaut an einen der Tische und fragte – der Form halber, wie er das immer tat – ob wohl noch ein Platzerl frei sei. „Nix da, schleich di!“, zog ihm der Kraxner Max, mit dem er sonst durchaus freundschaftlich verkehrte, den Stuhl weg. Der Kleinbauer Franz glaubte an einen Scherz, an einen Spaß, wie er öfters vorkam. Aber das Geschau, der Blick der Männer sah gar nicht danach aus. Im Gegenteil: „Verräter“, „Judas“, „Drecksau“ kam es. Und als der Kleinbauer Franz sich umdrehte und durch den Raum schaute, merkte er, dass alle Blicke auf ihn gerichtet waren. Und dass diese Blicke nichts gutes verhiessen, sondern von Hass und Abscheu erfüllt waren. „Was ist denn, was habt’s, was wollt’s ...“ setzte der Franz an. Aber kaum dass er den Mund aufmachte, standen einzelne Dörfler – vom vielen Bier stark und leicht schwankend – auf und bewegten sich auf den Franz zu. Und der Vizebürgermeister hatte alle Hände voll zu tun, die Gemüter zu beruhigen und dem Kleinbauer Franz einen körperlich unversehrten Rückzug aus der Gaststube des Kirchenwirtes zu ermöglichen.

Zuhause stand die Frau vom Kleinbauer Franz am Küchenherd und wärmte – wie jeden Werktag während der Frühschichtwoche – für ihren Mann das Mittagessen auf. Dabei beutelte es ihren Körper und als sie sich umdrehte und dem Franz den Teller mit saurer Suppe hinstellte, merkte dieser, dass ihr Tränen in den Augen standen. Trotzdem wurde nicht viel geredet. Wort- aber nicht geräuschlos begann der Franz die Suppe zu löffeln. Sein Frau nahm von der Anrichte die dort liegenden Blätter und knallte sie dem Franz neben dem Suppenteller auf den Tisch, rannte dann mit einem Aufschluchzen aus der Küche und sperrte sich im Klo ein, wo sie – ohne dass sie weder dick noch dünn hätte müssen – mehr als eine halbe Stunde blieb. Der Franz löffelte weiter die Suppe und las dabei die vor ihm beziehungsweise neben seinem Teller liegenden Blätter. Sein eigenes Schreiben, das heißt, das vom Edi verfasste

Schreiben las er ebenso nochmals durch wie das Schreiben des Bürgermeisters an die Bevölkerung des Dorfes. Und jetzt erst wusste er die bösen Blicke und das Geschimpfe beim Kirchenwirt richtig zu deuten. Er las das Bürgermeisterschreiben zwei, drei Mal und murmelte dabei in seinen nicht vorhandenen Bart rein. Und man musste schon genau hinhören, um sein „der falsche Fuffziger“ und sein „der verlogene Kerl“ verstehen zu können. Der Kleinbauer Franz blätterte weiter in den Papieren, die ihm seine Frau neben den Suppenteller hingeworfen hatte. Und er las die handgeschriebenen Zettel, auf denen es hieß, dass er sich in Acht nehmen soll, dass er ein hundsgemeiner Verräter sei, dass er sein Verhalten schon bald bereuen werde. „Mir lassen uns von dir unser schönes Dorf nicht madig machen, du Lump!“ und „Wenn mir dich in der Nacht derwischen!“, stand da in teilweise äußerst schwer leserlicher Handschrift. Und ein klein wenig verstand er jetzt auch das Verhalten seiner Frau. Zwischen all diesen Meinungsäußerungen einzelner Dorfbewohner befand sich – ebenfalls handschriftlich – ein Schreiben seines Mitstreiters und Parteikollegen Karl, der ganz förmlich und offiziell – „Sehr geehrter Herr Kleinbauer! Sehr geehrte Herren des Ortsparteivorstandes“ – seinen Austritt aus der Partei kundtat und sich „mit Nachdruck und aller Entschiedenheit“ – von dem Schreiben, an dem er vorgestern Abend selbst mitgearbeitet hatte, distanzierte. „Weil das Ganze unter dem Einfluss von fünf Schnaps und unter Druck der Herren Franz, Edi und Fritz zustande kam“, wie er in seinem Schreiben klar stellte. Da – wie gesagt – der Franz ohnehin nicht sehr viel vom Karl hielt und ihn „als schwächstes Glied in der Kette der Opposition“ bezeichnete, tat ihm dieser Parteiaustritt nicht unbedingt weh. Vielmehr beschäftigte ihn die Frage, wie er seine Frau aus dem Klo rauslocken und ihr klar machen konnte, dass politische Arbeit – vor allem in der Opposition – kein Honiglecken sei und dass Politiker halt immer wieder und ganz zwangsläufig im Kreuzfeuer der Kritik stehen. Und während er fieberhaft überlegte, wie er seiner Frau die Butterseiten des politischen Tuns nahe bringen sollte, hörte er, wie draußen die Klotür entriegelt wurde. Der Franz stand vom Tisch auf. Seine Frau trat in die Küche, zog die Nase hoch und wischte sich mit den Handrücken die Tränen aus den Augen. Und beide fielen sich in die Arme und drücken fest ihre Leiber gegeneinander.

Nach diesem „Mittwoch des Verrates“ – als der er in die Dorfgeschichte einging – entwickelte sich im Ort ein Gefühl des gestärkten Miteinanders und der neuen Solidarität. „Mir sind Dorf – das Dorf sind mir!“ wurde zur allgemeinen Parole. Wer nicht durch Krankheit, berufliche Tätigkeiten oder andere dringliche Verpflichtungen verhindert war, war in den Arbeitsgruppen vertreten und trug das seine zum Projekt „Mir werden zum schönsten



Dorf des ländlichen Raumes“ bei. Selbst dem Karl, diesem Opportunisten, der stets dort anzutreffen war, wo er den größten persönlichen Vorteil hatte, wurde – nachdem er der Kleinbauer-Gruppe öffentlich abgeschworen und sich vom Verräterschreiben per eidesstattlicher Erklärung distanziert hatte – die Mitarbeit in der Arbeitsgruppe „Tourismus“ erlaubt. „Mir schließen keinen aus und ermöglichen jedem, dem mal ein Fehler unterlaufen ist, diesen wieder gut zu machen und in der Dorfgemeinschaft mitzuarbeiten“, hatte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister den internen Parteibeschluss gekonnt wortreich kundgetan.

Die Solidarität der Dörfler zeigte sich nach diesem Mittwoch des Verrates aber nicht nur in der quantitativen wie qualitativen Intensivierung der Mitarbeit am Dorfprojekt. Auch wurde an diesem Mittwoch selbst wie an den Folgetagen das Gemeindeamt geradezu gestürmt. Viele der Döfller wurden auf Grund der Vorkommnisse von dieser „Jetzt-erst-recht“-Stimmung geradezu euphorisiert und kamen „Aktien zu kaufen“, wie sie die Unterzeichnung von Ausfallshaftungen nannten. Manche unterschrieben nicht nur einen „Tausend-Euro-Schuldschein“ sondern gleich zwei, drei und mehr. Der Bürgermeister und sein Vize hatten alle Hände voll zu tun, um mit der Ausgabe der Papiere zurecht zu kommen. Und schon bald war die Summe der noch fehlenden 300.000,- Euro für das Projekt nicht nur erreicht, sondern weit überschritten. Und Bürgermeister Johann malte sich in Gedanken bereits aus, wie mit diesen Zusatzgeldern das Projekt noch stärker ausgebaut werden könnte.

Auch mit der bäuerlichen Landesbank in der Bezirkshauptstadt lief die Abwicklung der Sache problemlos ab. Mehrzwecksaal und Gemeindeamt, Parkplätze und Inventar, Gemeindeteichanlage und gemeindeeigenes Hoffnungsgrundstück wurden geschätzt und die entsprechende Hypothek darauf bewilligt. Das Darlehen wurde, zu leicht überhöhten Zinsen – „aber das sind mir unserer Landesbank schuldig, die kommen uns ja auch überall entgegen“ – aufgenommen. Einer Umsetzung des Projektes, einer Verwirklichung der in den Arbeitsgruppen gesammelten Ideen stand nun nichts mehr im Wege. „Das Geld ist da, die sechs Mille sind auf dem Konto, mir können starten!“, verkündete denn auch der Bürgermeister in einem Rundschreiben, das er an die Dorfbevölkerung schickte und mit dem er zur „Allgemeinen Bürgerversammlung zwecks Europa-Projekt“ in den Mehrzwecksaal lud.

Für diese Bürgerversammlung, die von der Dorfbevölkerung selbst zu „unserem Zukunftsfest“ hochstilisiert wurde, backten die Dorffrauen die besten Kuchen, die Kinder

bastelten grün-weiße Fähnchen und die Senioren malten Spruchbänder und Tafeln, auf denen „mir sind mir“, „alle für alle“ und „unser Dorf – unser Projekt“ zu lesen war. Auch wenn die Veranstaltung erst für sieben Uhr am Abend angesetzt war, werkten an diesem Samstag schon von der Früh weg jede Menge Helfer im und um den Mehrzwecksaal. Unter der Regie von Bertl, dem Bastler und Tüftler unter den Letztbürgermeistern, dem Hansdampf in allen Gassen, wurde gehämmert und gezimmert, gemalt und gezeichnet, geputzt und gestriegelt, geschmückt und dekoriert. Eine richtige Freude war's zu sehen, mit welcher Begeisterung die Dörfler zu Werke gingen. Eine Stimmung, beinahe so wie vor einem Ländermatch unserer Fußballnationalmannschaft herrschte. Der Johann schaute stündlich mal kurz vorbei, gab da und dort seine Anweisung - was vom Bertl eher zähneknirschend zur Kenntnis genommen wurde - und lobte seine Dörfler ob ihrem Einsatz. Der Willi brachte vormittags warme Leberkäsemmeln und nachmittags frisch aufgetaute Laugenbrezeln und Salzstangerln vorbei, die er – nach Rücksprache mit dem Bürgermeister, „bei sechs Mille muss das drin sein“ – selbstverständlich der Gemeinde verrechnete. Der Toni transportierte mit dem Traktor neuerlich ein paar Fass Most an, die er diesmal aber ebenfalls der Gemeinde in Rechnung stellte. Und der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister schaute dem ganzen Geschehen interessiert zu, fotografierte da und dort, machte sich über dies und jenes Notizen und begann bereits die ersten Gedichte unter den Titeln „Samstag im Dorf“ und „Mir reichen uns die Hände“ und „Auf zu neuen Ufern!“ zu verfassen, die er in der nächsten Gemeindezeitung zu veröffentlichen gedachte.

Am frühen Nachmittag – als der Mehrzwecksaal mit Fähnchen, Spruchbändern und bunten Girlanden dekoriert, Tonanlage und Rednerpult aufgebaut und die Sessel in Reih und Glied hingestellt waren – wurde aus der Bezirksstadt ein acht Meter breites und zwei Meter hohes Spruchband in grellem Gelb angeliefert, auf dem in voller Breite und Höhe und in grünen Lettern „DASS SCHÖNSTE DORF IM LÄNDLICHEN RAUM“ geschrieben stand. Unter der Regie des Bertls, der aus der Mitte des Saales seine Anweisungen gab, wurde dieses Spruchband an der Rückfront des Mehrzwecksaales, hinter dem Rednerpult, aufgehängt. Unter schwierigsten Bedingungen. Denn mangels an Stehleitern wurden vier Tische mit Stühlen darauf aufgebaut, auf denen je ein Dörfler stand und die Anweisungen vom Bertl ausführte. Vom vielen Most nicht mehr ganz nüchtern, hat's den Weiss Herbert mit einem Riesenklescher auf den Boden geschmissen. Weil er sich dabei aber kaum weh tat, lachte man und hatte eine große Gaudi.

Hektisch wurde es nur, als der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister in den Saal trat, das endlich aufgehängte Spruchband sah und der versammelten Mannschaft klar machte, dass das Band wieder runter und ein s entfernt werden müsse. „Warum?“, „weshalb?“, „wieso denn?“ ... schaute man sich gegenseitig an und starrte dann zum Bertl hin, der intensivst überlegte und dabei gedankenverloren seinen Bart kraulte. „Bist sicher, dass das falsch ist?“, fragte er den Vizebürgermeister. „Weil den Auftrag hat der Johann so erteilt. Der Toni und ich, mir waren dabei“. Nachdem der Bertl nach einigem hin und her dann aber doch von der Argumentationslinie des ehemaligen Volksschullehrers – „der muss es ja wissen“ – überzeugt war, überlegte er mit seinen Gehilfen, was zu tun sei und wie man dem überflüssigen s Herr werden könne. „Überpinseln“, meinten die einen. „Rausschneiden“, die anderen. Schließlich einigte man sich aber darauf – nachdem der jetzige Vizebürgermeister den Saal wieder verlassen hatte – die Sache zu belassen wie sie war, weil ein s mehr oder weniger doch wurscht sei und das ohnehin keinem auffallen würde.

Schon um halb sieben war der Mehrzwecksaal getreten voll. Und wie es der Bertl und seine Helfer prophezeit hatten: das überflüssige s auf dem Spruchband an der Front des Saales fiel keinem der Dörfler weiter auf. Vielmehr staunte man über die wunderschöne Dekoration, die zauberhafte Aufbereitung und vernahm man da und dort ein „aah!“ und „ooh!“ und „wunderschön“ und „zauberhaft“. Viele der Dörfler saßen bereits auf ihren Stühlen, damit ihnen diese andere Dörfler nicht wegnehmen konnten. So stark die Aufbruchstimmung, das neue Miteinander durch das Europa-Projekt auch war: die besten Plätze wollte man sich einfach nicht nehmen lassen. Neben den bereits sitzenden Dörflern standen andere Dörfler – die zuvor allerdings ihre Sessel durch eine entsprechende Markierung reserviert hatten – an den Verkaufsständen, die an der Längsseite des Mehrzwecksaales aufgebaut waren und wo heimische Direktvermarkter zahlreiche Köstlichkeiten anboten, die sie zuvor vielfach im großen Einkaufszentrum der Bezirksstadt besorgt hatten. Beim Hofbauer gab’s frische Krapfen, Apfelsaft und Kirschbrand. Der Hubmann hatte Schinkensemmeln, Rot- und Weißwein sowie Cola im Angebot. Und der Toni, der Letztbürgermeister, bot nicht nur Most sondern auch Bier und Pommes an.

Die meisten Dörfler hatten ihr bestes Sonntagsgewand rausgeholt und übergestülpt. Und viele von ihnen hatten sich frisiert und gekampelt wie selten zuvor. Die Huber Resi, die schwarzarbeitende Dorffriseuse, wirkte schon am Abend vor dem großen Ereignis bis spät in die Nacht hinein. Kaum dass sie am Freitag die Kassa des Einkaufsmarktes geschlossen und

die Abrechnung überschlagsmäßig fertig gemacht hatte, fuhr sie im Eilzugstempo von der Bezirksstadt heim ins Dorf und dreht in ihrer Küche bis spät nach Mitternacht Haare ein, legte kunstvolle Dauerwellen und konnte die eine und andere Dorffrau sogar überreden, ein zartes rotes, grünes, ja sogar gelbes Strähnchen in ihre Frisur zaubern zu dürfen ... was die meisten dieser Frauen, ob der späteren Schelte durch den Gatten, aber bereuten. Jedenfalls ging's bei der Huber Resi am nächsten Tag – für den sie sich vorsorglich Urlaub nehmen hat lassen – um sieben in der Früh bereits weiter. Unaufhörlich. Und es dauerte bis kurz vor sechs am Abend, eh die letzte Kundin, die Frau des Bürgermeisters kam, sich von der Resi die Haare hochstecken zu lassen.

Dieses aufopferungsvolle Tun der Huber Resi und das gewissenhafte Vorbereiten der Dörfler auf ihren großen Festtag – das unter anderem auch darin bestand, dass selbst gestandene Mannsbilder sich von ihren Frauen den Rücken schrubben ließen und für diesen Abend Unterhose und Socken wechselten – bewirkten, dass es im Mehrzwecksaal nicht nur nach Pommes und Krapfen und Schinkensemmeln roch, sondern auch nach Vanille, Lemmon und Pitranell duftete. „Wie in Paris“, meinte der Hofer Freddy, Vertreter und Handelsreisender, der öfters mal in die Welt raus kam, an diesem Samstag aber das große Glück hatte, keinen Auslandstermin zu haben und im Dorf daheim sein zu dürfen. Dieses an sich ungewohnte Herausputzen der Dörfler hatte aber auch den Nachteil, dass manch einer den anderen ob der großen Veränderung nicht mehr wieder erkannte, dass es an diesem Abend öfters des zweiten, des dritten Blickes bedurfte, ehe man darauf kam, wer hinter dieser und jener Fassade steckt. Trotzdem – oder vielleicht gerade deswegen – war die Stimmung bestens und rundum freute man sich „auf einen Abend voller Kultur und Genuss“, wie der Bürgermeister in der Einladung geschrieben hatte.

Während also kurz vor sieben der Großteil der Dörfler im Mehrzwecksaal herausgeputzt, aufgemascherlt und in erwartungsvoller Vorfreude dem Kommenden entgegenfieberte, standen draußen – vor dem Mehrzwecksaal – die Spitzen der Dorfes beisammen: der Johann, der Toni, der Bertl und der Willi, ergänzt um den frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister. Alle fünf im Trachtenanzug, in bestem Loden sozusagen, blickten sie immer wieder auf ihre Uhren. Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, die als Ehrengast ihr Kommen zugesagt hatte, war bereits zehn Minuten verspätet. „Achtzehnuhrfünfundvierzig“ hatten sie ausgemacht, um gemeinsam noch kurz den Ablauf durchsprechen zu können. „Wenn sie nicht kommt, müssen mir ohne sie anfangen“, meinte

der Toni lapidar. „Sie wird schon kommen!“, antwortete der Johann, der mit der Ridi persönlich die Sache abgemacht hatte, barsch. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister hielt ein Blatt Papier in der Hand und rezitierte für sich immer wieder aus dem Gedicht, das er für den heutigen Tag geschrieben hatte und das er in wenigen Augenblicken vortragen wird. Der Willi fingerte an seinem Hörgerät herum, das gerade heute nicht so recht funktionieren wollte. Und der Bertl zog sich öfters mal die Hose hoch und die Krawatte fest und fragte sich, ob er wohl einen guten Eindruck machen werde. „Ich glaub, mir sollten anfangen“, sagte nach einiger Zeit des Wartens der Toni zögerlich. Der Johann schaute ihn über den Brillenrand hinweg nur an, sagte aber nichts. Und sie warteten weiter. Und es war einiges nach sieben, als der Wagen mit der Ridi endlich vorfuhr und der Johann der Abgeordneten den schon leicht welkenden Blumenstrauß überreichen konnte.

„Sie kommen!“, gab der Gemeindediener den Musikanten das Zeichen. Der Emil griff in die Tasten der Harmonika, der Eugen schlug die Saiten der Gitarre an und miteinander sangen sie das Lied „Im Dorf, im Dorf, in unseren Dorf“, das die beiden gemeinsam komponierten und zu dem der ehemalige Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister die Worte beisteuerte. Als die Dorfoberen gemeinsam mit Ridi, der Abgeordneten, den Mehrzwecksaal betraten, verschlug es dem Textdichter des Dorfliedes allerdings fast den Atem. Aber nicht ob dem, was er da hörte; vielmehr ob dem, was ihm da ins Auge sprang. Und ziemlich böse zischte er dem Bertl zu, wieso sich an der Rückwand des Saales noch immer ein s zuviel befände und dass das eine Riesenblamage für das Dorf sei. Und der Bertl hatte alle Hände voll zu tun beziehungsweise seine ganze Redekunst aufzubieten, dem einstigen Volksschullehrer klar zu machen, dass ein s mehr oder weniger keine Rolle spiele und dass „die arbeitende Bevölkerung“ – diesen bösen Seitenhieb konnte er sich einfach nicht verkneifen – beschlossen habe, das schöne Transparent nicht zu zerstören.

Der Bürgermeister und seine Kollegen schritten – zu den Klängen des Dorfliedes und die Ridi in ihrer Mitte – zu den reservierten Plätzen in der ersten Reihe. Dabei schüttelten sie da und dort kurz eine Hand und warfen diesem und jener ein „Servus“, „habe die Ehre“ und „schön, dass auch da bist“ entgegen. Und jede und jeder der so Angesprochenen fühlte sich geehrt, vor allem dann, wenn sich auch die Ridi, die Abgeordnete, diesen Grüßen anschloss und den Dörflern ein freundliches Wort zukommen ließ.

Die Begrüßungsansprache des Bürgermeisters unmittelbar nach dem Dorflied, zu der der Johann mit Elan und Zuversicht ans Rednerpult schritt, begann mit einer Panne: das Mikrofon funktionierte nicht, die Tonanlage versagte. So sehr der Johann, nachdem er den Fehler bemerkte, auch auf das Mikro drauf klopfte und schlug und so oft er auch „Sprechprobe“, „Sprechprobe“, „Achtung! Sprechprobe!“ reinbrüllte ... nichts rührte sich. Oder besser: nichts kam aus den Lautsprechern. Der Sohn vom Willi, der Hobbymusiker und Tontechniker des Abends, setzte – im wahrsten Sinne des Wortes – alle Hebel in Bewegung und arbeitete hektisch an der Anlage herum. Schließlich – als die Dörfler zu flüstern und zu reden begannen und die zuvor so feierliche Stimmung flöten zu gehen drohte – wurden Emil und Eugen gebeten, nochmals das Dorflied zu spielen, was diese auch taten und was den Vizebürgermeister ganz besonders freute und ihn beinahe den Groll über das nicht beseitigte s vergessen ließ.

„Mir sind heute zusammen gekommen“, begann der Johann, nachdem das Problem mit der Anlage behoben war, „weil mir einen Grund haben, zusammen zu kommen. Nämlich: weil mir zum schönsten Dorf des ländlichen Raumes werden!“. Willi, Bertl, Toni und der Vize begannen – wie sie der Johann zuvor bei der Programmbesprechung angewiesen hatte – zu applaudieren. Und mit ihnen setzten nach und nach der Rest der Dörfler und auch die Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, in den Applaus ein. Und die Panne von zuvor war vergessen und die Stimmung wieder bestens. Johann begrüßte in der Folge „mit Stolz und großer Freude unsere Abgeordnete“, deren Tun er in den höchsten Tönen lobte und deren Lebenslauf, den er sich die Tage zuvor in der Landesregierung im Detail schildern hat lassen, er in den buntesten Farben malte. Sodann begrüßte er all die Alt- und Letztbürgermeister samt Gattinnen. „Und natürlich begrüßen mir auch meine Gattin, der ich großen Dank aussprechen möchte“. Die Frau vom Johann stand darauf auf und zeigte den Dörflern ihre von der Huber Resi so kunstvoll hochgesteckte Frisur. Weiters begrüßte der Johann jeden einzelnen der anwesenden Gemeinderäte, wobei er sich nicht verkneifen konnte, darauf hinzuweisen, dass einer es offenbar nicht der Mühe Wert gefunden habe, bei diesem Festtag der Gemeinde dabei zu sein. „Der Kleinbauer, der Arsch“, „dieser Quertreiber“, „eine Schand“, hörte man im Zuschauerraum flüstern. Sodann begrüßte der Johann den Herrn Pfarrer; die einzelnen Obmänner der Ortsvereine; die Mitglieder der bäuerlichen Verbände; den Kirchenwirt-Sepp als Vertreter der heimischen Gastronomie; den Emil und den Eugen, „unsere beiden Parademusiker, auf die mir besonders stolz sind“, als Beispiele des reichen Kultur- und Kunstschaffens im Dorf; die Ehrenobfrau der Landjugend, „die wo uns heute noch ein

Tänzchen vorführen wird“... und es dauerte sicherlich an die zwanzig Minuten, bis er seinen Stellvertreter, den frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister begrüßte, den er auf die Bühne und zur Einstimmung auf den heutigen Abend um ein Gedicht bat.

Nach dem Vortrag „Dörfliche Idylle an einem Spätherbsttag“ des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters, der – trotz seiner Länge – auf allgemeine Zufriedenheit stieß und einem kurzen Zwischenspiel der kleinen Jaqueline Meierhofer, der Tochter des August Meierhofer, auf der Blockflöte, bat Johann die Frau Abgeordnete um ihre Grußworte. Die Ridi ging zum Rednerpult und erzählte, nach einer kurzen Begrüßung, lang und breit, wie wichtig es gerade für eine kleine Gemeinde sei, ein eigenes Profil zu gewinnen und neue Wege in die Zukunft zu beschreiten. Und dann sprach sie – noch länger und ausführlicher – vom vereinten Europa und „den vielen Schanzen, die uns dieses Europa bietet!“. Und schließlich beglückwünschte sie das Dorf und die Dörfler, vor allem aber den Bürgermeister zu dem bewundernswerten Schritt, der gewagt wurde. Und als sie verkündete, dass sie sich, als sie vom Projekt hörte, dazu entschlossen habe, so wie die acht Gemeinderäte unserer Partei ebenfalls zehntausend Euro Ausfallhaftung zu übernehmen, brandete rundum Applaus auf. Und mancher der Dörfler wurde recht unsanft und lautstark aus seinem Schlaf gerissen. Der Johann aber, der Bürgermeister, hielt den Zeitpunkt für angemessen, trat in den Applaus hinein ans Rednerpult und dankte der Frau Abgeordneten mit einem Kuss auf die linke und einem Kuss auf die rechte Wange.

Als der Johann in der Folge die bisherigen Arbeiten der vier Projektgruppen vorstellte und den Dörfnern für ihre Mühen und großartigen Ideen dankte, wurde es still im Mehrzwecksaal. Jeder wartete gespannt darauf, wie es nun weitergehen würde, welches der nächste Schritt sei. Der Johann betonte, dass der Vorschlag des Arbeitskreises Willi – „Handel, Wirtschaft, Frauen und Senioren“ – ein Seniorenzentrum zu bauen, selbstverständlich umgesetzt werde. Und dass die Idee der Gruppe Bertl – „Tourismus, Kultur, Teichwirtschaft und Blumenschmuck“ – die Schwertlilie zu fördern und die Teichanlagen zu überdachen, logischerweise weiterverfolgt werde. Und dass die Anregungen der Arbeitsgruppe Toni – „Landwirtschaft, Natur, Jugendschutz und Schnapsbrennerei“ – die Saubacher Auen zu reinigen und zwecks Wasser einen zweiten Brunnen zu bohren ausgezeichnet seien und rasch verwirklicht würden. Und dass die erarbeiteten Projekte seiner Gruppe, der Gruppe Johann – „Sport, Familie, Zukunft und Geldbeschaffung“ – von höchster Qualität seien und das Projekt

„Kinderolympiade“ schon in drei Wochen gestartet und das Projekt „Kneippen in freier Natur und unter Anleitung eines Fachmannes“ ehebaldigst angegangen werde. „Mir werden derer Welt zeigen, was unser Dorf zum leisten imstande ist!“. Wieder applaudierten – wie zuvor abgesprochen – die Dorfoberen in der ersten Reihe. Und wieder schlossen sich die anderen Döfler, einschließlich der Ridi, diesem Applaus an. „Was mir aber wichtig ist, das ist der ganz große Wurf. Die Zusammenführung der einzelnen Ideen unter einem gemeinsamen Nenner. Das Generalmotto, das Leitthema, sozusagen“. Viele der Döfler schauten relativ verständnislos zum Rednerpult vor und dann links und rechts zum Nachbarn. Und schon wollten die ersten raus rufen, wie er das meine, der Johann, was er darunter verstehe, dass er deutlicher werden soll. Aber noch ehe das große Raunzen einsetzen konnte, fuhr der Johann fort. „Der Willi, der Bertl, der Toni, der Vize und ich, mir haben uns im Vorfeld der heutigen Veranstaltung zusammen gesetzt und die Köpfe rauchen lassen und haben beschlossen, dass mir mit Wasser zum schönsten Dorf des ländlichen Raumes werden“. Dabei wies er stolz auf das riesige gelbe Transparent hinter sich mit den großen grünen Buchstaben. „Jawohl!“, legte er dazu nach, „mit Wasser!“. Neuerlich applaudierten, wie abgesprochen, die Alt- und Letztbürgermeister. Nur der Vize zog, als der Johann auf das Transparent wies, seinen Kopf verschämt ein und hielt sich diesmal mit dem Applaus zurück. Und auch die Döfler stiegen nicht so begeistert wie zuvor in den Applaus ein. Wohl weil sich viele dachten, was das soll mit Wasser, was das Besondere an Wasser sei und dass man mit Wasser zwar das Vieh tränken aber sonst nicht viel anfangen könne. Und als hätte er die Gedanken der Döfler erahnt, setzte der Johann nach. „Wasser ist das kostbarste Gut, das mir auf der Welt haben. Wer Wasser hat, dem gehört die Zukunft. Wasser ist das Gold von morgen“. Und er las – zwar sich immer wieder mal verhaspelnd, aber doch überraschend ordentlich – die Sätze vom Blatt runter, die er die Tage zuvor in der Fachabteilung Wasserwirtschaft der Landesregierung aus Broschüren und Zeitschriften heraus schreiben durfte. Und nach dieser Litanei stellte er – geschickt, wie er es beim Rhetorikseminar gelernt hatte – das Vorgetragene, „das Soll oder Sein“, wie er sagte, dem im Dorf Vorhandenen, „dem Ist und Haben“ gegenüber. Vom klaren Wasser des Saubaches und der Naturbelassenheit der Saubacher Auen sprach er ebenso wie von der Schönheit der Gemeindeteichanlagen und der Qualität des Wassers aus dem dorfeigenen Brunnen. „Und wenn mir jetzt diesen Reichtum nutzen und unsere geplanten Projekte rund um diese Stärken aufbauen, dann haben mir schon gewonnen!“. Und er machte klar, dass die Kneippanlage und der neue Brunnen und die Verschönerung der Teichanlagen und die Nutzung der Schwertlilie – „wo sie doch eine Wasserpflanze ist“ – ohnehin bestens in dieses Konzept passen. Und er fragte, was denn dagegen spreche, dass im geplanten



Seniorenzentrum Wasser eine zentrale Rolle spielen und warum nicht neben der Teichanlage ein Naturbadesee mit Riesenrutsche und Kinderplanschbecken entstehen sollte und dass er vorhabe, den Saubach zu stauen und durch das Dorf umzuleiten. „Eine Wasserstraße, eine Wasserwelt mitten im Zentrum, das wär doch was, oder!“.

Allmählich begriffen die Dörfler, was der Johann mit „Wasser als Zukunftsschance“ meinte. „Mir könnten ja auch einen schönen Springbrunnen machen“, rief der Bernhard, Gemeinderat, Hobbybastler und einer der kreativsten Köpfe des Dorfes, zum Johann raus. Und: „Eine Autowaschstraße wär ja auch was schönes!“, meinte ein anderer. Die Frieda, die Frau vom Bertl meinte gar, dass man doch bei den Teichanlagen von ihrem Gatten einen Wasserfall bauen könnte. „Da täten mir etwas sehr Attraktionelles schaffen!“. Der eine und andere brachte noch seine Ideen rund ums Wasser ein. Als der Strohsack Sigi aber „Wasserbüffel statt Rindviecher“ forderte, ging’s dem Johann, der zuvor all die Anregungen auf einem Blatt mitnotierte, dann doch zu weit. Er bedankte sich für die großartigen Ideen und versprach, die eingebrachten Vorschläge zu prüfen und nach Möglichkeit umzusetzen. Und er bat, „vor mir zum krönenden Höhepunkt des heutigen Abends kommen“, die Landjugend des Dorfes unter der Leitung ihrer Ehrenobfrau um die Darbietung des berühmten Bandl-Tanzes. Und während die Burschen und Mädchen des Dorfes sich für ihren Auftritt bereit machten, erläuterte der Johann in einer brillanten Rede die Bedeutung der Jugend für die Zukunft des Dorfes in einer sich rasant verändernden Welt.

Der Tanz der Landjugend wurde zum Fiasko. Auf Grund des riesigen Andranges zum Festabend reichte der Platz für eine gekonnte Darbietung hinten und vorne nicht aus. Wohl wurde das Rednerpult vom Gemeindediener und dem Bertl gemeinsam zur Seite geschoben, aber die ersten vier Sitzreihen und die vorderen zwei Verkaufsstände der Direktvermarkter hätten zusätzlich noch weggeräumt gehört, damit die sechzehn Pärchen ihren Tanz – so wie einstudiert – den Dörflern präsentieren hätten können. Diese Räumung des Saales wurde von den Dorfoberen aber vehement abgelehnt. „Mir können doch jetzt nicht alles umbauen!“. Worauf sich die Ehrenobfrau weigerte, aufzutreten. „Mir täten uns ja nur blamieren“. Nach einer kurzen Krisensitzung – eigentlich war es keine Sitzung, denn man stand beisammen – mit Bürgermeister, Vizebürgermeister und Ehrenobfrau, entschloss sich diese dann doch zu einer Vorführung. Allerdings „unter Protest“, wie sie bemerkte. Dass das Ganze in die Hosen gehen musste, war klar. Nicht nur dass die Tanzpaare sich gegenseitig immer wieder auf die Zehen stiegen, anrempelten und aus dem Rhythmus brachten. Auch begannen die jungen

Burschen und Mädchen ob der räumlichen Enge und der damit verbundenen Missgeschicke zu kichern, zu lachen, sich vor Brüllen auf die Schenkel zu klopfen. Als nach und nach auch das Publikum in dieses Gelächter einstimmte und sich vor lauter Gaudi zu krümmen und zu biegen begann, beendete die Ehrenobfrau die Vorführung. „Schluss! Aus! Fertig!“, rief sie mit hochrotem Kopf ihren Zöglingen zu. Und in den tosenden Applaus der Dörfler hinein, die sich ob der Darbietung köstlich amüsierten, verließ sie fluchtartig den Mehrzwecksaal. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister überlegte sich noch, ob er ihr hinterher laufen und sie beruhigen sollte, ließ es dann aber, denn schließlich wartete der Höhepunkt der Präsentation, den er keinesfalls versäumen wollte.

Das Rednerpult war rasch wieder hergeräumt. Der Johann bedankte sich bei der Dorfjugend für diese erfrischend lustige, unkonventionelle Darbietung des Bandl-Tanzes und wiederholte seine vorigen Worte, von der Bedeutung der Jugend für die Zukunft des Dorfes. „Weil ohne die Jugend hätten mir keine Schanze für die Zukunft!“. Dann machte er eine Pause, blickte zuerst auf das Blatt Papier auf dem Rednerpult, ohne wirklich darauf zu schauen, und blickte dann – verheißungsvoll, Spannung erzeugend, Interesse weckend, wie das beim Rhetorikseminar so schön genannt wurde – in den Zuhörerraum. „Wasser ist Silber. Heißes Wasser ist Gold“, begann er dann. Und er ließ diese Worte bis zum geht nicht mehr wirken. „Ich hab in der Landesregierung in Erfahrung bringen können, dass mir in unseren Dorf wahrscheinlich auf einer Goldader sitzen: nämlich auf einer heißen Quelle!“. Man spürte förmlich, wie es den Dörflern den Atem verschlug. Und sah, wie einzelne Mäuler ob des Gesagten vor Staunen offen standen. „Diese Tatsache bietet uns eine Schanze ungeahnten Ausmaßes. Und diese Schanze nicht zu nützen wäre eine Todsünde, schlimmer als jeder außereheliche Geschlechtsverkehr!“. Und er erklärte darauf, welche Möglichkeiten diese Voraussetzung biete und dass sie so nicht nur zum Wasserdorf sondern zum Warmwasserdorf würden und dass sie den Wettbewerb ‚das schönste Dorf im ländlichen Raum‘ schon sicher und fix gewonnen hätten. Und er kündigte an, dass am Montag nicht nur Verhandlungen mit einer Baufirma zwecks Heißwasserbohrungen in den Saubacher Auen geführt würden, sondern dass auch eine Beraterfirma aus der Stadt im Gemeindeamt vorbeischaue werde, „die wo uns auf unserem weiteren Weg in die Heißwasserzukunft begleiten wird“. Und dass er den Dörflern zwar nicht versprechen könne, dass sie morgen schon alle Euro-Millionäre seien, sagte der Johann, aber dass er ihnen hier und heute eines garantieren könne: „Mir sind auf dem richtigen Weg. Und dieser Weg ist ein Weg, der wo für jeden von uns das Beste ist!“. Diesmal mussten die Dorfoberen nicht einmal voraplaudieren, denn kaum hatte der Johann

das letzte Wort gesprochen, begannen die Dörfler wie verrückt in die Hände zu klatschen und „Bravo!“ zu rufen.

Bis spät in die Nacht hinein saßen an diesem Samstag Abend die Dörfler im Mehrzwecksaal beisammen. In den schönsten Farben malte man sich die Wasserwelt und das künftige Thermendorf aus. Und in Gedanken wurden Rechnungen angestellt, bei denen Millionen von Euro in die heimische Wirtschaft flossen. Der Willi bastelte mit seinem Sohn bereits an einem Exklusivvertrag für den Verkauf des heimischen Mineralwassers, dem sie den Namen ‚Land-Sprudel‘ geben wollten. Der Kirchenwirt-Sepp besprach mit dem Bürgermeister die Einleitung des Heißwassers in seine Fremdenzimmer, die er wiederzubeleben gedachte. Die Huber Resi, die Schwarzfriseurin, überlegte, ob unter diesen Bedingungen eine offizielle Geschäftseröffnung nicht doch interessant wäre. Und der Bertl und der Toni diskutierten mit der Ridi über eine mögliche Nutzung des Thermalwassers zur Energieversorgung des Dorfes einschließlich der Beheizung des Kirchplatzes, dessen Schneeräumung die Verantwortlichen Winter für Winter vor große Probleme stellte und wo sich – ob der langen Stehzeiten – immer wieder mal ein Dörfler eine Blasenentzündung holte.

Die Krapfen vom Hofbauer gingen weg wie die warmen Semmeln und die Schinkensemmeln vom Hubmann waren auch bald ausverkauft. Man trank Bier, Wein und Cola und stärkte sich an Pommes mit Ketchup. Und rundum zeigte man sich hocheifrig ob der Qualitäten, die die heimischen Direktvermarkter zu bieten imstande waren. Immer wieder griffen der Emil und der Eugen zu Harmonika und Gitarre und gaben dies und jenes Lied zum Besten. Vom Hochzeitswalzer bis zur Knödelpolka hatten sie alles im Repertoire, was das Herz der Dörfler begehrte. Als sie dann auf besonderen Wunsch des Bürgermeisters auch noch den Wasser-Marsch spielten, erreichte die Stimmung im Mehrzwecksaal ihren Höhepunkt. Einzig der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, der nicht so recht in Feststimmung kommen wollte und seinen Blick immer wieder auf das Transparent an der Vorderfront des Saales richtete, auf dem ihn das überflüssige s noch immer störte. Noch immer überlegte er, wie man es am besten entfernen könnte, ohne dabei das wunderschöne Transparent selbst zu zerstören.

Während sich im Mehrzwecksaal der Großteil der Dorfbevölkerung zum „Zukunfts- und Festabend“ traf und bei bester Stimmung den Weg zum schönsten Dorf im ländlichen Raum fixierte, saßen in der Küche vom Kleinbauer Franz dieser und der Edi und der Fritz

beisammen. Die Stimmung hier war – obwohl schon reichlich Most und Schnaps floss – nicht ganz so gut. Der Franz legte die durch den Austritt von Karl aus der Ortsgruppe neu gegebene Situation dar und stellt die Frage in den Raum, wie es nun weiter gehen soll. Der Edi meinte, dass man grad jetzt nicht aufgeben dürf und mit doppeltem Einsatz fortfahren muss. Wie dieses „mit doppeltem Einsatz“ aussehen sollte, wurde nicht weiter geklärt. Und auch sonst wurde nicht viel geredet. Der Franz meinte zwar, dass es ganz gut wäre, wenn noch der eine und andere zur Gruppe stoßen würde und fragte, ob eine neuerliche Mitgliederwerbaktion nicht doch sinnvoll wäre. Aber auch dieser Gedanke wurde nicht wirklich ernsthaft weiter verfolgt. „Schenk noch einen Schnaps nach“, sagte der Edi. Der Franz schenkte ein, man prostete sich zu und jammerte über die Verantwortungslosigkeit der Regierungspartei, über die Drüberfahrpolitik des Bürgermeisters, die Schlechtheit der Welt und die Dummheit der Dörfler. Und der erste Doppler Most war leer und man war beim fünften Schnaps angelangt, als an die Tür geklopft wurde und nach dem „Herein“ des Franz die Ehrenobfrau der Landjugend in die Küche trat.

Die Hannelore, wie die Ehrenobfrau der Landjugend mit Vorname hieß, beutelte es noch immer. Und noch immer standen ihr Tränen der Wut in den Augen. Und es dauerte einige Zeit, bis sie sich – nachdem sie sich neben den drei Männern niedergesetzt hatte – halbwegs beruhigen und den Grund ihres Kommens mitteilen konnte. „Jetzt trinken’s zuerst mal einen Schnaps, Frau Ehrenvorsitzende“. „Nix da, Ehrenvorsitzende. Das war einmal, das ist vorbei. Die können mich gern haben. Nennt mich einfach Hannelore. Aber einen Schnaps könnt ich gebrauchen“. Nachdem der Franz eingeschenkt und sie den Schnaps runter gekippt hatte, erzählte die Exehrenvorsitzende der Landjugend dem Franz, dem Edi und dem Fritz, wie schäbig sie zuvor im Mehrzwecksaal behandelt wurde und welche Blamage sie vor der ganzen Dorfbevölkerung über sich ergehen lassen musste. Und dass sie deshalb beschlossen habe, aus der Bürgermeisterpartei aus- und in der Oppositionspartei einzutreten. „Um gegen die Korruption und Machenschaften des Johann und seiner Freunde anzukämpfen“, wie sie sagte. Der Franz, der Edi und der Fritz waren hocheifrig über diese unverhoffte Vergrößerung der Ortsgruppe. Der Franz schenkte Most und Schnaps nach und gemeinsam stieß man auf eine gute Zusammenarbeit an. Und nach einiger Zeit und fünf weiteren Schnäpsen wurde sogar „Bruderschaft getrunken“. Und gegen Mitternacht hatte die Hannelore, die Exehrenvorsitzende der Landjugend, die zuvor erlittene Demütigung nicht nur überwunden, sie hatte sich sogar schon tief in ihre künftige Tätigkeit als Obmann-Stellvertreterin der örtlichen Oppositionspartei eingelebt.

Der Zustrom zur Sonntagsmesse hielt sich in Grenzen. Nicht nur weil der Abend in der Mehrzweckhalle lang gedauert hatte, fehlten einige der üblichen Besucher. Auch ist der Wein vom Hubmann gar vielen Dörflern in die Haare gefahren und ließ diese mit fürchterlichen Kopfschmerzen zu Hause auf der Ofenbank liegen statt den Weg in die Kirche zu gehen. Diejenigen, die trotzdem kamen – die Antialkoholiker und Biertrinker – mussten ihr Kommen aber nicht bereuen. Denn selten zuvor gestaltete der Herr Pfarrer eine Messe so liebevoll und gekonnt wie diese. „Wasser“ war das zentrale Thema der liturgischen Aufbereitung. In seiner Predigt verwies der Herr Pfarrer auf den wunderschönen gestrigen Abend, bei dem er einen richtigen Ruck gespürt habe, der durch das Dorf und die Dorfbevölkerung ging. Und er hing sich den gestrigen Worten des Bürgermeisters an, dass Wasser ein kostbares Gut sei, „mit dem mir oft viel zu sorglos umgehen“. Und dann lobte er die Bemühungen der Gemeinde, mit Wasser mehr aus dem Dorf zu machen. Gleichzeitig warnte er aber davor, dass dies nicht allein des schnöden Mammons wegen geschehen dürfe und machte einmal mehr klar und deutlich, dass Geld allein auch nicht glücklich mache. Ob dieser Worte lief der Schädel der Huber Resi, der Dorffriseuse, knallrot an. Und auch die Frieda, die Frau vom Bertl, verspürte ein leichtes Unbehagen und hüstelte leicht. Die männliche Bevölkerung des Dorfes fühlte sich von den Ausführungen des Pfarrers aber nicht betroffen, denn sie stand vor den Toren der Kirche, auf dem Kirchplatz, und besprach dort den gestrigen Abend.

Auch beim Kirchenwirt war nach der Messe – aus obgenannten Gründen – nicht ganz so viel los wie an normalen Sonntagen. Den Kirchenwirt-Sepp, der sonst jedem verloren gegangenen Groschen nachweinte, störte dies heute aber überhaupt nicht. Oder besser: es fiel ihm gar nicht auf. Denn mit seinen Gedanken war er, während er hinter der Theke Bier zapfte und Saft einschenkte, weit in der Zukunft und baute seinen Gasthof bereits zum Thermenhotel um. Am hinteren Ecktisch der Gaststube saßen der Franz, der Edi, der Fritz und Hannelore, die Exehrenobfrau der Landjugend beisammen. Wohl wunderte sich der eine und der andere der Dörfler, was die Frau Ehrenobfrau mit den Oppositionellen zu tun hatte. Trotzdem kam immer wieder mal einer auf seinem Weg zur Toilette am Tisch vorbei und gratulierte der Ehrenobfrau – man wusste ja nicht, dass sie dieses Amt bereits zurückgelegt hatte – zu der köstlichen Tanzdarbietung am gestrigen Abend. Äußerlich ruhig und gelassen nahm die Exehrenobfrau die Glückwünsche entgegen, lächelte dem Glückwünschüberbringer sogar freundlich ins Gesicht. Innerlich aber kochte es in ihr und kaum dass der Gratulant die Klotür hinter sich geschlossen hatte, vernahmen der Franz, der Edi und der Fritz ein „Arschloch“,

„Schleimscheißer“, „Darmkriecher“ aus dem Mund der Heidelinde. An der Theke vom Kirchenwirt standen der Johann, der Jetztbürgermeister und der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister beisammen und besprachen – unterbrochen immer wieder von einem Schulterklopfen und „Super, Johann“ von Vorbeikommenden, die dem Bürgermeister zum großartigen gestrigen Abend gratulierten – wichtige Dinge. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister erzählte dem Johann, dass er die ganze Nacht nicht geschlafen und nach einer Lösung gesucht und sie gefunden habe. Und er machte ihm klar, dass das wunderschöne gelbe Transparent mit den grünen Buchstaben, das gestern im Mehrzwecksaal hing, viel zu wertvoll sei, um weggelegt zu werden, dass dieses Transparent mitten im Dorf aufgehängt gehöre, um die Dörfler immer wieder an das große Ziel zu erinnern und um Besucher auf „das schönste Dorf im ländlichen Raum“ hinzuweisen. Und der Vize machte dem Bürgermeister – überhaupt nicht böse, also nicht lehrerhaft, sondern sehr liebevoll – klar, dass ihm bei der Auftragsvergabe ein Fehler unterlaufen sei, der zuvor, vor der Anbringung des Plakates im öffentlichen Raum, behoben werden müsse. Zwar dauerte es relativ lang, bis der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister den Jetztbürgermeister überzeugen konnte, dass das auf dem Transparent ein das sein muss und deshalb ein s entfernt gehöre, doch dann – nachdem der Johann seinen Fehler einsah – ging es umso schneller. Der Johann rief den Gemeindediener, der am Stammtisch des Kirchenwirtes saß, zu sich an die Theke, der Vizebürgermeister erklärte diesem die Maßnahmen, die zu tätigen seien, und noch am Nachmittag hing mitten am Dorfplatz das Transparent „DAS SCHÖNSTE DORF IM LÄNDLICHEN RAUM“. Unübersehbar für die Dörfler wie für Dorfbesucher. Und jetzt „korrekt geschrieben“, wie der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister stolz feststellte.

Für den Montag hatte sich Johann, der Bürgermeister, wieder mal frei genommen. Nicht wirklich Urlaub, aber halt frei. Die Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, hatte sich schon Tage zuvor mit dem Büroleiter jener Regierungsabteilung zusammen gesetzt, für die der Johann Post austrug und Wurstsemmeln holte. Und hatte ihm klar gemacht, dass die führenden ländlichen Gemeindeorgane künftighin mehr Zeit brauchen, um ihre Geschäfte erledigen zu können. Und dass er beim Johann hin und wieder ein Auge zudrücken soll, weil der in seinem Dorf wirklich Großes vorhabe und man ihm diese Schanze nicht nehmen sollte. Der Büroleiter, dem beim Erklimmen der Karriereleiter ebenfalls die Ridi hilfreich zur Seite stand, zeigte Verständnis und trug dem Johann künftighin an einem Tag in der Woche Außenarbeiten im ländlichen Raum auf. Diese Arbeiten, die er nicht näher definierte, könne

der Johann ganz nach eigener Einschätzung durchführen. Der Johann, sonst – wie gesagt – nicht unbedingt einer der schnellsten Denker, verstand. Und blieb künftighin daheim im Dorf, wann immer er es für richtig und wichtig hielt. Ein kurzer Anruf in der Landesregierung, dass heute dringende Arbeiten im ländlichen Raum anstünden, genügte.

An diesem Montag standen wirklich wichtige Aufgaben an. Schon in aller Herrgottsfrüh kamen zwei Ingenieure der Bohr-AG ins Gemeindeamt, um mit dem Johann Details bezüglich einer Tiefenbohrung in den Saubacher Auen zu besprechen. Der Johann überlegte zuerst, ob er – Macht der Gewohnheit – beim Willi ein paar Wurstsemmeln holen sollte. Schließlich schnappte er sich aber die beiden Herren und ging mit ihnen zum Kirchenwirt, Kaffee trinken und frühstücken. Auf dem Weg verwies er auf das riesige Transparent am Dorfplatz und meinte, dass das Projekt „Thermendorf“ bestens anlaufe und „mir die Gelder fix beisammen haben“. Der Kirchenwirt-Sepp rieb sich die Hände ob des frühen Geschäftes. Ewig schon war es her, dass in der Früh um acht Gäste da waren und Kaffee und Fruchtsaft und Schinkensemmeln und Rührei bestellten. Die beiden Ingenieure zeigten dem Johann – nachdem man fertig gefrühstückt hatte und der Bürgermeister beim Sepp drei kleine Bier bestellte – die vorbereiteten Unterlagen und Pläne und erklärten, dass sie morgen starten könnten. Nach dem dritten Bier und der Klärung der noch offenen Fragen zog der Bürgermeister seinen Kugelschreiber aus der Jackentasche und unterzeichnete den von den beiden Ingenieuren vorbereiteten Vertrag. „Darauf müssen wir anstoßen“, meinte einer der beiden Ingenieure, „Herr Wirt, drei Grappa“. Nach einigem hin und her war dem Johann und dem Kirchenwirt-Sepp klar, was der Ingenieur meinte. Und weil der Kirchenwirt-Sepp das gewünschte Produkt in seinem Sortiment nicht führte, einigte man sich auf den Apfelbrand vom Toni, „den besten Schnaps weit und breit“, wie der Bürgermeister stolz betonte. Nach zwei weiteren kleinen Bieren und dem Gespräch über Gott und das Leben am Lande verlangten die Ingenieure vom Kirchenwirt-Sepp die Rechnung. „Nix da!“, sprach der Johann mit Nachdruck. „Schreib alles z’samm, Sepp, auf Gemeinderechnung“.

Für den Nachmittag war ein Treffen mit Doktor Müller von der Beratungs- und Consulting-Firma Müller, Müller & Sohn vereinbart. Fast hätte der Johann, nachdem er sich nach dem intensiven Verhandlungsgespräch mit den Ingenieuren der Bohr-AG kurz hinlegte, den Termin verschlafen. Schließlich schaffte er aber doch noch rechtzeitig den Weg ins Gemeindeamt. Der Doktor Müller sei eine Koryphäe auf dem Gebiet der Gemeindeentwicklung, wurde dem Johann in der Landesregierung gesagt. Nicht billig, aber

unwahrscheinlich gut. Dass er gut sein musste, der Doktor Müller, bewies der dicke Wagen, in dem er vorfuhr beziehungsweise vorgefahren wurde. Wobei der Chauffeur kein eigentlicher Chauffeur war, sondern – wie sich später herausstellte – ein gewisser Magister Meier, ein junger Mitarbeiter der Beratungs- und Consulting-Firma Müller, Müller & Sohn, der das Dorf künftighin auf dem Weg in die Thermenzukunft begleiten sollte.

Nachdem der Johann den Wagen vorfahren sah, trat er aus dem Gemeindeamt und auf die beiden Herren zu, denen er sich vorstellte. „Johann! Bürgermeister!“, reichte er zuerst dem älteren und dann dem jüngeren der beiden die Hand. Und nachdem sich die beiden als „Doktor Müller“ und „Magister Meier“ zu erkennen gaben, zeigte der Johann rüber zum Kirchenwirt und lud zu Kaffee und Kuchen. „Weil: mir wissen ja, dass es sich bei einem Kaffeetscherl leichter red’t“.

Die Firmenbroschüren, die der Doktor Müller dem Bürgermeister hinlegte, waren vierfärbig und hochglänzend gestaltet. Der Johann war tief beeindruckt. Allein beim oberflächlichen Durchblättern fiel ihm auf, welche Erfolge die Firma Müller, Müller & Sohn aufzuweisen hatte: der Sankt Georgener Wald- und Holzweg im Norden des Landes; die Oberstanzinger Teich- und Bachmeile im Osten; das breite Tal der dunklen Schatten, diese zauberhafte Märchenwelt im Süden; die Straße der Volksmusik und des Zitherspiels im Westen ... Allein diese Referenzen gaben dem Johann die Sicherheit, mit der Firma Müller, Müller & Sohn den richtigen Partner gefunden zu haben.

Was sich am Vormittag mit „Grappa“ abspielte, wiederholte sich am Nachmittag mit „Cognak“. Neuerlich griff man mangels an Angebot auf den Apfelbrand vom Toni zurück. Der Doktor Müller machte dem Johann, dem Bürgermeister klar, dass beim Vorhaben „Thermendorf“ eine Komplettbetreuung durch sein Unternehmen unabdingbar sei, wenn man Erfolg haben wolle. Und er schlug vor, dass der Magister Meier – „mein junger, hochbegabter Kollege, der bereits zahlreiche Europa-Projekte erfolgreich abwickelte“ – wenigstens ein Jahr hindurch wöchentlich dreißig Stunden die Gemeinde unterstützen und beraten sollte. „Weil das Ganze ist nämlich eine sehr komplexe Sache und nur so schaffen wir die besten Voraussetzungen für eine erfolgreiche Realisierung“. „Und was kost’ uns das Ganze?“, fragte Johann, der Bürgermeister. „Halb so schlimm. Hundertzwanzig Euro Stundensatz, plus Mehrwertsteuer, plus Fahrtkosten, plus Spesen und Diäten. Ich denke, das ist ein faires Angebot. Und mit etwas Glück holen wir einen Großteil der Gelder über Förderungen wieder



zurück!“, antwortete der Doktor Müller und bestellte beim Kirchenwirt-Sepp noch eine Runde von dem köstlichen Apfelbrand.

Nachdem der Johann die Papiere unterzeichnet hatte, die ihm der Doktor Müller vorlegte, besprach er noch kurz mit Magister Meier die konkrete Vorgehensweise, die einzelnen Schritte, die der Herr Magister zu gehen gedachte, ehe er beim Sepp drei kleine Bier in Auftrag gab. „Auf eine fruchtbringende Zusammenarbeit!“, stieß er mit den beiden Akademikern an und fühlte sich rundum wohl ob der Gewissheit, die Verträge für einen reibungslosen Verlauf des Projektes endlich unter Dach und Fach zu haben.

Der Auflauf im Dorf war riesig, als die Bagger, Geräte und Maschinen der Bohr-AG in einem mächtigen Konvoi Richtung Saubacher Auen fuhren. Beim Kirchenwirt kam man kaum um die Kurve, so lang waren die Sattelschlepper. Wer nichts Besseres zu tun hatte, zog mit im Zug zu den Auen raus. An der Spitze der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, denn der Johann, der Bürgermeister, hielt die Sache nicht für so wichtig, als dass er extra einen Tag für Arbeiten im ländlichen Raum beansprucht hätte. Begleitet wurde der Vizebürgermeister an der Zugspitze von Karl, jenem Dörfler, der kurzfristig in der Oppositionspartei mitarbeitete, vor ein paar Tagen aber wieder in den Schoß der Mutterpartei heimgekehrt war. Beide redeten sie von den großen Aufgaben, die auf die Gemeinde unaufhaltsam zukamen. Und beide lobten sie den Johann, den Jetztbürgermeister, ob seines Einsatzes. Und auch ob seines Verhandlungsgeschicks. Und auch seine Freundlichkeit lobten sie, wenngleich er manchmal den bösen Blick habe. Aber je näher sie den Saubacher Auen kamen, umso intensiver kam ihre besorgte Frage, ob er, der Johann, der Sache wohl gewachsen sei, ob er in vielen Dingen nicht doch überfordert sein könnte. „Weil: Matura hat er keine!“. „Eigentlich hat er nur Volksschulabschluss“. Und: „Zahlen und Buchstaben sind ja nicht gerade seine Stärke!“. Und schon fast draußen, bei den Auen, fragte der Karl, ob er, der Vizebürgermeister, als ehemaliger Volksschullehrer, nicht vielleicht doch der bessere Kandidat wäre. Weil er doch ein Auftreten habe und schreiben und rechnen könne und als Dichter ja auch einen gewissen Namen hätte. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister fühlte sich geehrt ob der Worte des Karl: endlich einer der aussprach, was er sich öfters mal dachte. Und schon wollte er sagen, dass der Johann ja nicht einmal ein dass von einem das unterscheiden könne und deswegen als Bürgermeister absolut überfordert sei, als der Zug zum Stillstand kam, weil sie in den Saubacher Auen die Stelle erreichten, wo die Probebohrung vorgenommen werden sollte. Weil sich die ganze

Aufmerksamkeit – auch des Karls – nun den Maschinen und Geräten der Bohr-AG zuwandte, behielt der Vizebürgermeister seine Gedanken für sich. Aber auch wenn fürs Erste nicht weiter über das Thema geredet wurde und es in der Folge doch einige Zeit brauchte, bis die Sache zum Ausbruch kam: an diesem Tag, als in den Saubacher Auen die Bohrungen nach Thermalwasser begannen, begann auch das Sägen des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters am Stuhl des Bürgermeisters.

Die Probebohrungen in den Saubacher Auen nach heißem Wasser liefen voll an. Ein Klopfen, Hämmern und Schlagen war's, das man bis mitten ins Dorf rein hörte. Und neugierig wie sie waren, kamen während der ersten Tage hindurch die Dörfler noch scharenweise, dem Treiben der Arbeiter zuzuschauen. Rund um das mit rotweißen Bändern und Hinweis- und Warntafeln abgesteckte Feld standen sie von der Früh weg und warteten darauf, dass die heißen Wasserfontänen aus dem Boden schießen würden. Nach der zweiten Woche, nach langen Tagen des Wartens und Hoffens, verflüchtigte sich das Interesse aber merklich. „Das kann noch Monate dauern“, hatte der Vorarbeiter gemeint und den Dörflern erklärt, dass sie im ungarischen einmal mehr als ein Jahr bohrten, ohne je fündig zu werden. So blieben denn nach den ersten Bohrtagen die meisten Senioren und frühpensionierten Dörfler lieber daheim, als sich den mühsamen Weg in die Saubacher Auen anzutun. Und nur die jüngeren Frauen und die in der Reifezeit befindlichen Mädchen standen um das Bohrloch und blickten dem Tun der Arbeiter zu.

Auch wenn sich der schnelle Euro nicht gar so schnell einstellte, wie viele gehofft hatten und das Fließen „des heißen Goldes“, wie es der Bürgermeister nannte, auf sich warten ließ: für den Willi und den Kirchenwirt-Sepp begann schon mit der Probebohrung das große Geschäft. Jeden Morgen und jeden Nachmittag kam einer der Bohrarbeiter in den Gemischtwarenladen und erledigte dort, was der Johann in der Landesregierung erledigte: er besorgte die Jause, die Brotzeit. Und meist schleppte er auch einen, zwei Kasten Bier raus zum Bohrloch. Und beim Kirchenwirt-Sepp nahmen die Bohrarbeiter nicht nur das Mittag- und das Abendessen zu sich. Auch hat er auf die Schnelle die ehemaligen Fremdenzimmer notdürftig hergerichtet und an die Bohr-AG vermietet. Was bedeutete, dass er für die acht Mann – zumeist jüngere Burschen Mitte Zwanzig, von der Arbeit braungebrannt und durchtrainiert – auch das Frühstück bereitete.

Während die Bohr-Arbeiter den einen im Dorf Lust und Freude bereiteten, sorgten sie bei manch anderem für Sorgenfalten, ja Zornesröte und Wutausbrüche. Denn die acht Burschen – wie gesagt: jung, kräftig, braungebrannt und durchtrainiert – deckten ihren Hunger nicht nur im Laden vom Willi und in der Stube vom Kirchenwirt-Sepp. Auch wilderten sie in fremden Gehegen. Schließlich waren sie fast alle ledig oder zumindest ohne feste Begleitung im Dorf unterwegs. Und so kam es schon vor, dass der eine und der andere der jungen Arbeiter mal eine kurze Arbeitspause einlegte und die eine und die andere der hinter der Absperrung stehenden jungen Frauen anredete und sie für den Abend zu einem Glas Wein beim Kirchenwirt einlud. Und ebenso oft kam es vor, dass aus dem Glas Wein zwei, drei und mehr wurden und die Dörflerin mit dem jungen Arbeiter im Obergeschoss vom Kirchenwirt verschwand, wo sich die Fremdenzimmer befanden. Auch die Johanna, die Frau vom Bürgermeister, war öfters draußen beim Bohrloch vertreten. Weil ihr Mann, der Johann, ja nicht ständig da sein könne und irgendwer doch den Fortgang der Arbeit überwachen und kontrollieren müsse, entgegnete sie dem hämischen Lächeln der anderen anwesenden Frauen. Wobei der Ehrlichkeit halber gesagt werden muss, dass man die Johanna beim Kirchenwirt eigentlich nie antraf. Auch der Herr Pfarrer tauchte – nachdem das Getuschel über das sündige Treiben der Bohr-AG die Runde im Dorf machte – immer wieder mal und überraschend in den Saubacher Auen auf und verfolgte interessiert das Geschehen. Ohne aber irgendetwas zu sagen. Dafür betonte er in seiner Sonntagspredigt auffällig oft, dass die Lust des Fleisches eine Schwäche, ein Übel sei, das es zu besiegen gelte und dass die eheliche Treue eine wunderbare Sache, die man nicht hoch genug einschätzen könne. Aber trotz dieser mahnenden Worte des Pfarrers taten sich in diesen Wochen im Dorf Abgründe auf und gar manche Beziehung, die bis dato mangels an Gelegenheit als großartig und vorbildlich galt, erlitt Sprünge. Und wer weiß, was nicht noch alles passiert wäre, hätten nicht die Herren des Dorfes, die Ehemänner und Väter, in einer Krisensitzung beschlossen, eine härtere Gangart einzulegen und notfalls unter Anwendung von Gewalt ihre Gattinnen und Töchter zu Zucht und Ordnung anzuhalten.

Während in den Saubacher Auen die Bohrungen nach Thermalwasser gestartet wurden, liefen im Gemeindeamt die Umsetzungs- und Realisierungsschritte des Europa-Projektes „das schönste Dorf im ländlichen Raum“ an. Zu diesem Zwecke wurde für den Herrn Magister Meier, den Berater der Consulting-Firma Müller, Müller & Sohn und hochbezahlten Betreuer des Projektes ein luxuriöses Büro im Gemeindeamt eingerichtet. Inklusiv eines Internet-Anschlusses, der hergestellt wurde. „Ohne solchen geht in Europa gar nichts mehr, ohne

diesen brauchen wir uns gar nicht erst um das Projekt bemühen“, stellte der Herr Magister klar, als der Johann leise anfragte, ob das denn wirklich notwendig sei. Das „Bürger- und Projektbüro“, wie es genannt und mit einer goldenen Tafel optisch gekennzeichnet wurde, war täglich von neun bis zwölf Uhr für jeden Dörfler geöffnet und zugänglich. „Wir setzen damit ein Zeichen der Transparenz“, meinte der Herr Magister. „Mir sind offen“, formulierte es der Johann, der Bürgermeister, der in einem Gemeinderundschreiben die Bürgerinnen und Bürger aufrief, beim Herrn Magister Meier vorbeizuschauen und ihm ihre Ideen und Anregungen kund zu tun.

Viele Dörfler waren es nicht, die das Angebot der Gemeinde beziehungsweise des Magister Meier wahrnahmen. Meist saß dieser allein in seinem neuen Büro. Den Herrn Magister Meier störte dies aber nicht weiter. Wenn sich mal ein Dörfler – weil er ohnehin gerade etwas im Gemeindeamt zu tun hatte – in das „Bürger- und Projektbüro“ verirrte, erkundigte er sich beim Herrn Magister nach den neuen EU-Förderrichtlinien für den Mais- und Rapsanbau, bat um Unterstützung beim Ausfüllen des Antrages um den EU-Zuschuss für die artgerechte Mastsauhaltung oder fragte nach, ob er als Kleinkeuschler mit einem Hektar Grund und Boden Anspruch auf Auszahlung der EU-Prämie für Nassbiotope habe. Der Herr Magister war insgesamt sehr bemüht. Trotzdem machte er dem Bürgermeister klar, dass das so nicht ginge. Worauf der Johann neuerlich ein Schreiben an die Dörfler losschickte, in dem er mitteilte, dass der Herr Magister Meier nur für das Europa-Projekt „das schönste Dorf im ländlichen Raum“ beziehungsweise unmittelbar damit zusammenhängende Vorhaben wie Wasserbohrung und Thermendorf zuständig sei, nicht aber für Fragen des Maisanbaus und der Tierhaltung. „Bei Fragen dieser Art, bitten mir euch, weiterhin mit dem Toni oder direkt mit der Kämmerei in der Bezirksstadt in den Kontakt zu treten!“.

Die Zeiten, in denen keiner der Dörfler im neuen Bürger- und Projektbüro erschien, nutzte der Herr Magister Meier dazu, den riesigen Berg an Papier durchzuarbeiten, der innerhalb des fleißigen Tuns der Arbeitsgruppen zusammen kam: Flip-Chart-Bögen, gezeichnete A3-Plakate, maschinen- und handgeschriebene A4-Blätter, schwer lesbare Notizen auf irgendwelchen Zetteln ... Einmal mehr wurde ihm bewusst, dass die Beratertätigkeit im ländlichen Raum nicht einfach war und dass er sich sein Geld äußerst mühsam zu verdienen hatte. Der Großteil der von den Dörflern skizzierten Ideen wanderte in den Papierkorb. Dem geschulten Projektblick des Magister Meier hielten nur wenige der erarbeiteten Programme stand. Letztendlich blieben – im Sinne von Synergiennutzung – drei Vorschläge über, die in

das EU-Projekt vom schönsten Dorf im ländlichen Raum beziehungsweise in die Thermendorf-Strategie passten: die Heißwasser-Welt inklusive einer Bade- und Freizeitanlage unter Einbindung und Überdachung der Teichanlagen; die Errichtung eines Wellness-Seniorenzentrums unter Einleitung des Thermalwassers in dieses; und die Schaffung einer künstlichen Wasserwelt im Dorfzentrum als markante Zeichensetzung und Sichtbarmachung der Gesamtphilosophie. Für ihn, für den Herrn Magister Meier, war die Sache sonnenklar. Nicht so klar war ihm allerdings, wie er diese radikale Reduzierung auf das Wesentliche den Dorfoberen und den Dörflern beibringen sollte.

In der Mittagszeit ging der Herr Magister Meier, so wie die acht Arbeiter der Bohr-AG, zum Kirchenwirt, wo er sich stärkte. Der Sepp freute sich über einen neunten Esser, rieb sich die Hände und meinte, dass sich die Geschäfte in dieser Dynamik durchaus weiterentwickeln könnten. Am Nachmittag tauchten im Bürger- und Projektbüro des Magister Meier hintereinander und im Stundenrhythmus der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, dann die Alt- und Letztbürgermeister sowie der Jetztbürgermeister, also der Willi, der Bertl, der Toni und der Johann, die Leiter der vier Arbeitsgruppen auf. Wobei die Reihenfolge nichts mit Hierarchien und Wertigkeiten zu tun hatte, sondern sich über das Zeitmanagement der fünf ergab. Der frühpensionierte Volksschullehrer hatte sowieso immer Zeit, der Willi konnte zwischen zwei und drei am besten aus dem Geschäft weg, der Bertl war erst ab fünfzehn Uhr so richtig wach, der Toni war in der Regel gegen vier mit der Apfelverarbeitung fertig und der Johann war meist um siebzehn Uhr, nach der Abholung und Verteilung der Nachmittagsjause, von seinem Dienst in der Landesregierung im Dorf retour. Bei diesen Sitzungen mit den Dorfoberen wurde viel Kaffee getrunken. Die vollautomatische Espresso-Maschine war, so wie der Internet-Anschluss, eine Grundvoraussetzung für die Niederlassung des Magister Meier im Dorf. Bei diesen Sitzungen wurde aber auch all das gründlich wiederholt, was in den vielen Treffen der Arbeitsgruppen an Ideen zutage gefördert wurde und was der Magister Meier an den Vormittagen in den Papierkorb verschwinden hat lassen. Das heißt: die Sitzungen wären eigentlich überflüssig gewesen. Weil der Magister Meier aber jahrelange Erfahrung in der Projektbetreuung hatte und wusste, wie wichtig es war, den Leuten das Gefühl zu geben, ihre eigenen Ideen einzubringen, wurden diese Sitzungen Tag für Tag konsequent und mit viel Engagement durchgeführt. Und ebenso konsequent – weil aus den gleichen Überlegungen heraus – berief der Gemeindeberater und Projektbetreuer Woche für Woche eine Bürgerversammlung ein, bei der die Dörfler ebenso

die Möglichkeit hatten, ihre in den Arbeitsgruppen entwickelten Ideen neuerlich darzustellen und vorzutragen.

In den Saubacher Auen wurde nach heißem Wasser gebohrt, im Bürger- und Projektbüro des Gemeindeamtes wurden neue Ideen geschmiedet beziehungsweise alte neu diskutiert oder in den Papierkorb geworfen und in der Oppositionspartei des Dorfes wurden Pläne eines anderen, eines erfolgreicher Planens, Denkens und Handelns entwickelt. Jeden Dienstag kam man zum Strategietreffen beim Franz zusammen. Die Hannelore, die Exehrenobfrau der Landjugend und jetzige Obmannstellvertreterin der Dorffopposition hatte die Sache in die Hand genommen und ein Arbeitspapier „Unser Weg zum Erfolg“ verfasst. In diesem fixierte sie die einzelnen Schritte, die notwendig seien, „wenn mir bei der nächsten Wahl ordentlich zulegen wollen“. Wohl hatte sich der Edi, der bisher die konzeptionell-ideologischen Belange der Fraktion über hatte, anfangs etwas mokiert über diese neue weibliche Methode des Herangehens an Probleme. Mangels an Alternativen ließ er aber die Meckerei bald sein und arbeitete brav am neuen Weg mit.

Die Hannelore hatte das Glück, als junges Mädchen in der Kulturgruppe vom Bertl mitwirken zu dürfen. Dort entwickelte sie sich zu einer grandiosen Theaterspielerin. Jedes Jahr bei den Kulturtagen, zu denen ein bäuerlicher Schwank aufgeführt wurde, durfte sie die junge Naive darstellen, was sie mit Bravour und großem Einfühlungsvermögen tat. Deshalb übertrug ihr auch der Willi, der damalige Bürgermeister und jetzige Altbürgermeister, die Aufgabe, eine Landjugendgruppe im Dorf zu gründen, was sie ebenfalls großartig erledigte. Siebzehn Jahre leitete sie diese Gruppe, studierte Tänze ein, organisierte das große Wettpflügen, ehe sie sagte „Schluss“ und spontan und ohne großes Aufheben zur Ehrenobfrau erklärt wurde. In all diesen Jahren als Obfrau und später als Ehrenobfrau hatte sich die Hannelore ein großes Geschick im Organisieren und Delegieren angeeignet, was ihr jetzt – in der Organisation der Oppositionspartei – eindeutig zugute kam. Der ganz große Vorteil der Hannelore war aber, dass sie ehemann- und kinderlos war. Und deshalb unendlich viel Zeit hatte, die sie in die politische Tätigkeit einbringen konnte. Und ihr Job – eigentlich hatte sie vor vielen Jahren in der Bezirksstadt Drogistin gelernt, durfte diesen Beruf aber aus gesundheitlichen Gründen schon lange nicht mehr ausüben – ihr Job also, die Zustellung der meistgelesenen Tageszeitung des Landes in die Häuser des Dorfes und in die Häuser zweier Nachbardörfer war nicht nur relativ rasch erledigt. Er hatte auch den Vorteil, dass sie, die Hannelore, früher und besser informiert war als alle anderen Dörfler.

Das Strategiepapier der Hannelore sah vor, dass die Ortsgruppe rund um den Franz, den Edi, den Fritz und sie künftighin offensiver und bürgernäher aufzutreten habe. Diesbezüglich hatte sie bereits konkrete Punkte ausgearbeitet. Unter anderem schlug sie vor, dass im Dorf wieder eine Theatergruppe ins Leben gerufen werde, bei der jede und jeder mitmachen könne. Sie, die Hannelore, würde – „wenn dies gewünscht wird“, ließ sie sich bitten – die Leitung übernehmen und wenigstens zwei Stücke im Jahr zur Aufführung bringen. Sie wisse auch schon welche, sagte sie, meinte aber, dass es zu weit führen würde, das jetzt im Detail zu erörtern. Vielmehr präsentierte sie den drei Herren die von ihr skizzierte Werbekampagne, mittels der theaterbegeisterte Dörfler gesucht wurden. „Über das Theaterspielen gewinnen mir die schauspielernden Dörfler für uns und über die Aufführungen, über die Inhalte und Aussagen, überzeugen mir den Rest der Bevölkerung von unserer politischen Arbeit!“. Das war einleuchtend. Am nächsten Morgen kam gemeinsam mit der meistgelesenen Zeitung des Landes ein handgeschriebenes Blatt Papier in beinahe jedes Haus des Dorfes, auf dem groß und dick geschrieben stand: „Mir machen ein Theater“. Und mit dem die Dörfler eingeladen wurden, gemeinsam mit der Hannelore, der früheren Leiterin der Landjugend, die Bretter, die die Welt bedeuten, zu erklimmen.

Bei den regelmäßigen Treffen des Johann, des Jetztbürgermeisters, mit dem Magister Meier, dem Dorfberater und Projektbetreuer, ging es vor allem darum, über den letzten Stand der Dinge zu reden. „Zu evaluieren“, wie es der Herr Magister nannte. Man sprach über dies und jenes, erledigte das eine und rollte das andere neu auf. Vor allem aber tranken die beiden einen guten Kaffee, denn die Espressomaschine, die von der Gemeinde für das Bürger- und Projektbüro angekauft wurde, war zwar sündteuer, dafür aber ganz große Klasse. Als der Magister Meier bei einem dieser Evaluierungstreffen dem Johann klarmachte, dass im Sinne einer zielorientierten und nachhaltig wirkenden Weiterverfolgung des Gesamtprojektes „Thermendorf – das schönste Dorf im ländlichen Raum“ die Reduzierung der in den Arbeitsgruppen aufgetauchten Ideen notwendig und die Konzentration auf das Zentrale zwingend erforderlich sei, zeigte sich der Johann verständnisvoll. „Meine Red!“, sagte er. Und: „Ich hab immer wieder gesagt, verzetteln mir uns nicht!“. Insgeheim fragte er sich aber doch, ob es richtig sei, eine so gute Sache wie die erste Kinderolympiade mit Sackhupfen, Stiefelweitwurf und so einfach sausen zu lassen. Wo doch die Idee von ihm kam und die Arbeitsgruppe geschlossen und begeistert dahinter stand. Und erstmals tauchten beim Johann

– ohne dass er sich dies aber in irgend einer Form anmerken hätte lassen – leise Zweifel an den Qualitäten des Magister Meier auf.

Den intensivsten Kontakt zum Gemeindeberater und Projektleiter hatte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister. Einfach deshalb, weil er die Zeit dafür hatte. Nicht nur zu der für ihn vorgesehenen Sprechstunde um dreizehn Uhr tauchte er beim Magister Meier auf. Öfters kam er auch am Vormittag in das Bürger- und Projektbüro, um über den Verlauf der Dinge zu reden, neue Ideen einzubringen und um dem Herrn Magister seine letzten Schöpfungen, seine neuesten Gedichte vorzutragen. Und vielfach – „wenn es euch nicht stört?“, fragte er jedes Mal – war er auch bei den Besprechungen mit den Arbeitsgruppenleitern Willi, Bertl und Toni dabei, trank Kaffee und redete feste mit, wenn es um Wirtschaft und Tourismus und Landwirtschaft ging. Auffällig war jedoch, dass er jedes Mal kurz vor siebzehn Uhr, kurz vor der Johann kam, gehen musste. Er habe noch jede Menge zu schreiben und dass die Literatur, vor allem die Lyrik, ein hartes Brot sei, das den Dichter nur spärlich nähre, hatte er jedes Mal einen stimmigen Spruch bereit, der den Willi, den Bertl, den Toni und manchmal sogar den Magister Meier ganz schön beeindruckte.

In den zwar nicht besonders tiefen aber unendlich langen Gesprächen des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters mit dem Gemeindeberater Magister Meier ging es vor allem um schöngeistige Belange. Die Toskana war ebenso ein Gesprächsthema wie gutes Essen, edle Weine und die hohe Kunst der Sprache. Schiller oder Goethe, Heine oder Lessing diskutierten die beiden öfters. In diesem Zusammenhang stellte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister dem Herrn Magister die Frage, was er von einem Menschen halte, der ein dass nicht von einem das unterscheiden könne. Nachdem der Herr Magister mit „Dummkopf“ und „Vollidiot“ antwortete, zeigte sich der Vizebürgermeister hoch erfreut, lächelte dem Magister Meier zu und sagte „ganz meine Meinung!“.

Die wöchentlichen Bürgerversammlungen, zu denen der Magister Meier rief und zu denen der Johann mittels Bürgermeisterschreiben einlud, waren anfangs äußerst gut besucht. Die Dörfler nahmen diese Treffen statt der Arbeitsgruppensitzungen wahr und arbeiteten mit jenem Eifer weiter, den sie zuvor dort einbrachten. Die Begrüßung bei diesen Bürgerversammlungen nahm der Bürgermeister vor. Auch wenn der Magister Meier den Johann jedes Mal aufs Neue bat, es kurz zu machen, nutzte der Johann diese Möglichkeit des Auftrittes, um seine erlernte



„Kunst des Redens und der Rede“ den Dörflern darzubieten. „Dörflerinnen und Dörfler“, begann er zumeist. „Liebe Jugend und liebe Junggebliebene, Männer und Frauen!“. Und machte dann – gekonnt – eine Pause. Und ermunterte sodann in einem flammenden Appell die Gemeindebevölkerung, weiterhin aktiv an der Zukunft mitzuarbeiten und gemeinsam den Weg in einen hoffnungsvollen und wasserreichen Morgen zu gehen. Vom großartigen Fortschritt der Bohrarbeiten berichtete er, von seinen ständigen Verhandlungen mit der Landesregierung und seinen regelmäßigen Telefonaten mit Brüssel. „Was gar nicht so einfach, weil mir dort Englisch als Amtssprache haben!“. Und nebenbei nutzte der Johann seinen Auftritt, um von Allfälligem aus der Gemeinde und vom Gemeinderat zu berichten: vom Aufstellen eines Restmüllbehälters in den Saubacher Auen im Bereich der Bohrstelle; von der Fleckviehzählung, die in den kommenden Wochen durchgeführt werde; oder von der Gefahr, die der Borkenkäfer für das Dorf bedeute. Nach dem Johann und seinen Ausführungen nahm der Magister Meier den weiteren Verlauf des Abends in die Hand. Wobei sein Tun vor allem darin bestand, all das, was in den Arbeitsgruppen erarbeitet wurde, zu wiederholen und neu zu besprechen. Auch jene Punkte, die in seinem Büro bereits in den Papierkorb gewandert waren. Dazu ließ er nicht nur die vier Arbeitsgruppenleiter – den Willi, den Bertl, den Toni und den Johann – zu Wort kommen, sondern verwickelte auch die Dörfler in Diskussionen und vertiefende Gespräche. Schließlich wusste er – als erfahrener Projektleiter, der neben einer Trainer- auch eine NLP-Ausbildung erfolgreich absolvierte – wie wichtig es war, die Beteiligten bei ihren Wünschen und Bedürfnissen, also bei ihrer Eitelkeit, abzuholen und sie reden und erzählen zu lassen. Dass diese umfassende Einbindung der Dörfer in den Entwicklungsprozess – auch wenn sie nur der Form halber geschah – den Nachteil hatte, dass es zu ewigen und unendlichen Wiederholungen kam, dass einzelne Ideen bis ins Kleinste zerredet wurden, liegt auf der Hand. Wenn da etwa der Bertl wieder einmal von der Schwertlilie, dieser wunderbaren Wasserpflanze, zu berichten begann, fragte sicher ein Zweiter „warum gerade die Schwertlilie, warum nicht die Sonnenblume?“, und mit Garantie warf ein Dritter ein, dass für ihn die Rose die schönste aller Blumen sei. So kam es wie es kommen musste: nach der anfänglichen Euphorie legte sich allmählich die Begeisterung für die und der Zulauf zu den Bürgerversammlungen. Nach drei Monaten entschlossen sich der Bürgermeister und Magister Meier dazu, vom wöchentlichen Rhythmus auf einen monatlichen zu wechseln. Und später – nach rund einem halben Jahr – wurden die regelmäßigen Bürgerversammlungen grundsätzlich gestrichen. Und wurde nur mehr aus bestimmten Anlassfällen das Volk zum Gedankenaustausch geladen.

Während also die ursprünglichen Arbeitsgruppen in wöchentliche und später monatliche Bürgerversammlungen übergeführt wurden und der Zulauf zu diesen ob der vielen Wiederholungen – die öfters sogar in handfeste Streitigkeiten mündeten – immer geringer wurde, rannten die Dörfler der Hannelore und ihrer Theatergruppe die Türe ein. Schon zum ersten Treffen – wenige Tage nach Hannelores Beilage in der meistgelesenen Zeitung des Landes – kamen rund dreißig Theaterinteressierte in den ehemaligen Festsaal des Kirchenwirtes. Und mit jeder Probe kamen noch mehr. Unter den Theaterinteressierten befanden sich überraschend viele junge Dorffrauen. Was die Hannelore zwar freute aber doch verwunderte, entpuppte sich bald als ideale Möglichkeit für die jungen Theaterspielerinnen, in den Pausen und nach den Proben in Kontakt mit den Arbeitern der Bohr-AG treten zu können. Ob der vielen Theaterbegeisterten weiblichen Geschlechts entschloss sich die Hannelore den Schwank „Die Weiber und der liebe Gott“ einzustudieren. Auch weil sie der Überzeugung war, dass über dieses Stück am besten die ihr wichtigen politischen Botschaften zu transportieren seien: die Schwäche der Regierungsmannschaft, das arrogante Verhalten des Jetzt-, der Letzt- und Altbürgermeister, die Notwendigkeit des politischen Widerstandes der Dörfler, speziell der Dorffrauen gegen Machtmissbrauch, Freunderlwirtschaft und männerbestimmte, patriarchalische Zustände und Machenschaften. Also teilte die Hannelore die verschiedensten Aufgaben ein, vergab die einzelnen Rollen und begann mit den Proben zu diesem politischen, hochbrisanten Stück, das in der Folge noch für manchen Wirbel im Dorf sorgen sollte.

Nach Wochen des Bohrens in den Saubacher Auen und des Beratens und Betreuens im Bürger- und Projektbüro, flatterten der Gemeinde die ersten Rechnungen beziehungsweise Honorarnoten der Bohr-AG und des Consultingunternehmens Müller, Müller & Sohn ins Haus. Wohl hatte der Johann, als ihm damals die Angebote unterbreitet wurden, überschlagsmäßig errechnet, was die Sache in etwa kosten könnte. Weil aber – wie schon mehrmals gesagt – Kopfrechnen nicht seine Stärke war, setzte es ihn auf den Sessel vor dem er stand, als er die Zahlungsaufforderungen in den Händen hielt und die tatsächlichen Summen vor Augen hatte. Endgültig auf den Arsch haute es ihn aber, als der Magister Meier ihm die vorläufig errechneten Kosten für Thermendorf, Bade- und Freizeitanlage, Teichüberdachung, Seniorenzentrum und Wasserwelt präsentierte und klar machte, dass die sechs Millionen Euro gerade mal für ein Viertel der geplanten Projekte reichen. „Und? Was sollen mir jetzt machen?“, fragte der Johann nach der längeren Pause, die er brauchte, um das Gehörte zu verdauen. „Die Hoffnung nicht verlieren“, antwortete der Herr Magister. „Wo ein

Wille, da auch ein Weg!“ Und er ließ dem Johann eine frische Tasse Kaffee aus der Espressomaschine, stellt ihm diese hin, klopfte ihm dabei auf die Schultern und begann die weitere Vorgehensweise zu schildern, die er sich zuvor bereits überlegt hatte.

Zur Krisensitzung, die der Johann einberufen hatte, erschienen alle Geladenen pünktlich: der Willi, der Bertl, der Toni, der Vizebürgermeister und die restlichen sechs Gemeinderäte der Fraktion. Mit Sitzungsbeginn stellte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister den Antrag, dass er schnell den Karl – der jetzt ja wieder brav und fleißig und sehr kreativ in der Ortsgruppe mitarbeite – verständigen und zur Sitzung bringen würde. Das wurde aber auf Johanns Gegenantrag von den restlichen neun Krisensitzungsteilnehmern abgelehnt. Er, der Vize, könne ja nachher, nach der Sitzung, den Karl informieren wenn er unbedingt wolle, meinte der Bertl. „Nix da!“, sagte der Johann. „Die Sitzung ist geheim und streng vertraulich. Mir alle sind zu stillschweigen verpflichtet und nix darf an die Öffentlichkeit. Paragraph zwei, Absatz zwölf!“. Ganz genau hatte sich der Johann in der Landesregierung erkundet, wie das mit vertraulichen Sitzungen sei. So gab’s denn auch keine Wortmeldungen mehr, der Vize schwieg und der Johann brauchte nicht einmal seinen bösen Blick einzusetzen und konnte in aller Ruhe die neuen Gegebenheiten erklären. Ob dieser zwar etwas nervöser als gewohnt, trotzdem in gekonnter Weise – sich immer wieder selbst an die beim Rhetorikseminar gemachten Erfahrungen erinnernd – erzählte er von seinem langen Gespräch mit Magister Meier und präsentierte dessen überarbeitetes und zusammengefasstes Konzept „Unser Wasserdorf“. Lang und breit und in den schönsten Worten malte er den Zauber des ländlichen Thermenentrums in den Saubacher Auen an die Wand beziehungsweise auf das vorbereitete Flip-Chart-Plakat; erzählte von der Faszination der angeschlossenen Bade- und Freizeitanlage, „die wo alle Stückerln spielen wird“; berichtete von den vielen Möglichkeiten, die durch die Überdachung der Teiche geschaffen werde; machte klar, wie viele Gelder durch das behindertengerechte, europaweit einzigartige Seniorenzentrum mit Thermalwasser in die Gemeinde zurückfließen werden und hob besonders gekonnt hervor, dass mit der den Ort durchströmenden Wasserwelt eine einmalige, noch nie da gewesene Charakterisierung eines Dorfes geschaffen werde. „Ich meine und glaube, dass mir mit diesem wunderbaren Konzept eine runde, geschlossene Sache geschaffen haben, die wo unsere Stärken vernetzt aufgreift und nutzt. Und wo die besten Voraussetzungen schafft, dass mir an alle möglichen Förder- und Europagelder kommen“. Der Willi, der Bertl, der Toni und die sechs Gemeinderäte waren beeindruckt. „Großartig“, sagte der Bertl. „Wirklich toll“, der Toni. Und der Willi stand sogar auf, ging zum Johann,

klopfte ihm auf die Schulter und meinte: „Ich denke, es wird Zeit, dass mir alle dir danke sagen. Danke für deinen unermüdlichen Einsatz. Gerade die letzten Wochen waren sehr stressig und arbeitsreich. Und mir haben darob vielleicht ein wenig das Menschliche vergessen. Also Johann: vielen, vielen Dank!“. Der Willi, der Bertl, der Toni und die sechs Gemeinderäte applaudierten. Und der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister konnte gar nicht anders als auch in die Hände zu klatschen. Was auch hätte er gegen dieses stimmige Konzept vorbringen können, außer dass es nicht vom Johann sondern vom Magister Meier war und der Johann eigentlich gar nichts dafür kann. Aber was hätte das schon gebracht. Jedenfalls sah er seine Felle schon davon schwimmen, als der Johann in den abklingenden Applaus hinein fortfuhr. „Es gibt da allerdings ein kleines Problem“. Und er berichtete, dass die sechs Millionen Euro nicht ganz ausreichen würden, um das Projekt in der geplanten Form umzusetzen. Dass sie einiges mehr an Geldern aufstellen müssen. Und dass er darum zur heutigen Krisensitzung geladen habe, bei der die weiteren Finanzierungsschritte besprochen werden sollten.

Im weiteren Verlauf der Krisensitzung wurde fieberhaft überlegt, wie man an zusätzliche Gelder kommen könne. Der Willi, der Bertl, der Toni und die sechs Gemeinderäte zermarterten sich die Schädel, aber wirklich gute Ideen kamen einfach keine heraus. „Mir könnten eine Lotterie durchführen“, meinte der eine. Und ein anderer warf den Gedanken „Lose verkaufen!“ in die Runde. Der Bernhard, der wohl kreativste unter den Gemeinderäten – der bereits die Ideen vom Springbrunnen im Dorfzentrum hatte – meinte, dass man mit dem in den Sechziger-Jahren in die USA ausgewanderten Kraxner Klaus Kontakt aufnehmen könne, der es drüben zu erheblichem Ansehen und Reichtum brachte. Während rundum die Köpfe rauchten und sich jeder Gedanken zum Thema Geldbeschaffung machte, brachte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, allmählich wieder Hoffnung schöpfend, immer wieder Philosophisches – „Grundsätzliches“, wie er sagte – ein. „Mir müssen jetzt klar und strukturiert vorgehen. Was mir brauchen ist ein kluger Kopf, der wo die Sache in die Hand nimmt“. Weiter kam er meist nicht. „Mir brauchen ein Geld“, kam die Antwort, „und keine g’scheiten Sprüche!“. Schließlich erhob der Johann die Stimme. „So schlimm schaut die Sache gar nicht aus“, begann er. Und erklärte, dass er in der Landesregierung zahlreiche Gespräche geführt habe, bei denen ihm klar wurde, dass der Großteil der vorgeschlagenen Projekte beste Aussichten auf Förderungen habe. Und er habe auch mit der Ridi, der Abgeordneten aus der Nachbargemeinde gesprochen und die habe ihn darin bestärkt. Und gemeinsam hätten sie beschlossen, dass es das Beste wäre, wenn sie, die

Ridi, er, der Johann, die Arbeitskreisleiter Willi, Bertl und Toni sowie der Magister Meier zusammen nach Brüssel fliegen würden, um die Sache vor Ort zu klären. „Fliegen?“, fragte der Bertl, „toll! Ich bin noch nie geflogen!“. „Brüssel klingt gut“, meinte der Toni und fragte nebenbei, ob dort nicht auch die EU ihren Sitz habe. Und der Willi sagte, sachlich wie immer, dass die Idee großartig sei. „Wäre es nicht gut, wenn jemand dabei wäre, der Englisch spricht?“, wollte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister wissen. „Die Verhandlungen führt unser Magister Meier“, antwortete der Johann. „Der beherrscht Englisch perfekt. Und die Ridi kann auch ein bisschen was. Und ‚yes‘ und ‚no‘ versteh ich auch“. Man lachte. Und der Bertl kratzte die paar Krümel Schulenglisch, die ihm geblieben waren, zusammen und meinte scherzhaft „I am from Austria“.

Der Brüssel-Flug wurde für Ende des Monats gebucht. Bis dahin gab es noch jede Menge zu erledigen. Mit der Planung des Thermendorfes wurde ein darin erfahrenes Architekturbüro in der Landeshauptstadt beauftragt. Die Planung der Bade- und Freizeitanlage inklusive der Teichüberdachung wurde an ein Büro in der Bezirkshauptstadt vergeben. Und für das Seniorenzentrum wurde ein Architekturbüro in der Bundeshauptstadt für die Planung ausgewählt. Die Wasserwelt im Dorfzentrum wurde – auf Vorschlag von Magister Meier – als offener Wettbewerb für junge Künstler des Landes ausgeschrieben.

Die offenen Sprechstunden am Vormittag, zu denen ohnehin selten nur ein Dörfler kam, nutzte der Magister Meier dazu, guten espressokaffee zu trinken, mit den Planungsbüros Kontakt zu halten und die Brüssel-Reise vorzubereiten. Die Vormittagsbesuche des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters im Bürger- und Projektbüro der Gemeinde wurden immer mehr. Kaum ein Tag, an dem er sich nicht sehen ließ. Öfters nahm er dazu auch seinen neuen Herzensfreund, den Karl mit. Gemeinsam befragten sie dann den Herrn Magister Meier über den Stand der Projekte, der Finanzierung und der Brüssel-Reise. Und weil offiziell Bürgersprechstunde war, konnte der Magister Meier die beiden schwer nur aus dem Projektbüro werfen, sondern gab – so gut er eben konnte – Antwort. Und weil der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister immer wieder mal einen frisch gedichteten Reim vorbeibrachte und dem Magister Meier in Originalhandschrift überließ, bemühte sich dieser um ein halbwegs freundliches Klima und schenkte öfters einen zweiten, dritten und vierten Kaffee nach.

Die Proben für das Stück „Die Weiber und der liebe Gott“ liefen auf Hochtouren. Drei Mal in der Woche trafen sich die theaterbegeisterten Dörfler im alten Festsaal des Kirchenwirtes und übten unter den Anleitungen der Hannelore. Weil es dabei oft hitzig her ging, wurde beim Kirchenwirt-Sepp viel Trinkbares bestellt. Und weil man auch hinterher, nach der Probe, im Schankraum noch das eine und andere Getränk zu sich nahm, gingen die Geschäfte vom Sepp bestens. Und nicht selten hörte man ihn sagen, dass es durchaus öfters so einen Gemeindeentwicklungsprozess geben sollte.

Während die Hannelore für Text, Dramaturgie, Regie, Requisite, Technik, Marketing, Öffentlichkeitsarbeit und Gesamtleitung verantwortlich war, konnte sie die Huber Resi, die Dorffriseuse, für den Bereich „Maske“ gewinnen und die Kirchenwirt-Lore, die Frau vom Sepp, für den Bereich „Bühnenbild“. Während die Huber Resi Zuhause die schönsten Perücken zauberte und Salben und Farben und Cremes für die Schminke zubereitete, bastelte die Kirchenwirt-Lore mit einer Handvoll anderer Frauen an Tüchern und Vorhängen. Der taktisch geschickteste Zug gelang der Hannelore aber mit der Besetzung der drei männlichen Hauptrollen durch den Franz, den Edi und den Fritz, ihren neuen Kollegen von der Oppositionspartei. Während der Franz sofort überlauerte, was hinter Hannelores Plan steckte, wehrte sich der Edi anfangs mit Händen und Füßen gegen die Schauspielerei. „Mir sind doch keine Affen nicht!“, meinte er. Und: „Ich mach mich doch nicht lächerlich!“. Als ihm aber die Hannelore die dramaturgische Bedeutung seiner Rolle und die dahinter steckende strategische Ausrichtung klar machte, willigte auch er dem Schritt auf die Bühne zu. Beim Fritz allerdings hatte auch der Franz bedenken. „Der macht doch sein Maul nie auf! Den hab ich noch nie zwei zusammen hängende Worte reden hören!“. Aber die Hannelore erklärte ihm, dass für den Fritz sowieso eine stumme Rolle vorgesehen sei. „Bedeutend zwar, aber eben stumm!“.

Bei den ersten Proben mokierten sich einige der Theaterleute darob, dass die Quertreiber und Oppositionellen des Dorfes auch mitmachen dürfen. Mit denen ist die Hannelore – resch, wie sie sein konnte – aber rasch abgefahren. „Hier geht’s um Theater, um das Spielen und nix sonst! Hier kann jeder und jede mitmachen! Ohne Ansehen von Haut, Rasse, Geschlecht und Religion!“. Das Wort der Hannelore wurde gehört und akzeptiert. Erst als die Besetzung fixiert wurde, regte sich neuerlich leiser Widerstand. „Die drei für die männlichen Hauptrollen, des ist ja als wenn mir den Bock zum Gärtner machen täten“. Aber neuerlich sprach die Hannelore Klartext: „Mir brauchen Typppen, versteht ihr: Typppen. Und der Franz, der Edi, der Fritz, das sind Typppen. Genau die, die mir für die Rollen brauchen“. Und

Ruhe herrschte. Und keine und keiner erhob je wieder Einspruch gegen die Besetzungsliste. Auch weil der Franz, der Edi und der Fritz während der ganzen Probenzeit nicht einmal politisch wurden. Und auch nach der Probe, beim gemütlichen Zusammensitzen im Schankraum vom Kirchenwirt, kein böses Wort über den Johann, den Bürgermeister oder über das Gemeindeprojekt vom schönsten Dorf Europas verloren. Vielmehr bemühten sich die drei um Freundlichkeit, um Nähe, um Zuvorkommenheit. Und hatten damit relativ rasch Erfolg. Vor allem bei den weiblichen Theatermachern.

Bei den wöchentlichen Strategiesitzungen in der Küche vom Franz wurde genau das nämlich trainiert: Freundlichkeit, Bürgernähe, Offenheit. Die Hannelore hatte sich in der Bezirksstadt das Buch „Praktische Tipps zum politischen Erfolg“ besorgt. Der Autor, ein Guru auf dem Gebiet der Kommunikation und kurzzeitig Obmann einer großen österreichischen Volkspartei, beschrieb darin anschaulich die zehn Gebote für ein erfolgreiches kommunalpolitisches Tun. Und exakt nach diesen zehn Geboten gingen die vier - der Franz, der Edi, der Fritz und die Hannelore - vor. Ihre Rolle als Theaterleiterin auch in der Küche vom Franz ausspielend, stand die Hannelore vor dem aufgeschlagenen Buch und wies den Edi an, wie er der Dörflerin, die vom Franz gespielt wurde, den Mantel abzunehmen habe. Und wie er ihr – dem Franz – ein Kompliment ins Ohr flüstern soll. Natürlich blieb das Lachen nicht aus, wenn der Edi dem Franz ein „sie haben wunderschöne Beine, gnä’ Frau“ hinhauchte. Oder wenn er ihm mit einem Augenzwinkern zuprostete: „sie haben zum Küssen schöne Lippen, Marie!“. Aber bei allem Spaß den man hatte, der Erfolg stellte sich bald ein. Manch eine der Dorffrauen kam abends von der Theaterprobe heim und erzählte ihrem Gatten, dass der Kleinbauer Franz so ein Ekel gar nicht sei, sondern ganz schön charmant sein könne. Oder dass der Rote Edi, wie sie den Edi früher abschätzend nannten, ein unheimlich zuvorkommender Mensch sei, liebreizend und äußerst höflich.

So hatte man bei den Theaterproben – nachdem die Besetzungsprobleme geklärt, die Berührungssängste verflogen waren und der Franz, der Edi und der Fritz sich vor allem in die Herzen der weiblichen Theaterleute spielten – jede Menge Spaß. Die rund fünfzig Theaterbegeisterten übten unermüdlich und mit jeder Menge Begeisterung Szene für Szene. Die Huber Resi schminkte Gesichter und sprühte dies und jenes in die Haare der Darsteller. Die Kirchenwirt-Lore malte mit ihren Helferinnen da ein paar Wolken in die Kulisse und dort einen Bauernhof auf den Vorhang. Und die Hannelore modellierte die einzelnen Textblöcke

so, dass sie einerseits den Schauspielern ins Maul und andererseits dem Dorf aufs Auge passten.

Bei einer der Theaterproben – es war nach der Krisensitzung der Regierungspartei, als die Reise nach Brüssel beschlossen wurde – tauchten spätabends der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und Karl, der Opportunist, im Saal des Kirchenwirtes auf. Sie warteten geduldig das Ende der Probe ab und boten sich dann der Hannelore als Aktive, als „Helfer, wo immer mir helfen können“ an. „Seid’s teppert!“, schrie der Edi von der Bühne runter, als er das Ansinnen der beiden vernahm. Und auch der Franz und der Fritz schauten nicht gerade begeistert drein. Nur die Hannelore lächelte innerlich und sagte: „Setzen mir uns raus, in den Schankraum, und reden mir miteinander!“. Die beiden, der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und der Karl, gingen schon vor, während die Theaterakteure ihre Requisiten weg räumten, sich die Farbe aus dem Gesicht und den Schweiß von der Stirn wischten. „Was willst mit den zwei Scheißern?“, fragte der Edi die Hannelore. Und: „Sollen mir uns das wirklich antun?“, fragte der Franz. Der Fritz stand daneben, sagte aber nichts und schaute nur fragend die Hannelore an. „Hören mir uns mal an, was sie zu sagen haben“, meinte die Hannelore. „Vielleicht erzählen sie uns ja Dinge, die für uns so schlecht nicht sind“.

Genau so war es dann auch. Im Schankraum wurden vier Tische zusammen gerückt und der Großteil der Theaterleute nahm daran Platz und bestellte beim Sepp Bier oder Saft. Einige der jüngeren Dorffrauen setzten sich an den Tisch der Bohr-Arbeiter und ließen sich von diesen Bier und Saft bestellen. Und die Hannelore, der Franz, der Edi und der Fritz gingen ins hinterste Eck, wo der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister mit dem Karl, dem Dorfopportunisten saß. „Was trinkt’s denn? Ich lad euch ein!“, sprach der Vizebürgermeister. „Nie und nimmer lass ich mich von dir einladen“, wollte der Edi schon loslegen. Aber die Hannelore kam ihm mit einem „Danke. Ich hätt’ gern ein Bier“ zuvor. Und nachdem auch der Franz sagte „ein Bier“ und selbst der Fritz ausnahmsweise zwei Worte sprach, hielt der Edi seine Spontanmeldung zurück und formulierte diese ebenfalls in „ein Bier“ um. Nachdem die Getränke am Tisch waren, der Karl, der Opportunist, ein breites „Prost“ in die Runde lächelte, trank man und stellte die Gläser ab. „Ich denke“, begann der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, „dass mir beide euch sehr helfen können. Beim Theaterspielen wie bei eurer politischen Tätigkeit. Und umgekehrt, dass ihr auch uns, mir und dem Karl, bei unserem Tun behilflich sein könnt. Dass mir uns faktisch



bestens ergänzen und beide Parteien, ihr und mir, von einer Zusammenarbeit profitieren“. Jetzt wurden auch der Franz und der Edi hellhörig. Und der Edi vergaß kurzfristig sogar die große Wut, die er zuvor im Leibe verspürte. Nur der Fritz saß relativ teilnahmslos am Tisch und starrte in sein Bierglas. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister wandte sich zunächst an die Hannelore und begann von seiner literarisch-künstlerischen Vergangenheit und der damit untrennbar verbundenen Zukunft zu erzählen. Von seiner Liebe zur Lyrik und seinem unerschöpflichen Schaffen berichtete er. Und obwohl die Hannelore die Geschichte schon unzählige Male hörte und die Gedichte des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeister für den größten Schmarren hielt, den sie je gelesen hatte, lauschte sie – dabei sogar immer wieder ein verständnisvolles Lächeln und Kopfnicken zeigend – geduldig seinen Worten. Auch der Franz und der Edi bemühten sich den Eindruck zu erwecken, als würden sie aufmerksam den Erzählungen folgen. Nur der Fritz musste vom Franz hin und wieder unterm Tisch getreten und so vor dem drohenden Einschlafen bewahrt werden. „Ich könnt mir durchaus vorstellen, dir, liebe Hannelore, bei der Dramaturgie des Stückes behilflich zu sein und vielleicht sogar das eine oder andere Gedicht speziell für euere Produktion zu schreiben“. Bloß das nicht, dachte die Hannelore und sagte „Danke, lieber Vizebürgermeister, warum nicht“. Und der Karl meinte, dass er schon als Kind immer wieder den Drang zur Darstellung verspürte und sich vorstellen könnte, die eine und die andere Rolle in Hannelores Theaterstück zu spielen. „OK“, sagte der Edi, als er das Geschwafel einfach nicht mehr aushielt. „Soweit das Künstlerische. Und wie könnt ihr uns politisch helfen?“. „Naja“, wandte sich der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister an den Franz. „Du hast damals im Gemeinderat gegen das Europa-Projekt gestimmt und vor der drohenden Verschuldung der Gemeinde gewarnt. Und ich glaub, du hattest recht“. Und er erzählte, dass er der Meinung sei, dass der Johann, der Bürgermeister, einfach hoffnungslos überfordert sei. Dass ein Mensch, der ein dass mit einem das verwechsle, an der Gemeindespitze einfach nicht tragbar sei. Und er berichtete von der Krisensitzung – „aber das bleibt unter uns, weil mir haben Stillschweigen vereinbart“ – und von der bevorstehenden Brüssel-Reise, die man mache, um neues Geld aufzutreiben, weil die sechs Mille hinten und vorne nicht ausreichen. Der Franz und der Edi schauten sich an, blickten dann zum Fritz, der aber schon wieder am wegdüseln war und zur Hannelore, die verschmitzt lächelte und dann zum frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister und sagten abwechselnd: „Was?“, „Wie?“, „Nochmals!“, „Wiederhol das!“.

In der Zwischenzeit verschwand immer wieder mal eine der jungen Theaterspielerinnen mit einem der jungen Bohr-Arbeiter aus dem Schankraum des Kirchenwirtes und öfters dauerte es recht lang, bis die beiden wieder zurückkehrten. In der großen Theaterrunde prostete man sich fest zu, redete man vorerst von der Bühne und dem Schauspielerleben, ehe man dann begann Witze zu erzählen, die mit jeder Runde Bier, die man sich vom Kirchenwirt-Sepp an den Tisch kommen ließ, noch ordinärer wurden. Und an der Theke, wo einige Feuerwehrleute und Sportkameraden beisammen standen, wurde gemurmelt und getuschelt ob der seltsamen Mischung, die da im hintersten Eck des Kirchenwirtes beisammen saß. Nachdem der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister nochmals von der Krise und der Krisensitzung der Regierungspartei berichtete und neuerlich auf die katastrophale s-Schreibung des Johann verwies, waren der Franz und der Edi der sicheren Meinung, dass er – der Vizebürgermeister – das Lager wechseln wolle und um Aufnahme in der örtlichen Oppositionspartei ansuchen werde. Und waren fürs erste ein klein wenig enttäuscht, als dieser bloß um die Unterstützung ersuchte, ihm bei seinen Bemühungen, den Bürgermeister aus dem Amt zu heben, behilflich zu sein. „Der Johann ist schlichtweg überfordert und gehört weg!“, beendete der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister mit Nachdruck seine Ausführungen. „Und“, fuhr der Karl fort, „mir brauchen gerade jetzt, in der Krise, einen Mann an der Spitze, der wo Führungsqualitäten, Grips und Grütze hat!“.

Die Runde aus Oppositionsführern und Regierungsrebellens saß noch einige Zeit beisammen. Und besprach Möglichkeiten und Szenarien, wie drohender Schaden vom Dorf abgewendet werden könnte. In der Zwischenzeit verabschiedeten sich immer mehr aus der großen Theaterrunde und machten sich auf den Heimweg. Und bald war der Schankraum vom Kirchenwirt fast leer. Nur ein paar jüngere Darstellerinnen und jüngere Bohr-Arbeiter saßen noch da. Aber auch die zogen sich bald ins Obergeschoss zurück. Schließlich saßen der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und Karl, der Dorffopportunist, allein mit Hannelore, Franz, Edi und Fritz da. Und der Kirchenwirt-Sepp rief von der Theke rüber „Sperrstunde!“. Folglich fasste die Hannelore in aller Kürze die Situation zusammen und unterbreitete der Männerrunde die weitere Vorgehensweise.

Die Bohrungen in den Saubacher Auen liefen unvermindert und noch immer erfolglos weiter. Johann, der Bürgermeister, der sich in dieser hektischen Zeit öfters mal einen Tag für Außenarbeiten im ländlichen Raum frei nahm – zuvor sich aber stets darum kümmerte, dass in der Landesregierung ein Ersatzmann für die Jausenbesorgung zur Verfügung stand –

schaute hin und wieder beim Bohrloch vorbei. Und immer öfters quälte ihn die Frage, was denn passieren würde, wenn überhaupt kein warmes Wasser vorhanden sei. Auch sorgte er sich wegen der undichten Quelle in der eigenen Fraktion. Denn schon bald nach der einberufenen Krisensitzung tauchten im Dorf Gerüchte über horrenden Kosten des Europa-Projektes auf. Immer wieder mal wurde er von Dörflern angesprochen, ob es denn stimme, dass die sechs Mille nicht ausreichen würden. Und ob er wirklich nach Brüssel müsse, um die Sache vorzutragen. Der Johann vermutete zuerst den Bertl als die undichte Stelle. Aber je länger er darüber nachdachte, um so mehr war er der Überzeugung, dass der Magister Meier ihm einen Hund antun wolle: Zuerst das Abdrehen der Kinderolympiade, jetzt das Gerede über fehlende Gelder. Bei allen Zweifeln und Ängsten: meist hatte sich der Johann aber rasch wieder unter Kontrolle und sprühte vor Optimismus.

Im Bürger- und Projektbüro waren die ersten Skizzen und Pläne der Architekturbüros für Thermendorf, Badeanlage und Seniorenzentrum eingelangt. Und die jungen Kunstschaffenden des Landes hatten bereits zahlreiche Ideen zu Papier gebracht, wie sie sich die dörfliche Wasserwelt vorstellen. Der Johann zeigte sich hocheifrig über die eingelangten Darstellungen und meinte, dass man diese rasch einmal der Bevölkerung präsentieren müsse. „Zu früh!“, meinte der Magister Meier und sagte, dass zuerst die Finanzierung gesichert sein müsse. Wieder glaubte der Johann, eine gewisse Feindseligkeit des Herrn Magister zu verspüren. Und so sagte er schroff: „Bin ich der Bürgermeister oder sie!“. Und er bestand darauf, dass die Pläne und Skizzen in den nächsten Tagen der Bevölkerung vorgestellt werden. Und er verließ das Bürger- und Projektbüro, setzte sich an seinen eigenen Schreibtisch und begann die Amtliche Mitteilung „Einladung des Bürgermeisters zur Planpräsentation“ zu verfassen.

Zwei Tage vor der Brüssel-Reise – am Sonntag nach der Messe – fand sie dann im Mehrzwecksaal statt, die Präsentation der Pläne, Skizzen und Entwürfe für das Thermendorf, die Bade- und Freizeitanlage, die Teichüberdachung, das Seniorenzentrum und die Wasserwelt. Und diesmal kamen nicht nur siebzig, achtzig Prozent der Dörfler, so wie zu den Arbeitsgruppen und den ersten Bürgerversammlungen. Diesmal kamen hundert Prozent und mehr. Selbst die Kraxner-Oma wurde warm eingepackt und mitgeschleppt. Und auch der alte Adi, der einstige Schuster des Dorfes, schleppte sich zum Mehrzwecksaal. Auch schauten sich einige der Bohr-Arbeiter die Präsentation an. Und manche der Architektur- und Planungsbüros schickten einen Vertreter vorbei. Und natürlich ließen es sich viele der jungen

Künstler des Landes nicht nehmen, ihre ausgestellten Modelle und Zeichnungen zu bewundern. Dass die Dörfler bis auf den letzten Mann geschlossen kamen, lag nicht nur an der hübsch gestalteten Einladung des Bürgermeisters, die mit „ein Freigetränk für jeden“ endete. Auch trug das Schreiben der Hannelore im Namen der örtlichen Theatergruppe entscheidend zu dem enormen Besucherandrang bei. In ihrem offenen Brief an die Bürgerinnen und Bürger des Dorfes – der von allen neunundsiebzig Mitgliedern des Theatervereins unterzeichnet wurde, inklusive dem Franz, dem Edi und dem Fritz, sowie dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister und dem Dorffoportunisten Karl – lobte die Hannelore in überschwänglichen Worten die Bemühungen der Gemeinde um eine Neubelebung des Dorfes. Dass es bewundernswert sei, mit welchem großartigem Einsatz die Dörfler ihre Ideen eingebracht und beigesteuert hätten. Und dass die entwickelten Projekte eine faszinierende Sache seien. „Aber“, fragte sie, „können mir uns das auch leisten“. Und dann stellte sie die Frage, ob es nicht besser und gescheiter wäre, statt der Überdachung unserer wunderschönen Teichanlagen ein modernes Theaterzentrum mitten ins Thermendorf zu stellen, was die Attraktion desselben nicht nur gewaltig heben, sondern den vielen Theaterbegeisterten im Dorf endlich eine würdige Heimstatt bieten würde. Genau dieses Thema hatte die Hannelore bei der letzten Probe zur Diskussion gestellt. Und damit bei den Theaterleuten helle Begeisterung hervorgerufen. Jede und jeder war von der Idee, ein eigenes Theater zu haben, fasziniert. Und weil die Hannelore wusste, dass die Mitglieder ihrer Theatergruppe, vor allem die weiblichen, die ja die überwiegende Mehrheit stellten, sehr überzeugungsfähig und bestimmt gegenüber ihren Lebenspartnern und Familienmitgliedern sein konnten, wusste sie auch, dass sie mit ihrer Forderung mehr als die Hälfte der Dörfler hinter sich hatte.

Schon bei der Messe war die Spannung der bevorstehenden Präsentation rundum zu spüren. In der Kirche selbst sangen die theaterbegeisterten Frauen – einschließlich dem Franz, dem Edi und dem Fritz sowie dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister und dem Dorffoportunisten Karl – mit Inbrunst das hohe Lied von Gloria und Halleluja, blickten zwischendurch immer wieder auf ihre Uhren und konnten es kaum erwarten, in den Mehrzwecksaal zu kommen, um dort ihrer Forderung nach einem eigenen Dorftheater Nachdruck zu verleihen. Und auf dem Kirchplatz spalteten sich die Männer in zwei Gruppen. Auf der einen Seite die Dorfoberen um Johann, den Bürgermeister und die Alt- und Letztbürgermeister Willi, Bertl und Toni, um die eine beachtliche Schar Dörfler stand. Und etwas abseits eine kleinere Männergruppe, die vorrangig aus Gatten

theaterspielender Frauen bestand. Der Johann, der Bürgermeister, heizte die Spannung einmal mehr gekonnt an, in dem er von den faszinierenden Plänen berichtete, die von den Architekten gezeichnet und den tollen Ideen, die von den jungen Künstlern ausgearbeitet wurden. „Das kann ich nur bestätigen“, machte sich der Bertl wichtig, „großartige Sachen, die mir da bekommen haben“. Und gerne hätte er von der wunderbaren Skizze erzählt, welche die Überdachung der Teiche eindrucksvoll darstellt. Aber ehe er dazu kam, traf ihn der böse Blick des Bürgermeisters. Und der Bertl hielt den Mund. „Jetzt geht’s ums Ganze!“, sagte dafür der Bürgermeister. „Übermorgen, in Brüssel, werden mir dem Europa zeigen, wo der Bartl den Most holt!“. Und noch etwas lauter, damit ihn die auch etwas abseits Stehenden sicher hören konnten, legte er nach: „Für die EU sind zwanzig Mille doch ein Lapsus!“.

Die Wände der Mehrzweckhalle waren mit Zeichnungen und Plänen, mit Skizzen und Bildausdrucken überfüllt. Manche größer, manche kleiner. Pläne mit fast zwei Meter Länge waren ebenso dabei wie Handskizzen auf gewöhnlichen Zeichenblättern. Manches war bunt und vielfärbig, anderes nur Schwarzweiß oder im Grau von Bleistiftstrichen. Vereinzelt standen vor den Bildern Tische mit kleinen Gebilden darauf: Hallen, Häuser, Objekte, Skulpturen in Miniaturausgabe. „Modelle“, wie Johann, der Bürgermeister, später erklärte. Dicht gedrängt standen die Dörfler im Saal und begutachteten mit Kennerblick das Gebotene. Durch die Bank konnte man feststellen, dass das Bunte, dass die vielfärbigen Darstellungen wesentlich besser ankamen als das Graue und Schwarzweiße. Nicht nur, weil sich um die bunten Bilder wahre Menschentrauben scharten, auch weil man aus diesem Bereich immer wieder ein „Mei, schön!“ und „wunderbar! Wunderbar!“ zu hören bekam.

Weil Sonntag war und die Gemeinde die Stunden des Magister Meier gesondert bezahlen hätt’ müssen, verzichtete man auf die Dienste des Gemeindeberaters und Projektbetreuers. Auch weil der Bertl meinte: „das können mir selbst!“. Zwar meinte er mit dem „mir“ sich selbst, schließlich hat er damals, als Gründer und Leiter der örtlichen Kulturgruppe, zahlreiche Veranstaltungen moderiert – „bestens“, wie ihm die Frieda, seine Frau, abends im Bett immer wieder bestätigen musste. Aber der Rest der Regierungsmannschaft verstand unter dem „mir“ des Bertls selbstverständlich und ohne jeden Zweifel den Johann, den Bürgermeister. Der setzte dann auch – nachdem sich die Dörfler umgeschaut und die Pläne fürs erste begutachtet hatten – zur Begrüßung an. An erster und vorderster Stelle hieß er die Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde willkommen. „Liebe Ridi, liebe Abgeordnete! Herzlich willkommen in unseren Dorf!“, begann er. Und erzählte, wie sehr und

mit welchem Engagement sich die Ridi die letzten Tage für das Dorf und das Europa-Projekt des Dorfes eingesetzt habe. Und dass sie, die Ridi, übermorgen die Dorfdelegation nach Brüssel begleiten und anführen werde. Rund die Hälfte der Dörfler applaudierte kräftig. Die andere Hälfte – die Theaterspieler und die mit diesen verbundenen Familienangehörigen – hielten sich deutlich hörbar zurück. Sodann begrüßte der Johann die Alt- und Letztbürgermeister, den Willi, den Bertl und den Toni, sowie die anwesenden Gemeinderäte des Dorfes. Wobei auffiel, dass er den Vizebürgermeister nicht gesondert und namentlich erwähnte. Ganz herzlich hieß der Johann die vielen jungen Künstler, „die wo heute den Weg in unser Dorf gefunden haben“ und die Vertreter der Architektur- und Planungsbüros willkommen. Dass der heutige Tag ein Jubeltag für die Gemeinde sei, fuhr der Johann sodann fort, weil jetzt, nach Monaten der Mühe und der Anstrengung, das von den Dörflern Geleistete in Form von Plänen sichtbar sei. Und diese Pläne seien, wie jeder gemerkt habe, wunderbar und großartig. „Einer schöner als der andere!“. Und er bat die Vertreter der Architektur- und Planungsbüros die einzelnen Projekte im Detail vorzustellen.

Die Diplomingenieure stellten sich vor ihre Skizzen und Zeichnungen und präsentierten mit – großteils – gekonnten Worten ihre Werke. Das Thermendorf faszinierte die Dörfler ebenso wie das Seniorenzentrum. Den stärksten Anklang fand aber die Vorstellung der Bade- und Freizeitwelt inklusive der Überdachung der Dorfteiche. Nicht nur weil der Vortragende ein exzellenter Redner war, auch weil die Bilder und Skizzen, die er mit seiner Rede präsentierte, äußerst bunt und gegenständlich waren. Die verschiedenen Badebecken in Blau gehalten, die Riesenrutsche in Gelb-Orange, die Tennis- und Volleyballplätze, die Liegeflächen und Spielwiesen, sogar Menschen, richtige Menschen konnte man auf den Darstellungen erkennen ... einfach beeindruckend. Der Clou aber die Überdachung der Teiche: nicht nur bildlich dargestellt, sondern auch als Modell präsentiert. Grandios, die weite Überspannung der Wasserflächen mit Sonnensegeln, die in allen Farben leuchteten und je nach Bedarf ein- und ausgefahren werden konnten. Die Dörfler – selbst die Theaterspieler und deren Angehörige – waren schwer beeindruckt. Nicht ganz so begeistert waren die Dörfler von den Vorstellungen der jungen Künstler, auch wenn sie der Johann zuvor als die innovativsten und fantasievollsten des Landes ankündigte. Dies hing einerseits damit zusammen, dass viele der Kreativen ein für die Dörfler nur schwer verständliches Deutsch sprachen und von „Symbiosen aus energetischem Blau und euphorisierendem Rot“ oder von der „Harmoniebrechung des Kreises durch die Gerade“ redeten. Dies hing andererseits auch damit zusammen, dass ein Brunnen hinter einem rostigen Eisenbaugitter, eine liegende

Nackte, der Wasser aus der Scham spritzt oder eine über dem Dorf hängende Riesengießkanne aus knallgelbem Polyester einfach nicht dem Kunstverständnis der Dörfler entsprach.

Der Johann bedankte sich bei den Architekten und Künstlern für die großartigen Projekte und die wunderbare Präsentation dieser. Und er betonte, dass er sich schon auf die Umsetzung freue, die unmittelbar nach der Brüsselreise angegangen werde. Und er setzte gerade zum Schlusswort an, als sich die Hannelore meldete und in einer fulminanten Rede die Bedeutung des künstlerischen Schaffens der Dorfbevölkerung betonte und mit einem klaren, unmissverständlichen Schlusssatz die Errichtung eines Schauspielhauses im Bereich des Thermendorfes forderte. Mehr als die Hälfte der Dörfler applaudierte mehr als lebhaft und rief „Bravo!“ und „Jawohl!“ und „Richtig!“. Der Johann wurde etwas unruhig. Wohl hatte er, nachdem das Schreiben der Theatergruppe die Runde machte, mit etwas Derartigem gerechnet. Dass die Forderung aber so resolut kam, überraschte ihn dann doch. Und noch mehr die gewaltige, nicht zu überhörende Zustimmung eines Großteils der Dörfler. „Mir können jetzt nicht mehr alles umschmeißen“, sagte er und man sah dabei förmlich, wie sein Gesicht an Farbe zunahm und spürte, wie seine Nervosität stieg. „Wenn ihr die Sache doch in die Arbeitsgruppe eingebracht hättet, dann ja! Aber jetzt! Unmöglich!“. Genau darauf hatte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister nur gewartet. „Als Vizebürgermeister und Kulturverantwortlicher unserer Gemeinde muss ich unserem Bürgermeister auf das Heftigste widersprechen: es ist nie zu spät, etwas Gutes und Vernünftiges zu tun. Und die Errichtung eines Zentrums, in dem unsere theaterbegeisterte Jugend ihrem Hobby nachgehen und sich künstlerisch verwirklichen kann, ist etwas absolut Gutes und Vernünftiges, das mir mit all unserer Kraft, ich betone: mit all unserer Kraft fördern sollten!“. Selbst bei seinen erfolgreichsten Auftritten als Rezitator seiner eigenen Gedichte erntete der Vizebürgermeister und frühpensionierte Volksschullehrer nicht so viel Applaus wie nach diesem zu Herzen gehenden Satz im Mehrzwecksaal des Dorfes. Er war zutiefst gerührt ob der breiten Zustimmung der Dörfler, die er so noch nie erlebte. Und war nun mehr denn je überzeugt davon, der Richtige an der Spitze der Gemeinde zu sein.

Der Johann fühlte sich in die Enge getrieben. Und wurde unruhig, ungeduldig. Im ganzen Verlauf seiner Karriere in der Landesregierung hatte er nie eine derartige Situation erlebt. „Und wer soll das bezahlen?“, fragte er deshalb defensiv und ziemlich einsilbig. Unter den Dörflern wurde geflüstert, geredet. „Verzichten mir halt auf den Wasserfall auf dem

Kirchturmdach!“, meinte der eine. Und: „Für was brauchen mir die sechsundsiebzig Duschen am Dorfplatz?“, fragte ein anderer. Schließlich ergriff neuerlich die Hannelore das Wort: „Ich denke, bei einem Projekt von der Größenordnung, bei mehr als zwanzig Millionen Euro, die in die Hand genommen werden, muss auch unser Theater drin sein. Ich fordere, dass unsere Gemeindeverantwortlichen, die wo was am Dienstag nach Brüssel fliegen, dort mit Nachdruck und Vehemenz unsere Interessen wahrnehmen!“. Wieder starker Applaus. Und wieder Bravo-Rufe. Die Ridi, die merkte, dass es dem Johann dem Atem verschlug, dass sein Kopf immer roter wurde und er verzweifelt die Hände rang, sprang ihm zur Seite. „Liebe Dörflerinnen und Dörfler! Meine liebe Hannelore! Geehrte Ehrenobfrau der Landjugend!“, begann sie. Sie wusste nichts von Hannelores Rücktritt. Und erst die Unruhe unter den Zuhörern und das Zuflüstern des ihr stets zur Seite stehenden Bertls machten sie auf die neue Gegebenheit aufmerksam. Die Ridi räusperte sich und begann dann nochmals: „Liebe Hannelore! Liebe Exehrenobfrau der Landjugend! Ich kann mich nur der Worte eures Vizebürgermeisters anschließen!“. Wieder eine leichte Unruhe unter den Zuhörern. Auch von dem Konflikt, der vor einiger Zeit zwischen Bürgermeister und Vizebürgermeister ausgebrochen war, hatte die Ridi keine Ahnung. Sie wurde lauter, um die Flüsterer zu übertönen. „Auch in bin der Meinung, dass die Wünsche der Jugend berücksichtigt werden müssen. Mit aller Kraft, die wo uns zur Verfügung steht. Aus diesem Grunde kann ich mich deinen Forderungen voll und ganz anschließen und versichere dir, dass mir uns mit aller von dir gewünschten Vehemenz in Brüssel einsetzen werden. Das verspreche ich dir! Und jetzt lade ich euch alle, dich und das ganze Dorf, beim Kirchenwirt auf ein Bier ein. Auf meine Kosten!“. Diesmal applaudierten alle: die theaterbegeisterten wie die weniger theaterbegeisterten Dörfler.

Der Kirchenwirt-Sepp und seine Frau, die Lore, die beide, wie alle anderen Dörfler auch, ebenfalls bei der Präsentation waren – er, der Sepp, mehr auf Regierungsparteiseite; sie, die Lore, deutlich auf Seite der Theatergruppe – hatten den Wirtsbetrieb während der Dauer der Veranstaltung geschlossen. Logisch, wer auch hätte kommen sollten. Jetzt aber hatten sie alle Hände voll zu tun, um dem Andrang Herr zu werden. Jeder und jede wollte gleichzeitig das von der Ridi gespendete Bier. Auch wenn es keine diesbezügliche Absprache gab, so drängten sich in der Schankstube vorrangig die regierungstreuen Dörfler um Johann, Willi, Bertl und Toni, während im Saal die theaterspielende Opposition Platz nahm. Dazwischen, als gelernte Politikerin, die Ridi, die hüben wie drüben zugegen war.



Die Ridi, doch überrascht von dem zuvor Gehörten, von den Misstimmungen in der Ortspartei, versuchte zu vermitteln, die Spannungen zu schlichten, die Gräben zuzuschütten. Schließlich erreichte sie aber nur das genaue Gegenteil von dem. Im Saal konnte sie weder die Hannelore noch den Vizebürgermeister dazu überreden, auf ein klärendes Gespräch in die Schankstube rüber zu kommen. Und in der Schankstube gelang es ihr nicht, den Bürgermeister so weit zu bringen, mit ihr rüber in den Saal zu gehen. Nur der Bertl hätte sich bereit erklärt, diesen „Weg der Versöhnung“, wie er ihn nannte, mit ihr zu gehen. Doch das hätte nichts gebracht. Das hatte auch die Ridi erkannt. So saß sie allein am Tisch mit der Hannelore, dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister, dem wieder gewonnenen Ortsparteimitglied Karl und den drei Roten Franz, Edi und Fritz. Und machte dort weiter, wo sie eine Stunde zuvor im Mehrzwecksaal aufhörte. Dass sie die Ängste und Sorgen, die Wünsche und Bedürfnisse der Hannelore und des Vizebürgermeister durchaus verstehe, sagte sie. Aber dass man auch die Situation des Bürgermeisters verstehen müsse, der sich doch nur ums Beste für alle bemühe, fuhr sie fort. „Ums Beste für alle!“, lachte der Fritz spöttisch. „Mit dir hab ich nicht geredet!“, fuhr ihn die Ridi an und wandte sich wieder der Hannelore und dem Vizebürgermeister zu. „Der Fritz ist einer meiner besten Theaterspieler“, sagte darauf die Hannelore. „Und er hat das Recht, mitzureden, wenn es um die Zukunft unserer Gruppe geht!“. „Und der Johann kann ja nicht einmal ein ‚dass‘ von einem ‚das‘ unterscheiden!“, legte der Vizebürgermeister nach. Und: „Mir hätten ja viel klügere Köpfe im Dorf!“, mischte sich der Karl ein. „Der?!“, sagte die Ridi abschätzig und streifte mit ihrem Blick kurz den Franz, den Führer der Oppositionspartei. „Nicht der!“, sagte der Karl, „der!“. Und zeigte dabei auf den Vizebürgermeister. Und erklärte einmal mehr, dass das Dorf gerade jetzt einen Mann mit Kopf und Verstand brauchen tät. „Der Johann ist doch ein Dampfplauderer!“, meinte der Franz. „Ein Großmaul, das uns alle am Schmääh führt!“, ergänzte der Edi. „Nicht in dem Ton! Und mit euch red ich sowieso nicht!“, wurde die Ridi lauter und drehte sich wieder der Exehrenobfrau der Landjugend zu: „Hannelore! Mit hatten doch schöne Zeiten: die Osterfeuer, das Maisingen, die Sommerlager. Denk dran und überleg dir gut, was du tust. Und du, Vizebürgermeister! Vergessen, wie mir gemeinsam mit unserem damaligen Bundesvorsitzenden die Hohe Wand bestiegen und du uns am Gipfelkreuz ein Gedicht vortrugst? Reißt euch doch zusammen! Mir sind doch eine große Familie!“.

„Familie? – Eine Mafia!“, entfuhr es dem Edi, „eine Drüberfahrbagasch!“. Der Ridi reichte es. Sie stand auf und ging. Rüber, in den Schankraum, wo sie auf den Johann einredete. Aber auch dort ohne Erfolg.

Der nächste Tag war – ungewöhnlich für einen Montag – von reger Geschäftigkeit bestimmt. Der Gemeindediener und der Bertl begannen bereits vor Sonnenaufgang damit, die Pläne, Skizzen und Zeichnungen möglichst unversehrt von den Wänden des Mehrzwecksaales zu kritzeln. Im Bürger- und Projektbüro telefonierte der Magister Meier abwechselnd – und hin und wieder auch gleichzeitig, vom Festnetz wie von dem von der Gemeinde zur Verfügung gestellten Handy aus – mit Flughafen, Hotel, EU-Büros. Mal auf Deutsch, mal auf Englisch, je nach dem, mit wem er gerade verbunden war. Der Willi pendelte zwischen Wursttheke, wo er seinem Sohn Geschäftsanweisungen für die Zeit seiner Abwesenheit gab, und Schlafzimmer, wo seine Frau die Koffer packte und er immer wieder mal kurz das Geschehen überprüfte. Der Anton hatte noch vier Steigen Äpfel und zwei Kisten Most und Saft auszufahren und wollte dann ein längst überfälliges Bad nehmen und sich EU-tauglich machen. Und in der Landesregierung organisierte der Johann alles für einen reibungslosen Ablauf der Jausenzustellung während seines Brüsselaufenthaltes.

Da das Bürger- und Projektbüro an diesem Montag „wegen Vorbereitung unserer Brüsselreise geschlossen“ war, wie das Plakat an der Tür verkündete, gingen der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Freund, der Dorfopportunist Karl, zwangsläufig zum Kirchenwirt auf einen Kaffee. „Auch nicht viel schlechter als der Espresso vom Meier“, stellten sie fest, nachdem der Sepp sie bedient hatte. Die beiden – das heißt: in erster Linie der ehemalige Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister – analysierten den gestrigen Sonntag und kamen gemeinsam zu dem Ergebnis, dass das Ganze so schlecht nicht gelaufen sei. „Hast recht: der Johann kam ganz schön ins Schleudern“, meinte der Karl. „Nicht die Spur von Poesie in seiner Rede“, ergänzte der Vize. Und weil es beim Kirchenwirt – zum Unterschied vom Bürger- und Projektbüro – außer Kaffee auch anderes gab, stiegen sie bald auf Rotwein um. „Weil es sich so einfach leichter philosophieren lässt“, meinte der ehemalige Volksschullehrer, jetzige Vizebürgermeister und Freund der schönen Künste. Und sie waren beim fünften oder sechsten Achterl angelangt, als der Vize meinte: „Die Zeit ist reif!“. Und dem Karl, schon mit leichtem Zungenschlag, erklärte, wie wichtig es sei, den richtigen Moment einer möglichen Veränderung zu erkennen und nicht zu verschlafen. Und er zog aus seiner Aktentasche den Block hervor, den er stets mit sich trug und den er in der Regel nutzte, seine literarischen Einfälle festzuhalten, und begann mit seinen Notizen.

Mittags kamen die Arbeiter der Bohr-AG, ihr tägliches Menü zu konsumieren. Nudelsuppe gab's. Und hinterher Schweinsbraten mit Knödel und Sauerkraut. Der Magister Meier kam

heute nicht. „Wohl wegen der morgigen Brüsselreise“, dachte der Kirchenwirt-Sepp und zeigte durchaus Verständnis. Am Nachmittag schaute der eine und andere Dörfler auf ein schnelles Bier beim Kirchenwirt vorbei. Je nachdem ob regierungstreu oder theaterbegeistert setzte sich dieser an den Tisch zum Vize und dem Karl ... oder er blieb an der Theke stehen und beeilte sich mit seinem Bier.

Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Freund, der Dorffopportunist Karl, hatten schon ziemlich einen sitzen, als gegen fünf am Abend der Johann, der Bürgermeister, nach einem anstrengenden Tag in der Landesregierung in den Schankraum vom Kirchenwirt trat. „Noch schnell ein Bier, bevor ich meine Sachen für Brüssel z’samm-pack“, sagte er sich. Insgeheim hoffte er aber, dass möglichst viele Dörfler das sein würden, ihm ob der gestrigen Präsentation der Pläne zu gratulieren. Deshalb auch war der Bürgermeister etwas baff, dass der Schankraum heute gar so leer. Und noch baffer war er, dass gerade sein Vize und der Karl, dieser Opportunist, die einzigen Gäste waren. Und er überlegte schon, ob er nicht wieder gehen oder wenigstens an der Theke sein Bier nehmen sollte. Schließlich sagte er aber doch „Servus“ und ließ sich am Tisch bei den beiden nieder. Der Vizebürgermeister drehte den vor ihm liegenden Schreibblock um und meinte, mit nun schon ziemlich stark lallender Zunge, dass heute ein wunderschöner Tag und das Wetter herrlich. Dabei betonte er das „dass“, das er – so gut ihm das bei seinem Zungenschlag noch möglich war – besonders scharf und zischend aussprach, ebenso wie das „das“, das er weich und breit hervor schob. Der Johann sagte, ob des Zustandes der beiden, der ein vernünftiges Gespräch unmöglich zuließ, wenig. Dass es morgen los ging, meinte er nur. Und dass er schon neugierig sei. „Mir auch!“, grinste der Karl, blickte dabei seinen Freund, den einstigen Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister an und beide hauten sich in ihrem Suff vor Lachen ab. Worauf der Johann aufstand und ging.

Bei der Theaterprobe am Abend verzichtete die Hannelore auf den Einsatz des frühpensionierten Volksschullehrers und jetzigen Vizebürgermeisters und des Dorffopportunisten Karl. Auf den ersten Blick beziehungsweise nach dem ersten Wort hatte sie erkannt, dass die beiden rotzvoll und unmöglich in der Lage, die angesetzte Szene „Gespensternacht in den Saubacher Auen“ darzustellen, geschweige denn zu tanzen. Weil aber auch bei den anderen Akteuren die Stimmung ob des gestrigen Tages, ob der Möglichkeit – „der Schanze“, wie die meisten sagten – bald im eigenen Theater auf der Bühne zu stehen, viel zu aufgekratzt war, sagte die Hannelore die Probe ab und bot ihren

Schauspielern die Möglichkeit, über ihre neuen Perspektiven zu reden und zu diskutieren. Die jüngeren Darstellerinnen stürmten daraufhin vom Saal des Kirchenwirtes in den Schankraum und nahmen die Diskussion mit den dort anwesenden Bohrarbeitern auf. Die nicht mehr ganz so jungen Theaterleute gingen eher gemächlich in den Schankraum. Und die Hannelore, der Franz, der Edi und der Fritz sowie der Vizebürgermeister und der Karl blieben im Saal und besprachen dort die neuen Perspektiven. „Bist du ganz verrückt, Vize, dich so voll laufen zu lassen. An einem so bedeutungsschwangeren Tag!“. Die Hannelore war ziemlich sauer. „Die paar Gläschen“, meinte der Vizebürgermeister, zog seinen Textblock hervor und begann seinen Verbündeten den Plan der Machtübernahme vorzustellen. Wohl mussten die Hannelore, der Franz und der Edi, ob der heute schwer verständlichen Sprache des Vizebürgermeisters, öfters mal nachfragen und ihn immer wieder mal um die Wiederholung des bereits Gesagten bitten. Doch nach langem hin und her und einigen Tassen Kaffee, die sie bestellten und dem Vize einflößten, wussten sie in etwa, was er mit „Reifezeit“ und „Kurswechsel“ und „Machtübernahme“ meinte. Nur der Fritz schaute – wie immer – etwas verständnislos drein. Nachdem der Vizebürgermeister nicht mehr zu erzählen aufhörte und sich in Phantasievorstellungen verlor und der Karl auch noch anfing „So ein Tag, so wunderschön wie heute“ zu singen, verließen die Hannelore, der Franz, der Edi und der Fritz den Saal und setzten sich rüber in den Schankraum zu den anderen Theaterleuten.

Am Dienstag Morgen traf sich die Brüssel-Abordnung – wie vereinbart – um halb acht beim Kirchenwirt. Der Johann, wie immer seit seinem Karrierebeginn in der Landesregierung mit Krawatte, hatte sich extra ein neues Jackett gekauft. In einem zarten Erdbraunton. „Super, steht dir gut!“, meinten Willi, Bertl und Toni, nachdem der Johann fragte, ob er wohl passend gekleidet sei. Der Willi hatte gleich zwei große Koffer dabei. Ob er vorhabe, ein halbes Jahr zu bleiben, wurde er gefragt. Das nicht, aber bei vier Wochen würde man doch einiges brauchen! Offensichtlich hatte Willis Hörgerät wieder einmal versagt, als die Brüsselreise im Detail fixiert wurde und statt Tage hat er offenbar Wochen verstanden. Aber Wurscht, jetzt war es ohnehin zu spät für ein großes Umpacken. Der Kirchenwirt-Sepp stellte vier Glas Bier hin und meinte „auf ein gutes Gelingen!“. Man stieß an und wiederholte Sepps „auf ein gutes Gelingen!“. Der Bernhard, der kreativste unter den Gemeinderäten, stieß zur Gruppe. Er hatte sich für den heutigen Tag extra frei genommen und sich bereit erklärt, die Abordnung in seinem Kleinbus zum Flughafen zu führen. Nachdem der Bernhard „als Chauffeur einer so gewichtigen Fuhre“ das vom Kirchenwirt-Sepp angebotene Bier ablehnte, begann er die Taschen der Reisenden und die zwei Koffer vom Willi im Auto zu verstauen und rief zur

Abfahrt. Übers Nachbardorf, wo die Ridi aufgelesen wurde, ging's zum Flughafen in die Landeshauptstadt, wo der Magister Meier bereits wartete. Ob der angenehmen Fahrt und dem Komfort seines Kleinbusses wurde der Bernhard gelobt und gebeten, in vier Tagen, zum ausgemachten Zeitpunkt, wieder da zu sein. Der Magister Meier riet den fünf anderen Reisenden, sich – soweit Bedarf bestehe – mit Zigaretten und Alkohol einzudecken, da diese Sachen in Brüssel sündhaft teuer seien. „Na!“, meinte der Bertl, „bei sechs Millionen werden mir uns das auch noch leisten können!“.

Der Flug selbst verlief ruhig. Ebenso die Fahrt mit dem Taxi vom Flughafen ins Hotel. Dieses war eher klein, dafür aber umso luxuriöser. Nicht nur die Ridi, auch die fünf Herren, der Willi, der Bertl, der Toni, der Johann und der Magister Meier bezogen ein Einzelzimmer. Nach dem Auspacken der Reiseutensilien – was beim Willi etwas länger dauerte als bei den anderen – traf man sich in der Empfangshalle und fixierte den weiteren Verlauf der Brüssel-Tage. Im Anschluss: Mittagessen im Hotel. Am Nachmittag: Empfang durch den EU-Abgeordneten des Heimatbezirkes, einem guten Freund der Ridi. Abends: Essen in einem türkischen Spezialitätenrestaurant und anschließend Bummel durch das Brüssler Nachtleben. Und ab Morgen dann: Vorsprache in den einzelnen EU-Büros zwecks Klärung von Finanzierungsbelangen.

Während die Dorfoberen in Brüssel weilten und es sich dort gut gehen ließen, ging es im Dorf rund. Kaum dass der Bernhard mit seiner Fuhre Richtung Flughafen kurvte, schritt der einstige Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister – zwar mit einem ordentlichen Brummschädel ob des Vortaggelages aber doch aufrechten Ganges – ins Gemeindeamt. Und übernahm dort die Amtsgeschäfte. „Laut Gemeindeordnung – Paragraph zwölf, Absatz vier – bin ich bei Abwesenheit des Bürgermeisters oberster Chef des Dorfes! Und geradezu verpflichtet für Recht und Ordnung zu sorgen!“, hatte er gestern seinen Mitstreitern erklärt. Zwar nicht so klar und deutlich, wie sich das hier liest, letztendlich aber doch für jeden verständlich.

Die erste Tat des Vertretungsbürgermeisters bestand darin, für denselben Abend noch eine öffentliche Gemeinderatssitzung einzuberufen. „Eine dringliche!“, wie er sagte. Und „weil Gefahr in Verzug ist!“, erklärte er den Zweiflern, die fragten, ob das rechtlich gesichert sei. Der Gemeindediener startete sein Moped, fuhr die Höfe der einzelnen Gemeinderäte ab und überbrachte die Einladung für „heute Abend, neunzehn Uhr, im Mehrzwecksaal!“.

Die Hannelore mobilisierte die Theaterleute für die abendliche Sitzung und begann dann ihr Konzept „Schaubühne im ländlichen Raum unter Einbindung von Thermalwasser und anderen Energieströmen“ zu verfassen. Der Edi und der Fritz setzten sich nach ihrer Frühschicht beim Franz zusammen, ließen sich von dessen Frau bewirten und malten die gestern entworfenen Plakate „Nein zur Neuverschuldung unseres Dorfes!“. Der Franz selbst machte sich – wie vereinbart – auf den Weg ins Gemeindeamt, wo ihm der Vizebürgermeister Tür und Tor öffnete und alle verfügbaren Schlüssel aushändigte, damit er in seiner Funktion als Kassenprüfer der Gemeinde seiner Pflicht nachkommen und die Belege, Angebotserstellungen, Auftragsvergaben kontrollieren konnte. Der Karl, der Dorfopportunist, schaute – nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hatte – ebenfalls im Gemeindeamt vorbei und trank mit dem Vizebürgermeister Kaffee, den man aus Meiers Espressomaschine presste. Und immer wieder mal schaute im Amt ein Dörfler vorbei, eine Resolution, eine Eingabe, ein Beschwerdeschreiben vorbeizubringen, mit der Bitte, der Johann möge die Sache mit nach Brüssel nehmen. Dass die EU-Delegation schon weg sei, dass er aber als gegenwärtiger Bürgermeister das Papier gerne entgegen nehme und weiter leiten werde, gab sich der einstige Volksschullehrer, jetzige Vizebürgermeister und augenblickliche Amtsführer jovial und bürgerfreundlich, bot dem Besucher einen Espresso an und führte mit ihm Gespräche über Literatur, Poesie und die Bedeutung der richtigen Dass- und Das-Schreibweise.

Am Nachmittag machte das Gerücht, „dass mir einen neuen Bürgermeister haben“, bereits die Runde im Dorf. Dass der ehemalige Volksschullehrer – „der Heimatdichter“, wie er von den einen voller Bewunderung, von den anderen eher verächtlich bezeichnet wurde – jetzt das höchste Amt im Dorf inne habe, wurde von einem Teil der Dörfler mit Begeisterung, von dem anderen Teil mit großer Ablehnung registriert. „Der hat wenigstens ein Hirn“, sagten die einen. „Der spinnt doch“, die anderen.

Gegen sechzehn Uhr hingen an allen strategisch wichtigen Punkten des Dorfes die Plakate „NEIN zur Neuverschuldung des Dorfes! JA zu unserem Volksschullehrer und Vizebürgermeister!“. Um siebzehn Uhr war der Franz mit seiner Kassaprüfung fertig und hatte fein säuberlich das Soll und Haben der Gemeinde aufgelistet. Punkt achtzehn Uhr beendete die Hannelore ihre Konzeptarbeit, inklusive Skizzen und Kostenkalkulationen. Und pünktlich um Achtzehnuhdreißig – die EU-Delegation des Dorfes war gerade mit dem Abendessen in einem ausgezeichneten türkischen Spezialitätenrestaurant fertig und auf dem

Weg, sich ins Brüsseler Nachleben zu stürzen – saß die Gruppe aus Regierungsrebelln und Dorfoption geschlossen im Mehrzwecksaal und besprach die letzten Feinheiten des heutigen Auftritts.

Das Interesse für die außerordentliche Gemeinderatssitzung war enorm. Jeder der Dörfler fragte sich, was geschehen, welche Gefahr in Verzug sei. Und natürlich war man neugierig, wie sich der neue Bürgermeister machen würde. Der Mehrzwecksaal war zum Bersten voll. Nicht nur dass die Stühle bis auf den letzten besetzt waren. Auch standen viele der Dörfler. Der frühpensionierte Volksschullehrer – bis heute Vizebürgermeister und jetzt Amts- und Geschäftsführer – eröffnete die Sitzung. Ahnend, dass der Ansturm enorm und dadurch die Unruhe gewaltig sein werde, wies er noch am Nachmittag seinen Busenfreund Karl an, bei sich Zuhause eine Kuhglocke – „nichts zu großes, eher klein“ – zu holen. Wie gut diese Maßnahme war, zeigte sich nun. Denn nachdem sich der Übergangsbürgermeister – offiziell war immer noch der Johann Bürgermeister, auch wenn er gerade in Brüssel weilte – zur Eröffnung der Sitzung erhob, war es, ob des Gedränges und der spannungsvollen Erwartung, immer noch unruhig im Mehrzwecksaal. Aber ein kräftiges Läuten mit der Glocke sorgte rasch für Aufmerksamkeit und Stille. Das ungewöhnliche Geräusch, das zwar alle Dörfler bestens kannten, weil es ganz selbstverständlich zu ihrem Alltag gehörte, war in dieser Situation für die meisten etwas völlig Neues und unglaublich Innovatives. „Stark, wie er das macht!“, hörte man, nach einem kurzen Moment der Überraschung und der Stille, von den einen. „Eine tolle Sache!“, vernahm man von anderen. Und schon hatte der Übergangs- und Zwischenzeitbürgermeister die ersten Pluspunkte auf seinem Konto. Zwar nicht bei allen, aber doch bei einigen der noch unentschlossenen Dörfler hinterließ sein erster öffentlicher Auftritt als Bürgermeister einen starken Eindruck.

„Mir haben die heutige Gemeinderatssitzung einberufen, weil es darum geht, dass mir möglichen Schaden von unserem Dorf abwenden“, begann er. Und er war nicht schlechter und nicht besser als der Johann bei seinen Sitzungseröffnungen. Vielleicht rhetorisch, redetechnisch nicht ganz so auf Feinheiten spezialisiert. Dafür aber phonetisch, lautmalerisch etwas akzentuierter. Jedenfalls lauschten die Dörfler – so wie sie dies auch beim Johann taten, wenn dieser seine Tricks ausspielte – interessiert und warteten gespannt auf die nächsten Worte. Und der bis-vor-kurzem-Vizebürgermeister und augenblickliche Dorfoberste fuhr gekonnt fort. Sein Vierzeiler von dem Abend, der nicht gelobt werden soll, vor der Tag vorbei, stieß auf große Akzeptanz und manches Kopfnicken. „Mir alle haben Großartiges

geleistet. Und die Projekte, die mir jetzt vorliegen haben, sind wunderbar. Aber mir müssen auch dafür Sorge tragen, dass die Finanzierung gesichert ist. Loben mir also den Tag nicht vor dem Abend!“. Das wirkte. Und noch mehr wirkten seine nächsten Worte: „Ich sage JA zu unserem Dorf! JA zu unseren Projekten! JA zu unserer Zukunft! Aber NEIN zu einer hoffnungslosen Verschuldung unseres Dorfes und damit jedes einzelnen Dörflers!“. Neuerlich zeigten viele der Dörfler Verständnis für die großen Worte, aber noch wagte sich - ob einer gewissen Unsicherheit über die neue Situation - keiner der Dörfler zu applaudieren, wie der einstige Volksschullehrer eigentlich gehofft, ja womit er eigentlich fix gerechnet hatte.

Der Bernhard, der Kleinbuschauffeur und Kreative und der einzige der sechs johanntreuen Gemeinderatsmitglieder, der sich sein Maul aufzumachen traute (auch wenn dabei vielfach nur Mist raus kam), fragte zögerlich und ob der großen Öffentlichkeit etwas unsicher, warum denn und wieso die heutige Sitzung einberufen worden sei. Wo denn die Gefahr liege, die in Verzug sei. Und er erzählte, dass er heute früh den Johann, unseren Bürgermeister, den Willi, den Bertl und den Toni und auch die Ridi, die Abgeordnete, persönlich zum Flughafen gebracht habe. Und dass kein Wort über eine Gemeinderatssitzung geredet worden sei. Und dass der Johann und sein Team jetzt in Brüssel und dabei seien, garantiert das Beste für das Dorf herauszuholen. Und ob die Gemeinderatssitzung nicht Zeit hätte, bis der Johann wieder zurück sei. Einzelne Dörfler schienen durchaus der Meinung des Bernhards zu sein und begannen während seiner Ausführungen zu flüstern und zu murmeln. Worauf der Vorsitzende, der frühpensionierte Volksschullehrer, neuerlich die Glocke bediente und denselben Effekt wie zuvor erzielte: es wurde absolut ruhig im Zuhörerraum. Und auch der Bernhard schwieg. Und der Vorsitzende sagte nur: „Mir werden gleich hören, warum!“. Und er erteilte das Wort dem Kassaprüfer der Gemeinde und bat den Gemeinderat Kleinbauer Franz um die Offenlegung der Finanzsituation der Gemeinde.

Der Franz brachte an der Vorderfront des Mehrzwecksaales – wo einst das vom damaligen Vizebürgermeister und heutigen Vorsitzenden beanstandete Transparent mit dem einen s zuviel hing – ein von ihm vorbereitetes Plakat an. Auf diesem standen groß, selbst für die stehenden Dörfler in der letzten Reihe noch leicht lesbar, vier Punkte und vier Zahlen. Darunter ein Strich und eine weitere Zahl, zweifach unterstrichen. „Die vorläufig errechneten Kosten, liebe Dörflerinnen und Dörfler“, begann der Franz ruhig, breit und gelassen, wie er es in der Theaterschule der Hannelore gelernt hatte, „verheißen nichts Gutes!“. Er wandte sich dem Plakat vor ihm zu und wies auf den jeweiligen Punkt: „Neun Millionen für das



Thermendorf! Acht Millionen für die Bade- und Freizeitanlage inklusive der Überdachung der Teiche! Sechs Millionen für das Seniorenzentrum! Und zwei Millionen für die Wasserwelt im Dorfzentrum! Macht sechsundzwanzig Millionen!“. Die Pause, die der Franz bewusst einlegte, um die Zahlen wirken zu lassen, wurde rasch von einzelnen Zwischenrufern unterbrochen. „Fünfundzwanzig!“, rief da einer. „Fünfundzwanzig!“, ein anderer. Und noch ein Dritter: „Fünfundzwanzig!“. Der Vorsitzende wollte schon zur Glocke greifen, als der Franz seinen Fehler bemerkte, laut und deutlich „Fünfundzwanzig!“ sagte, einen Filzstift aus der Jacke zog und auf seinem Plakat in der untersten Zeile einen Fünfer aus dem Sechser machte.

Am Großteil der Dörfler ging dieser Lapsus spurlos vorbei. „Was?“, „Wie?“, fragte sich zwar der eine und andere. Aber der Franz fuhr schon fort. „Fünfundzwanzig Millionen kosten uns ... vorläufig“ – und er betonte dieses „vorläufig“ sehr gekonnt – „vorläufig ... unsere Dorfprojekte. Dabei ist unser neues Dorftheater, das wo uns sicher auch zwei, drei Mille Wert sein müsste, noch gar nicht berücksichtigt!“. Der Franz machte eine Pause. Und wie vereinbart riefen einige der Theaterspieler „Buh!“ und „Frechheit!“ und „Sauerei!“. Und wie vereinbart verzichtete der Vorsitzende auf den Kuhglockeneinsatz und wartete die Missfallensbekundungen der schauspielernden Dörfler ab. „Ich danke dem kassaprüfenden Gemeinderat Franz Kleinbauer für diesen Bericht über die kritische Finanzsituation unserer Gemeinde, die uns allen große Sorge bereitet. Gibt es seitens der Gemeinderäte noch Fragen dazu. Nachdem dies nicht der Fall ist, bitte ich jetzt als Gast die Exehrenobfrau der Landjugend und jetzige Leiterin der Theaterrunde, unsere Hannelore ans Podium, uns ihre Ideen und Vorstellungen bezüglich eines Thermentheaters zu präsentieren!“. Unter dem Applaus eines Großteils der Dörfler trat die Hannelore nach vorne und stellte sich an die Seite des Vorsitzenden, des Vizebürgermeisters beziehungsweise Augenblickbürgermeisters. „Liebe Dörflerinnen und Dörfler! Geschätzter Bürgermeister! Geehrte Herren des Gemeinderates! Unser Dorf ist ein schönes Dorf! Mir haben viele Sachen, Dinge und Stärken! Eine Stärke ist die Theaterbegeisterung vieler Gemeindebewohner, das schauspielerische Talent vieler Dörfler!“. In berührenden Worten berichtete sie vom aufopferungsvollen Tun der letzten Wochen, vom großartigen Einsatz der theatermachenden Dörfler, vom Talent der Resi und der Lore, des Edi und des Karl. „Dieses Talent gilt es zu fördern, diese Begeisterung und Kraft zu nutzen! Und deshalb, und nur deshalb, brauchen wir ein Theater!“. Der Applaus war riesig. Nicht nur die schauspielernden Dörfler klatschten wie verrückt in die Hände, auch die bisher eher skeptischen Dorfbewohner waren ob der Worte der Hannelore tief gerührt und

applaudierten. Und der Vorsitzende hatte alle Hände voll zu tun und ordentlich die Glocke zu läuten, um für Ruhe und Aufmerksamkeit zu sorgen und der Hannelore die Fortführung ihres Vortrages zu ermöglichen.

Die Hannelore stellte ihren Plan vor: das Schauspielhaus inmitten des Thermendorfes. Mit Haupthaus, Experimentierbühne und Proberäumen. „Mir schaffen so nicht nur eine Heimstätte für unsere theaterbegeisterte Jugend. Mir schaffen so auch eine große Attraktion für die Kurgäste!“. Und wortreich malte sie den Dörflern vor, wie Menschen aus aller Welt in das Thermendorf strömen würden, weil es hier nicht nur Wasser, sondern auch Kunst und Kultur gäbe. Und sie präsentierte bereits einen fix und fertigen Spielplan, der – bis auf den Montag, „da müsst halt der Kirchenwirt ein bisschen Programm machen“ – eine tägliche Aufführung vorsah: Komödien, Operettenhaftes, leichte Kost. Aber durchaus auch „Anspruchsvolleres“, erzählte die Hannelore und nannte Shakespeare, Moliere und Gallhofer, einen jungen Stückeschreiber aus dem Dorf.

Nach Hannelores Ausführungen erfolgte der große Auftritt des Vorsitzenden. Der frühpensionierte Volksschullehrer, jetzige Vize- und heutige Bürgermeister dankte zuerst der Hannelore für ihre berührenden Worte und ihren großartigen Einsatz für die Sache des Dorfes und der Dörfler. Und versprach, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um das „Thermentheater“ Wirklichkeit werden zu lassen. „Womit mir beim Thema wären“, fuhr er fort, „beim Europa-Projekt unserer Gemeinde!“. Dabei erhob er sich vom Stuhl, auf dem er zuvor saß, nahm den Block, den er vor sich liegen hatte zur Hand und blickte bedeutungsschwanger ins Auditorium bevor er loslegte: „Mir haben unser Gemeindeamt verpfändet! Mir haben unsere wunderschöne Mehrzweckhalle verpfändet! Mir haben unsere Teichanlagen verpfändet! Ja, mir haben sogar unser Hoffungsgrundstück in den Saubacher Auen verpfändet! Und mir haben alle, fast alle, Schuldverschreibungen unterzeichnet!“. Die Dörfler lauschten gebannt. „Sechs Millionen liegen auf dem Konto. Oder besser: lagen. Denn in der Zwischenzeit ist ein beträchtlicher Betrag wieder weg. Die Bohrarbeiten haben bis jetzt eine enorme Summe verschlungen. Die Beraterkosten sind gewaltig. Für die Planerstellungen haben mir riesige Beträge überwiesen. Das viele Freibier bei den Bürgerversammlungen ging auch ins Geld. Und die Brüsselreise unserer Dorfdelegation wird – wie ich die Herren kenne – sicher nicht wenig kosten“. Eine Stecknadel hätte man fallen hören, so ruhig war es in der Halle. „Mir werden mit dem Geld, wo jetzt noch da ist, keine großen Sprünge mehr machen. Darum müssen mir die Sache neu überdenken und anders angehen als bisher. Mir wollen ja nicht um

alles kommen. Und Gemeindeamt und Mehrzweckhalle und Teiche und Hoffnungsgrundstück und vor allem nicht unser privat investiertes Geld verlieren. Darum brauchen wir jetzt an der Spitze kluge Köpfe, kühle Rechner, Menschen mit Hirn und Verstand. Mir brauchen in dieser kritischen Situation eine Führungskraft, die die Sache in die Hand nimmt, die die Projekte gezielt angeht und unser Dorf einer hoffnungsvollen und blühenden Zukunft entgegenführt!“. „Bravo!“, rief der Karl, der Dorfoportunist, der in der ersten Zuhörerreihe saß. „Bravo!“, rief auch der Edi, der neben ihm saß. Nur der Fritz, der neben dem Edi saß, verabsäumte das vereinbarte Stichwort, verschlief so seinen Einsatz und döste weiter vor sich hin. Dafür stiegen relativ viele andere Dörfler mit Applaus auf das „Bravo!“ des Karl und des Edi ein. Neuerlich beruhigte der Vorsitzende die Gemüter. Diesmal ohne Glocke, dafür mit Worten. „Dörflerinnen! Dörfler!“, erhob er in den Applaus hinein seine Stimme, damit rechnend, dass die Gunst der Stunde für ihn spreche und die Stimmung im Mehrzwecksaal in die Richtung interpretierend, dass die Zeit für Veränderung überreif. „Ich bin bereit! Wenn es wirklich euer Wille ist, werde ich die Verantwortung übernehmen und mir werden gemeinsam unter meiner Führung die Probleme meistern und bewältigen! Ja! Ich stelle mich zur Verfügung!“. Die Eingeweihten wussten natürlich, was der frühere Volksschullehrer und heutige Bürgermeistervertreter mit seinen Worten meinte. Und applaudierten. Und weil die Hannelore applaudierte, applaudierten auch einige aus der Theatergruppe mit. Am Großteil der Dörfler gingen aber die Worte des Vorsitzenden ob ihrer Unverständlichkeit spurlos, also wirkungslos vorbei. „Was meint er?“, „Was hat er gesagt?“, „Wie war das?“, hörte man murmeln und tuscheln. Der Kleinbauer Franz, der die Situation rasch überriss, erhob sich darauf und stellte den dringlichen Antrag, der Gemeinderat möge dem Johann sein Misstrauen aussprechen, ihn als Bürgermeister absetzen und den bisherigen Vizebürgermeister, der heute die Geschäfte so großartig lenke und leite, zum neuen Oberhaupt des Dorfes bestimmen! Jetzt begann das Gemurmel im Zuhörerraum erst recht. „Was, den Johann absetzen?“, „Den Heimatdichter zum Bürgermeister machen?“, „Der Johann, der ist doch in Europa, oder?“, „Ja, ist das denn überhaupt möglich?“, „Na, schön wär das nicht!“, „Und fein schon gar nicht!“, redete man durcheinander. Jetzt setzte der Vorsitzende seine Glocke doch nochmals ein. „Ruhe! Ich bitte um Ruhe im Zuhörerraum! Ruhe, bitte!“. Und – nachdem trotz Glockengeläute und mündlicher Aufforderung da und dort immer noch getuschelt wurde und das Flüstern kein Ende nahm – heftiger, lauter, böser, fast schreiend: „Wenn nicht augenblicklich Ruhe herrscht, lasse ich den Saal räumen!“. Damit hatte der Vizebürgermeister endgültig verloren. „Da hast den größten Fehler gemacht, den ein politischer Mandatar nur machen kann“, hat ihn die Hannelore später aufgeklärt und ihm einige Zitate aus dem Buch „Praktische Tipps zum

politischen Erfolg“ an den Kopf geworfen. Zwar wurde es – nach den resoluten Worten des Vorsitzenden und Möchte-gern-Bürgermeisters – ruhig im Mehrzwecksaal. Dafür wurden die Blicke grantiger, giftiger. Der Gemeinderat Bernhard – eh schon wissen welcher – meldete sich zu Wort und meinte, dass er vorschläge, den Antrag des Gemeinderates Kleinbauer Franz erst in der nächsten Gemeinderatssitzung zu behandeln. Dass man zuerst mal abwarten soll, was die Dorfdelegation, was der Johann in Brüssel erreiche. „Jawohl!“, hörte man aus dem Zuhörerraum. „Richtig!“, „Zuerst einmal schauen!“. Der Antrag vom Kleinbauer Franz wurde mit sechs zu zwei Stimmen abgelehnt, der Antrag vom Bernhard mit sechs zu zwei Stimmen angenommen. Der frühpensionierte Volksschullehrer und Jetzt-doch-wieder-nur-Vizebürgermeister beendete ziemlich angefressen die Sitzung.

Am nächsten Morgen – in Brüssel schlief die Dorfdelegation noch tief und fest in den luxuriösen Hotelzimmern und erholte sich vom intensiven Nachtleben in der EU-Metropole – saßen sich um acht Uhr früh schon im Gemeindeamt der ehemalige Volksschullehrer und eigentliche Vize, vorübergehend aber amtsführende Bürgermeister und die Hannelore, die Exehrenobfrau der Landjugend und jetzige Obmannstellvertreterin der Oppositionspartei und Leiterin der Theaterrunde gegenüber. Man besprach die gestrige Gemeinderatssitzung und die Fehler, die gemacht wurden. Die Hannelore hatte ihr neuestes Lieblingsbuch mit und zitierte Punkt acht der „Zehn Gebote zum kommunalpolitischen Erfolg“. Der Vize war immer noch stinksauer, dass ihm gestern der große Umsturz nicht gelang. „So knapp war ich dran“, sage er immer wieder, „so knapp“. Und mit jedem Wort der Hannelore wurde er noch deprimierter, weil ihm immer mehr bewusst wurde, dass er selbst, dass er allein die Sache vermurkst hat. „Werden Sie nie zu laut und zu bestimmt gegenüber ihren Untertanen. Denn Sie erreichen damit genau das Gegenteil von dem, was Sie erreichen möchten!“. Jedes Zitat, jeder Satz der Hannelore schmerzte. „Mit deinem Glockengebimmel und deiner Schreierei am Schluss hast den größten Fehler gemacht, den ein politischer Mandatar nur machen kann!“, wiederholte sie neuerlich das bereits mehrfach Gesagte. „Trotzdem dürfen mir jetzt das Gewehr nicht ins Korn werfen!“, fuhr die Hannelore fort, zog alle Register ihrer als Ortsjugendgruppenführerin gemachten Motivationskünste und baute den frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Möchte-gern-Bürgermeister entsprechend auf. Was – ob des allgemein durchaus großen Selbstwertgefühls des Herrn – nicht allzu schwer fiel. Nach zwei Stunden und drei Kaffee stand die neue Strategie und Vorgehensweise fest. Und das stille Arbeitsübereinkommen, die geheime Koalitionsvereinbarung zwischen Regierungsrebell und Oppositionspartei lag unterschiftsreif vor.

Am späteren Vormittag rief der Magister Meier auf dem Dorfhandy, das er mit nach Brüssel nahm – „irgendwer muss ja erreichbar sein“ – im Gemeindeamt an. Ob wohl alles in Ordnung sei, fragte er. Und dass sie, die Dorfdelegierten, nach einem ausgiebigen Frühstück gerade dabei seien, die einzelnen Büros abzuklappern. Und er wies den Vizebürgermeister an, in Abwesenheit des Bürgermeisters und in dessen Namen ein Schreiben an die Dorfbevölkerung auszuschicken, in dem mitgeteilt wird, dass die Delegation bestens in Brüssel gelandet sei, dass erste Kontakte zu den höchsten Europapolitikern aufgenommen worden seien und dass die Chancen auf Förderungen der verschiedensten Dorfprojekte absolut intakt seien. Der frühpensionierte Volksschullehrer und vorübergehende Gemeindevorsteher notierte – widerwillig, immer wieder einen verzweifelten Blick zur ihm gegenüber sitzenden Hannelore werfend – mit. Dass sie gestern ziemlich gesoffen hätten und ordentlich abgestürzt seien, meinte der Magister Meier dann, das offizielle Gespräch faktisch beendend und eher privat werdend. Die Frau Abgeordnete habe den ärgsten von allen sitzen gehabt. Und dass der Bertl eins auf die Schnauze bekommen habe, weil er in seinem schlechten Englisch etwas offenbar Falsches zu einer der Damen im Nachtclub gesagt haben müsse. Der Magister Meier lachte dabei und – gezwungenermaßen – lachte der Vizebürgermeister auch. Zumindest bemühte er sich darum. „Hahaha!“. Dabei schaute er ziemlich verzweifelt die Hannelore an. Nachdem der Gemeindeberater und Projektbetreuer noch mitteilte, dass er – der Vizebürgermeister – ohne ein schlechtes Gewissen haben zu müssen, die neue Espressomaschine nutzen soll und alles Gute aus dem fernen Brüssel wünschte, legte er auf. Und auch der frühpensionierte Volksschullehrer und Zwischenzeitbürgermeister legte den Hörer auf den Apparat. „Arschloch!“, sagte er dabei. Und die Hannelore, die solche Ausdrücke aus dem Mund des kulturbeflissenen Dichters nicht kannte, schaute einigermaßen überrascht.

Mittags ließ sich die Hannelore vom Vizebürgermeister auf Gemeindegeldern zum Essen beim Kirchenwirt einladen. „Irgendetwas wollen wir von deiner Amtsführung ja auch haben“, meinte sie. Und sie riefen den Karl, den Franz, den Edi und den Fritz an. Der Karl sagte auch sofort zu und machte sich auf den Weg. Die Frauen vom Franz, vom Edi und vom Fritz erklärten, dass ihre Männer bei der Frühschicht und vor fünfzehn Uhr nicht retour seien.

An zwei Tischen saßen die Arbeiter der Bohr-AG. Und löffelten und gabelten. Leberknödelsuppe sowie Tirolergröstl mit Spiegelei und Salat stand heute auf dem Menüplan des Kirchenwirtes. Die Hannelore, der Vizebürgermeister und Karl, der Dorfopportunist,

hatten Lust auf etwas anderes und ließen sich vom Sepp die Speisekarte bringen. „Drei Beefsteak mit Kroketten, jungem Gemüse und kleiner Salatgarnitur“, bestellte der Vizebürgermeister nach einer kurzen Besprechung der dreien. „Und ein Fläschchen von dem wunderbaren Zweigelt!“, ergänzte er. Der Vizebürgermeister berichtete dem Karl vom Koalitionspapier, das er mit der Hannelore erarbeitet habe und vom Anruf des Magister Meier aus Brüssel. Und nachdem der Kirchenwirt-Sepp den Wein brachte und einschenkte, prostete man sich zu und trank „auf bessere Zeiten!“, wie die Hannelore die Stimmung in kurzen Worten zusammenfasste. Was sie denn hätten und dass es gestern doch ganz gut gelaufen sei und dass er, der Vize, großartig war, meinte der Karl nach einem kräftigen Schluck. „Nur die Dörfler hättest am Schluss nicht anschreien dürfen!“, fügte er hinzu und kratzte damit die am Vormittag von der Hannelore mühsam geleckte Wunde des Vizebürgermeisters neuerlich auf.

Nach dem Hauptgang bestellte man Kaffee und Kuchen. Und die drei waren gerade mit der im Dorf äußerst beliebten hausgemachten Schwarzwälderkirchtorte der Kirchenwirt-Lore fertig, als nacheinander der Franz, der Edi und der Fritz in die Gaststube traten. Neuerlich ließ man kurz den gestrigen Abend Revue passieren. Und neuerlich wurde der Vizebürgermeister ob seiner gekonnten und professionellen Geschäftsführung während der Gemeinderatssitzung gelobt. „Bis auf den Schluss! Das hättest besser bleiben lassen!“. Um keine Trübsal aufkommen, um den frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister nicht wieder in das tiefe Loch des Vormittags fallen zu lassen, ergriff die Hannelore die Initiative. Und präsentierte das stille Arbeitsübereinkommen, die geheime Koalitionsvereinbarung zwischen Regierungsrebell und Oppositionspartei, also jenes Papier, das sie am Vormittag gemeinsam mit dem Vizebürgermeister erarbeitete. Nach einigen Erläuterungen und kleineren Diskussionen zog sie schließlich einen Kugelschreiber aus ihrer Handtasche und wichtig und bedeutend, fast feierlich, setzten die sechs ihre Unterschriften auf die achte und letzte Seite des Schreibens.

Die sechs – der Vize und der Karl, die beiden Regierungsrebell, und die Hannelore, der Franz, der Edi und der Fritz, die vier Oppositionspolitiker – wechselten das Lokal. Vom Kirchenwirt ging's ins Gemeindeamt. „Jetzt heißt es zielorientiert vorzugehen“, sagte die Hannelore: Den Karl hieß sie Kaffee zu machen. Dem Fritz erlaubte sie ein kurzes Mittagsschläfchen. Den Franz und den Edi beauftragte sie damit, ein Förderansuchen der Theaterrunde an die Gemeinde zu entwerfen. Und sie selbst begann mit dem Vizebürgermeister jenes Schreiben zu verfassen, um das der Magister Meier gebeten hatte

und das im Namen des Johann, des Bürgermeisters, an die Dorfbevölkerung gehen sollte. Dazu verwendeten sie fast wörtlich die vom Vizebürgermeister gemachten Aufzeichnungen, also die vom Magister Meier telefonisch getätigten Mitteilungen von der erfolgreichen Ankunft in Brüssel, den guten Kontakten zu den Europapolitikern und den bewilligten Subventionen für die vielen Dorfprojekte. Und auch Magister Meiers Bericht vom allgemeinen Besäufnis, von Ridis Rausch und der Ohrfeige, die sich der Bertl im Rotlichtmilieu holte, wurde in das Bürgermeisterschreiben eingeflochten. Nachdem die Hannelore und der Vize den Bürgermeisterbrief fertig hatten, wurde der Gemeindediener gerufen und angewiesen, diesen mit dem Gemeindemoped in die Haushalte des Dorfes zu bringen.

Man trank Kaffee, plauderte über dies und jenes und setzte sich, nachdem der Franz und der Edi endlich mit der ihnen von der Hannelore übertragenen Aufgabe fertig waren, zusammen und besprach das von den beiden entworfene Förderansuchen an die Gemeinde um Subventionierung der Theaterrunde. Insgesamt gab es an der Formulierung nicht viel zu rütteln. Der Vizebürgermeister besserte wohl da und dort einen Rechtschreibfehler aus, fügte hier ein s dazu und strich da eines weg, aber im Großen und Ganzen passte das Schreiben. Nur über die Fördersumme wurde diskutiert. Die vom Franz und vom Edi eingesetzte Zahl von tausend Euro schien allen Anwesenden als viel zu gering, ja „als lächerlich“, wie die Hannelore sagte, die meinte, sie würde sich wenigstens eine Null mehr vorstellen. Und sie fragte, ob sie denn wüssten, was allein eine einzige Produktion mit allem Drum und Dran koste. Und erzählte davon, dass im Theater in der Hauptstadt ein Schauspieler allein an einem Abend diesen Betrag erhalte. „Ok!“, sagte der Vizebürgermeister und augenblickliche Amtsführer des Dorfes, „dann legen wir noch eine Null dazu. Ich gewähr euch hunderttausend. Aber für ein Jahr, ein ganzes!“ Und er wies den Franz und den Edi an, das Ansuchen – die Fehler ausgebessert und die neue Zahl eingefügt – nochmals zu schreiben, damit er es abstempeln und als bewilligt unterzeichnen könne. „Gleich morgen früh wird die Bank angewiesen, den Betrag zu überweisen!“. Gemeinsam trank man noch einen Kaffee und kurz vor sieben ging die Gruppe geschlossen und hoch zufrieden über die heute geleistete Arbeit, das Missgeschick des Vizebürgermeisters bei der gestrigen Gemeinderatssitzung schon fast vergessen, rüber zum Kirchenwirt zur abendlichen Theaterprobe.

Nachdem die Schauspielerei vorgestern ob der dörflichen Turbulenzen und des Zustandes des Vizebürgermeisters und seines Busenfreundes Karl ins Wasser fiel, war die Truppe heute

richtig gierig darauf, wieder auf der Bühne zu stehen. Die Huber Resi frisierte und toupierte, dass es eine Freude war. Die Kirchenwirt-Lore hing mit ihren Frauen jede Menge gemalte Bäume auf und schuf eine Saubacher-Au vom feinsten. Die Waldgeister hüpften durch die Kulisse und sprachen dazu im Chor ihren Text. Die Hofer Poldine trat als Königin der Nacht graziös auf wie nie zuvor. Und die Kraxner Mitzi bemühte sich in der Rolle der blinden Seherin verzweifelt um „mehr Innerlichkeit“, wie das die Hannelore bei der letzten Probe gefordert hatte. Der Vizebürgermeister, der Karl, der Franz, der Edi, der Fritz, ja selbst die Hannelore waren ziemlich überrascht ob dem lebhaften Treiben, das da bereits herrschte, als sie den Saal des Kirchenwirtes betraten. „Ja, hallo, hallo?!“, staunte die Hannelore. „Woher denn diese Begeisterung und warum und wieso?!“. Ob sie denn noch nicht wisse: das Schreiben des Johann, des Bürgermeisters, das sie heute erhielten und in dem er mitteile, dass in Brüssel alles bestens laufe und die Gelder alle kommen werden, sei der Grund, wurde ihr gesagt. Und dass jetzt das mit dem Dorftheater sicher sei, ergänzten andere. „Mir kriegen unser Schauspielhaus! Mir kriegen unser Schauspielhaus!“, riefen einige fast hysterisch. Eine Stimmung wie auf dem Rummelplatz herrschte. Oder wie bei einer Geburtstagsfeier von Vierzehnjährigen. Richtig aufgelöst wirkten einige: „Mir kriegen unser Schauspielhaus!“. Andere lachten dazwischen: „Der Bertl, der Trottel, mit seinem Englisch!“. Und: „Dass der Toni als Schnapsbrenner gern einen über den Durst trinkt, wissen mir ja. Aber dass die Abgeordnete so viel saufen tut!“. Man kicherte und alberte und freute sich. Und während der Vizebürgermeister, der Karl, der Franz, der Edi und der Fritz in ihre Kostüme schlüpfen, hatte die Hannelore alle Hände voll zu tun, die Gemüter zu beruhigen und die Aufmerksamkeit für eine geordnete Probe herzustellen. Mehrmals klatschte sie in die Hände und rief „Ruhe, bitte! Ruhe!“. Als die gesamte Truppe endlich geschlossen und halbwegs konzentriert auf der Bühne stand, verkündete sie: „Leute! Es schaut aus, als hätten mir es geschafft!“. Und sie sagte, dass man das mit den Europa-Förderungen zwar noch abwarten müsse und dass sie nur hoffe, dass der Johann und seine Begleitung in Brüssel nicht nur saufen, sondern sich um Gelder für das Dorftheater bemühen. Dass sie aber eine höchst erfreuliche Mitteilung habe: „Unser hochgeschätzter ehemaliger Lehrer, unser Vizebürgermeister und augenblickliche Bürgermeisterversorger hat unser Förderansuchen bewilligt und stellt der Theaterrunde für ein Jahr die Summe von ...“, sie machte eine kurze Pause, in der sich keiner der mehr als siebzig Anwesenden auch nur zu atmen traute, „hunderttausend Euro zur Verfügung!“. Die Kraxner Mitzi, die Darstellerin der blinden Seherin, haute es – im wahrsten Sinne des Wortes – auf den Arsch. Aber niemand nahm das weiter wahr. Alles hing gebannt an den Lippen der Hannelore. Und allmählich kam auch die



Kraxner Mitzi wieder auf die Beine. „Hunderttausend?“, hauchten die ersten.

„Hunderttausend?“, murmelten die zweiten. Und immer lauter wurde es. Und bald riefen und schrieen und kreischten sie: „Hunderttausend! Hunderttausend!“. Und sie hüpfen dabei. Und tanzten. Einzeln, zu zweit, zu dritt. Und wieder bedurfte es aller Kraft und Anstrengung der Hannelore, die theaterbegeisterten Dörfler zu beruhigen. „Mit dieser Summe, liebe Freunde und Freundinnen, können mir endlich ohne Existenzängste arbeiten. Jetzt werden mir dem Land zeigen, was mir alles können. Jetzt werden mir ein Stück schaffen, wo alle nur so schauen werden. Ich danke dir, lieber Vizebürgermeister, für diese großzügige Unterstützung und bitte jetzten alle um einen riesigen Applaus für dich!“. Als wäre ein Damm gebrochen, so legten sie – nach diesen bedeutungsvollen Worten der Hannelore – los, die theaterspielenden Dörfler. Und klatschten und johlen und jubelten. Und der frühpensionierte Volksschullehrer war nicht nur zu tiefst gerührt und verbeugte sich und hatte nasse Augen. Auch schöpfte er wieder Hoffnung, bald doch zum ersten Mann im Dorf zu werden.

Ob der euphorischen Stimmung aller Beteiligten verlief die Theaterprobe produktiv wie selten eine zuvor. Die Kraxner Mitzi, nach ihrem Ohnmachtsanfall rasch erholt und kreativ wie noch nie, stellte eine Seherin dar, die in ihrer Blindheit eine Inbrunst an den Tag legte, wie man sie selbst an großen Häusern selten nur findet, wie die Hannelore meinte. Der Franz steigerte sich in die Rolle des Landesfürsten derart rein, dass er den Sprachduktus und den bösen Blick dieses Kerls – was er zuvor monatelang vergeblich übte – plötzlich wie selbstverständlich beherrschte. Der Edi, der in einer Person die drei Rollen der Exfürsten verkörperte, lief zu einer unglaublichen Form auf. Und selbst der Fritz, als Deus ex machina, erschien und verschwand, wortlos, dass es eine Freude war. Die Hannelore war fasziniert, begeistert, ja zutiefst gerührt von der Spielfreude, den darstellerischen Fähigkeiten, dem Talent ihrer Theaterleute. In all den langen Jahren als Leiterin der örtlichen Landjugend war ihr dieses Glücksgefühl nicht vergönnt, das sie jetzt überkam. „Unglaublich, unvorstellbar, ein Wahnsinn!“, geisterte es ihr immer wieder durch den Kopf, während sie das Geschehen auf der Bühne verfolgte. Und nach mehr als zwei Stunden intensivster Probe stand sie vom Regiestuhl auf, der ihr kürzlich zum Geburtstag geschenkt wurde, klatschte in die Hände und rief: „Danke, Herrschaften! Danke, das war’s!“. Und sie lobte die Darsteller über den grünen Klee, schwärmte vom großartigen Spiel und meinte, dass die Theaterwelt staunen werde, ob dem, was da auf sie zukomme. Und eigentlich wollte sie, auf Grund der bewilligten hunderttausend Förderung, zum Bier einladen. Aber „nix da!“ meinte der Vize- und Vertretungsbürgermeister. „Das geht auf Gemeindegeldern!“.

So lange wie diesmal mussten die jungen Arbeiter der Bohr-AG noch nie auf die Mädchen und Frauen des Dorfes warten. Und sie, die Mädchen und Frauen, waren dann auch nicht so recht bei der Sache, sondern schwärmten vielmehr vom eigenen Theater, der großzügigen Förderung durch die Gemeinde und der wunderbaren Probe, die heute über die Bühne ging. Und kaum ein Pärchen, das an diesem Abend ins Obergeschoss des Kirchenwirtes verschwand. Viel zu sehr beschäftigten die Erfolgserlebnisse des heutigen Abends die Köpfe und Körper der jungen Damen.

Während die jungen Darstellerinnen – wie immer – bei den Bohrarbeitern saßen und dort diesen heute so erfolgreichen Tag ausklingen ließen, saßen die nicht mehr ganz so jungen Theatermacher – wie immer – um den Stammtisch des Schankraumes beisammen. An der Theke stand der Gemeinderat Bernhard und trank sein Bier. Nach einiger Zeit kam er rüber zum Stammtisch und fragte den frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister sowie die Hannelore, die Exehrenobfrau der Landjugend und jetzige Leiterin der Theaterrunde, ob er sich wohl kurz dazu setzen dürfe. Wohl starrte ihn der Vize zuerst widerwillig an und wollte ihn schon barsch abweisen, weil er schmerzhaft an die gestrige Gemeinderatssitzung erinnert wurde. Aber die Hannelore lächelte freundlich und sagte „aber gern, Bernhard!“, nahm die Jacke vom Stuhl neben ihr und bot diesen dem Gemeinderat an. Der Bernhard setzte sich, zog ein Blatt Papier hervor – das Schreiben, das der Vizebürgermeister und die Hannelore heute verfassten und an die Haushalte des Dorfes verteilen ließen – und meinte: „Hut ab!“. Und er sagte, dass es von Größe zeige und bewundernswert sei, dass er, der Vizebürgermeister, auf die gestrige Gemeinderatssitzung, auf seinen, auf Bernhards, Antrag so prompt und offen und ehrlich reagiert und heute einen Brief rausgeschickt habe, in dem er die Bemühungen und Leistungen der Brüsseldelegation so lobe und würdige. „Danke, lieber Vize!“. Und: „Wirklich bewundernswert!“. Und er hob sein Glas dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister zum Anstoßen hin und weil der – nachdem auch die Hannelore ihr Bierglas bereits in Händen hielt – gar nicht mehr anders konnte, sagte er „Prost!“ und stieß mit dem Bernhard an.

Man saß an diesem Abend, nach dieser außergewöhnlichen Probe noch lange im Schankraum vom Kirchenwirt beisammen, lobte sich gegenseitig ob der großartigen Darstellungsformen und freute sich über das zweite, das dritte und das vierte Bier, das der Vizebürgermeister auf Kosten der Gemeinde spendete. Selbst der Bernhard, ein sonst doch eher kritischer Mensch,

ließ sich von der guten Stimmung anstecken. Und nach dem dritten Bier fragte er die Hannelore, ob nicht noch ein Platzlerl in ihrem Team frei sei, ob sie nicht noch eine Rolle zu besetzen habe, für die er in Frage komme. Dass es dafür reichlich spät, meinte die Hannelore, dass er aber als Regieassistent gerne willkommen sei. Und dass ihm das, bei seinem Kreativpotential, doch eh viel mehr läge, als die Reduzierung auf eine einzige Rolle. Der Bernhard war hochofrenetisch über diese Worte der Hannelore. Oder besser: über die Art und Weise, wie sie, die Hannelore, diese Worte sagte. Und ein Anflug von Rot überzog sein Gesicht. Und es begann an diesem Abend – zart noch, kaum spürbar – eine Liebesbeziehung, die sich in den folgenden Wochen und Monaten vertiefen und festigen und über Jahre hinziehen sollte.

In Brüssel tat sich in den folgenden drei Tagen – bis zum Rückflug – nicht allzu viel. Wohl zog die Dorfdelegation jeden Morgen los und marschierte von Büro zu Büro. Allerdings ohne großen Erfolg. Da wurde den fünf Herren und der Ridi mitgeteilt, dass sie falsch seien. Dort wurden sie wegen Unzuständigkeit der Abteilung abgewiesen. Vom Büro für landwirtschaftliche Belange wurden sie ins Zentrum für Regionalentwicklung verwiesen. Bei diesem hieß es, dass das Ganze in den Bereich des vernetzten Eurotourismus falle. Die Mitarbeiter dort hatten keine Ahnung und schickten die sechs in das Zentrum für wirtschaftliche Angelegenheiten. Und natürlich waren sie auch dort falsch. Da auch der Europa-Abgeordnete aus dem Heimatbezirk – der Freund der Ridi, mit dem man sich am ersten Brüsseltag traf und der, nachdem man allein nichts erreichte, hinzugezogen wurde – von Tuten und Blasen offenbar keine Ahnung hatte, kam man auch im zweiten Anlauf nicht weiter und man verzichtete in der Folge auf seine Dienste. Da der Magister Meier der einzige, der des Englischen halbwegs mächtig, führte er die Verhandlungen. Genau das aber störte den Johann, den Bürgermeister, gewaltig. Denn jedes Mal wenn der Meier, wie der Herr Magister in der Zwischenzeit vom Johann nur mehr genannt wurde, nach einem Gespräch übersetzte und mitteilte, dass nix sei und sie weitersuchen müssen, vermutete der Johann dahinter eine persönliche Intrige und wurde seine Ahnung, dass der Meier so gut nicht sei, wie er, der Johann, ursprünglich geglaubt hatte, bestätigt. Jedenfalls verschlechterte sich die Stimmung der ländlichen Delegationsmitglieder auf ihrem Marsch durch Brüssel von Büro zu Büro, das sie – erfolglos – durchwanderten. Vor allem die Stimmung des Johann fiel ins Bodenlose und seine Wut auf den Gemeindeberater und Projektbetreuer erhöhte sich von Tag zu Tag.

Ganz anders, fast konträr, die Brüsselstimmung der sechs in den Abend- und Nachtstunden. Nach einem ausgezeichneten Essen in einem der vielen hochpreisigen regionaltypischen Spezialitätenrestaurants und bei edlen Weiß- und Rotweinen aus allen Teilen quer durch Europa, vergaß man die Qualen des Tages, die Mühen der Geldbeschaffung. Und ließ es sich gut gehen. „Wenn schon tagsüber alles schief läuft, dann hauen wir wenigstens nachts auf die Pauke“, lautete die Devise. Uns so stopfte man rein, was ging. „Wenn das mit dem Fressen und Saufen vier Wochen so weitergeht, werd’ ich aufgehen wie ein Hefelaiberl“, meinte der Willi, der Altbürgermeister, dessen Hörgerät immer noch Probleme machte und der nach wie vor der Meinung war, dass der Brüsselmarsch um Fördergelder vier Wochen und nicht vier Tage dauern werde. „Das Aufgehen wär das wenigste“, entgegnete die Ridi, die Abgeordnete, „aber der blöde Schädel am nächsten Morgen macht mir Kopfzerbrechen“. Sie lachte dabei und nahm einen kräftigen Schluck des vollmundigen Chateau la Croix Martelle Grande réserve 2000, bei dem man gerade angelangt war. „Bloß schad, dass es keinen Apfelbrand vom Toni gibt!“, warf der Bertl ein, dessen rechtes Auge noch immer leicht geschwollen war und bestellte, nachdem er zuvor den Johann, den Letztbürgermeister, fragte, ob das wohl in Ordnung ginge, eine Runde Uso, der ihm gestern beim Griechen so gut schmeckte. Kurz: man ließ sich von den Misserfolgen des Tages nicht unterkriegen, genoss die Qualitäten des neuen Europas und hoffte auf den nächsten Tag. „Mir müssen morgen die Abteilung finden, die wo für das schönste Dorf im ländlichen Raum zuständig ist“, sagte der Johann, nachdem man sich für eine Trockenbeerauslese aus dem Moselgebiet und böhmische Powidltatschkerln zum Dessert entschieden hatte. „Dass mir wenigstens die Schanze auf dieses Geld wahren!“. Die Ridi lächelte, wie sie das immer tat, wenn sie einige Gläschen zuviel hatte. „Aber, Johann! Scheiß dich bloß nicht an! Mir werden schon noch zu unseren Geldern kommen!“. Und der Magister Meier, von dem schweren Wein auch schon gut gelaunt, ergänzte: „Die Europabürokratie ist halt eine eigene Wissenschaft. Aber ich glaub, wir sind ganz nah dran!“. Für einen kurzen Augenblick keimte beim Johann das Missbehagen gegenüber dem Meier wieder auf. „Arschloch“, dachte er sich, sagte aber nichts, weil er sich rasch wieder unter Kontrolle hatte und sich Stimmung und Genuss nicht nehmen lassen wollte. Dafür meldete sich der Toni, der Letztbürgermeister. Nachdem er die längste Zeit nichts gesagt hatte und nur stumm vor sich hin sinnierte, fragte er plötzlich und völlig zusammenhanglos: „Meinst wirklich, Bertl, dass ich mit meinem Apfelbrand Schanzen im neuen Europa hätte?“.

Nach einigen Stunden Schlaf, einem ausgiebigen Frühstück im Hotel und belanglosen Worten wie „morgen!“, „gut geschlafen?“ und „gehen mir es halt wieder an!“, machte sich die

Dorfdelegation erneut auf die Socken. Die Suche nach den Zuständigen für die schönsten Dörfer im ländlichen Raum erwies sich einmal mehr als äußerst schwierig: Da wusste niemand Bescheid. Dort wurde in Unterlagen geblättert, ohne dass letztendlich Auskunft gegeben werden konnte. Hier hieß es „nicht zuständig!“ und dort erhielt man die Antwort „noch nie gehört!“. Schließlich fand man – kurz vor Mittag, dem Bertl knurrte schon ordentlich der Magen – doch noch das unscheinbare Büro für „Gemeindeangelegenheiten im neuen Europa“ in einem Hinterhof der Brüsseler Innenstadt. Der italienische Leiter der Abteilung – ein graumeliertes Herr fortgeschrittenen Alters, dessen Englisch etwa dem des Bertls entsprach, der dafür aber ein paar Worte Deutsch redete – war sehr zuvorkommend. Er redete von Mozart und der Sachertorte, erwähnte irgendetwas von big mountains und meinte, dass Wien tutti frutti. Der Willi verstand, ob seines defekten Hörgerätes, immer nur Bahnhof und schaute unsicher, ja ziemlich verzweifelt drein. Dafür begann der Johann – nachdem er mitbekam, mit wem er es zu tun hatte – mit Händen und Füßen von Jesolo zu schwärmen, wo er einstens mit seiner Frau den Sommerurlaub verbrachte. „Bella mare ... wundervoll ... Lido ... Sand, Sonne ... Sonne? Sonne? Sole!“, beschrieb er Kreise und Wellenbewegungen und zeigte auf dies und jenes und holte schließlich das Foto seiner Gattin aus der Brieftasche und hielt es dem Bürochef hin und sagte: „Johanna ... Frau ... Woman ... was heißt denn Frau auf italienisch ... richtig: Signora ... Signora!“. Nach dem man die Begrüßungsfloskeln hinter sich und den italienisch-österreichischen Kulturaustausch fürs erste beendet hatte, widmete man sich dem eigentlichen Anliegen des Besuches. Das heißt: man versuchte, sich diesem Anliegen zu widmen. Denn es dauerte eine Ewigkeit, bis die österreichische Dorfdelegation dem italienischen Europabeamten klar machen konnte, dass man wegen dem Projekt „Die schönsten Dörfer des ländlichen Raumes“ da sei. Der Magister Meier versuchte es auf Englisch. Die Ridi und der Bertl ergänzten, wo immer sie ergänzen konnten. Als man merkte, dass man so nicht weiter kam, bemühte sich der Johann mit seinen bescheidenen Italienischkenntnissen. Und auch der Toni, der als Obstbauer öfters mal zu Schulungszwecken in Südtirol war, mischte sich ein. Nur der Willi stand dazwischen und schaute dem Treiben und Gestikulieren ziemlich verständnislos zu. „Oh“, sprach endlich der italienische Beamte. „Ich verstehe. Sie meinen das EU-Projekt ‚Die schönsten Dörfer im ländlichen Raum‘. Warum haben Sie das nicht gleich gesagt!“. Und er ging zum anderen Ende des Büroraumes, öffnete dort eine Tür und sagte: „Bitte! Frau Doktor Klein aus Leipzig ist dafür zuständig und wird Sie informieren!“. Die Dorfdelegation schritt am Italiener vorbei, bedankte sich höflich für seine Bemühungen und trat in das Büro der Frau Doktor Klein aus Leipzig ein.

Die Frau Doktor Klein saß an ihrem Schreibtisch. Und obwohl sie saß, sah man auf den ersten Blick, dass sie nicht wirklich klein war, sondern kräftig, muskulös und sehr resolut. Barbara Klein, wie die Frau Doktor vor Beendigung ihres Studiums hieß, war früher – noch zu Honeckers Zeiten – dreifache Staatsmeisterin im Kugelstoßen. Eine Schulterverletzung zwang sie, ihre Sportlerkarriere zu beenden und ein Jusstudium zu beginnen. „Meine Herren!“, sprach sie – die Ridi hatte öfters das Problem, dass sie in größeren Männerrunden einfach übersehen wurde – „was kann ich für Sie tun?“. Der Bertl, einer der – auch wenn das Ganze schon ewig her – sich immer wieder gerne und voller Sehnsucht an die wunderschöne Zeit beim Bundesheer erinnerte, wollte schon die Hacken zusammen schlagen und zum Gruße salutieren, aber der Magister Meier kam ihm zuvor. „Frau Doktor, darf ich vorstellen: Der Herr Johann, der Bürgermeister des Dorfes. Der Herr Willi, Altbürgermeister. Der Herr Bertl, Vorletztbürgermeister. Der Herr Anton, Letztbürgermeister. Die Frau Ridi, Abgeordnete des Bezirkes. Und mein Name ist Meier, Magister Meier, Gemeindeberater und Projektbetreuer!“. Und in kurzen Worten – getrieben vom gestrengen Blick der Frau Doktor Klein – bemühte sich der Magister Meier das Dorfanliegen vorzubringen und sich über den Stand der Dinge bezüglich des Europaprojektes „Die schönsten Dörfer im ländlichen Raum“ zu erkunden. Dabei verhaspelte er sich immer wieder, was ihm selten nur passierte. Aber das Geschau der Frau Doktor verhiess nichts Gutes. Wenigstens zwei Mal blickte sie während seiner Ausführungen auf die Uhr. Und ihr Blick war starr und unpersönlich. Als er endlich endete – froh fast, die Litanei hinter sich zu haben – sagte die Frau Doktor: „Meine Herren! Ich hab viel zu tun und nur wenig Zeit. In der Ausschreibung hieß es, dass sie verständigt werden, sobald eine Entscheidung gefallen ist. Ich hoffe, sie haben das gelesen!“. „Jawohl!“, wollte der Johann schon antworten. Und der Bertl wollte schon sagen, dass er nichts davon wusste. Aber die Frau Doktor fuhr schon fort: „Mehr als eintausendzweihundert Einreichungen aus allen Teilen Europas sind hereingekommen. Was glauben Sie was da los wäre, wenn aus jedem Dorf eine Delegation kommen würde. Also, meine Herren: Eine schöne Heimreise noch!“. Und sie widmete sich wieder den Papieren, die sie vor sich auf ihrem Schreibtisch liegen hatte. Und sie war ziemlich erstaunt, dass die sechs immer noch da standen und der Johann, sich räuspernd, zu Wort meldete: „Mir täten nur gern wissen, wie es mit unseren Schanzen aussieht. Ich bin nämlich in der Landesregierung und unser Europaabgeordneter hat mir gesagt ...“. Weiter kam er nicht. „Wollen Sie mir vielleicht drohen?! Wollen Sie vielleicht ihren Status als Landespolitiker ausspielen?! Die Zeiten sind vorbei, mein Lieber!“. Und sie stand auf – und jetzt erst erkannte man die wahre Größe der Frau Doktor und konnte

erahnen, warum sie einst mehrfache Staatsmeisterin im Kugelstoßen war – ging zur Tür, öffnete diese und sagte sehr bestimmt, kein Wort der Entgegnung mehr duldend: „Bitte, meine Herren!“.

Die Dorfdelegation setzte sich ins erstbeste Kaffeehaus und bestellte sechs Schnaps. Weil in Brüssel aber Schnaps keiner verstand, einigte man sich auf Wodka. Auch weil die Ridi meinte, dass sie jetzt was Kräftiges brauche. Der Magister Meier hatte die Zigarette schon im Mund und wollte sie sich gerade anzünden, als er vom Kellner mit einem „No, no, no!“ darauf hingewiesen wurde, dass strenges Rauchverbot herrsche. Man trank den Schnaps, den Wodka, der – wie man einheitlich feststellte – grauslich schmeckte und bestellte deshalb noch eine Runde Whiskey. Die Ridi echauffierte sich über „diese Tussi, diese männliche Emanze, diese Ossi-Kuh“ und meinte, dass der Fall der Mauer das Schlimmste war, was der deutschen Schwesterpartei passieren konnte. Der Bertl sprach fast bewundernd von der überraschend muskulösen Statur der Frau Doktor. „Wenn mit der im Bett liegst brauchst selbst nicht mehr viel tun“. Sein Ansatz von Lachen wurde vom bösen Blick des Johann bereits im Keime erstickt. Ihm, dem Johann, war überhaupt nicht nach Lachen zumute. Die ganzen schönen Eurofördergelder sah er dahin schwinden und seine Wut auf den Meier, diesen Versager, wuchs wieder. „Und, Herr Projektbetreuer, was machen mir jetzt?!“, fuhr er ihn deshalb auch ziemlich böse an. Wieder steckte sich der Magister Meier – der gewöhnlich nur abends, nach einem guten Essen rauchte – eine Zigarette in den Mund. Diesmal hinderte die Ridi ihn, diese anzuzünden. „Jetzt reißt euch zusammen“, sagte sie dabei. „Machen mir uns nicht gegenseitig fertig!“. „Ja“, meinte der Willi, „mein Hunger ist auch schon ziemlich groß!“. Der Johann fingerte nervös an seinem Glas herum, nippte immer wieder mal daran und sagte schließlich, dass sie so, ohne jedes Ergebnis, gar nicht nach Hause fliegen müssen, dass sie sich gleich hier eingraben lassen können. „Was glaubt’s denn! Der Kleinbauer wartet nur d’rauf, dass mir ohne Marie heimkommen! Und mein Vize, der falsche Hund, der lacht sich ins Fäustchen! Die jagen uns mit nassen Fetzen aus dem Dorf, wenn mir sagen, dass es kein Geld gibt!“. Der Bertl wollte schon sagen, dass die nassen Fetzen so schlimm nicht seien, dass er sich viel mehr vor den spöttischen Gedichten des frühpensionierten Volksschullehrers fürchte. Und der Toni überlegte sich gerade, ob er nicht einen Teil seiner Obstanlage verkaufen und den Erlös der Gemeinde zur Verfügung stellen solle. Aber die Ridi kam ihnen zuvor. „Dann müssen mir eben einen Plan machen, wie mir die Dörfler trotz allem bei der Stange halten können. Du hast das schon bisher bestens beherrscht, Johann, und du wirst das auch jetzt schaffen. Nicht umsonst hab ich damals gesagt, dass du genau der richtige Bürgermeister bist!“. Der Johann

fühlte sich, bei aller Niedergeschlagenheit, geehrt ob dieser Worte. Und sein Gemüt hellte sich allmählich auf. Dafür schaute jetzt der Toni, der Letztbürgermeister, etwas verdattert drein. „Wie war das? Wie hast das gemeint, Ridi? Das mit dem Johann und dem richtigen Bürgermeister und so?“. „Wisst ihr was!“, klatschte der Johann, der ob Ridis Worte rasch wieder zur gewohnten Form fand und dem Tonis Zwischenfragen gar nicht in den Kram passten, in die Hände. „Lasst uns gut Mittagessen gehen und dabei unsere weitere Vorgangsweise besprechen! Einverstanden?“. Er blickte dabei in die Runde. Zwar schaute der Toni noch immer misstrauisch und verzwickelt zur Ridi. Aber sonst erntete der Johann auf seine in den Raum gestellte Frage nur Kopfnicken. „Super“, meinte der Bertl, „mir knurrt eh schon der Magen!“. Und der Willi klopfte auf sein Hörgerät und fragte „Was? Wie? Ich versteh so schlecht.“.

Während die einen in Brüssel tätig waren, von Büro zu Büro hetzten und zu retten versuchten, was zu retten war, waren die anderen im Dorf auch nicht untätig. Das von der Hannelore und dem Vize verfasste Schreiben „Im Namen des Bürgermeisters“, das an jeden Haushalt ging und in dem von den erfolgreichen Europaverhandlungen und der Sicherung der Fördermillionen berichtet wurde, löste bei manchem Dörfler ob des Durstes der Ridi und dem Missgeschick des Bertls nicht nur ein Schmunzeln aus. Auch spuckte der eine und der andere in die Hände, krepelte die Ärmel hoch und startete nach dieser erfreulichen Nachricht über den Geldfluss in die Gemeinde sein eigenes Projekt. In der Überzeugung, dass die eine oder andere Million auch für ihn rausschauen werde. So begann der Kirchenwirt-Sepp damit, seinen riesigen Gewölbekeller auszuräumen und ein zwölf Mal acht Meter großes Loch zu buddeln, in dem er vorhatte, ein Thermalwasserbecken einzulassen. Der Sohn vom Willi riss die hintere Wand des Lebensmittelgeschäftes nieder und bereitete alles für die Installierung der Heilwasserabfüllungsanlage vor. Die Frieda, die Frau vom Bertl, saß stundenlang am Telefon und bestellte – wo immer sie die Auskunft erhielt, dass noch Restposten lagernd seien – Unmengen an Schwertlilienzwiebeln. Der Sommerbauer Alfred ließ sich Zement und Ziegel kommen und zog in seinem seit dem Rinderwahnskandal leer stehenden Kuhstall Wände auf. Vierundzwanzig Zweibettzimmer sollten sich ausgehen, hatte er ausgerechnet. Und in der Gemeinde schauten Tag für Tag noch mehr Dörfler vorbei, um Aktien zu kaufen und Schuldscheine zu unterschreiben.

Der frühpensionierte Volksschullehrer und – in Abwesenheit des Johanns – vorübergehend Dorfoberste, erteilte am Tag nach der so erfolgreichen Theaterprobe dem für das Thermendorf



zuständigen Architektenbüro den Auftrag, ein Schauspielhaus zu planen. Zwar staunte der Diplomingenieur nicht schlecht über dieses außergewöhnliche Ansinnen und murmelte einige Male ein ungläubiges „Wie?“, „ein Schauspielhaus?“, „ein richtiges Theater?“ ins Telefon. Nachdem der Herr Bürgermeister aber sehr klar und äußerst exakt seine Vorstellungen formulierte – „ein Rundbau im Zentrum des Thermendorfes, Holzkonstruktion, Drehbühne, achthundert Sitzplätze!“ – war er, der schon ewig kein Theater mehr plante und auf solch einen Auftrag nur gewartet hatte, hoch erfreut über den Anruf. Und der Diplomingenieur versprach, sich sofort und ohne Umschweife an die Sache zu machen und ein Theater zu planen, auf das das Dorf sicherlich stolz sein werde.

Der Vize, wie öfters schon gesagt ein Frühpensionist, und sein Freund der Karl, der Dorffopportunist, ein seit einigen Jahren aus Krankheitsgründen sich ebenfalls in Pension befindlicher Dörfner, hielten im Gemeindeamt von der Früh bis in den Spätabend die Stellung. Unterbrochen nur vom Mittagessen, das sie – in gebührendem Abstand zu den Arbeitern der Bohr-AG – beim Kirchenwirt zu sich nahmen. Am Nachmittag stießen zu den beiden zumeist noch der Franz, der Edi und der Fritz. Man besprach allfällige Schritte und ging dabei streng nach dem gemeinsam unterzeichneten Arbeitspapier, dem geheimen Koalitionsabkommen, vor. Die Bagger für die Aushubarbeiten rund um die Bade- und Freizeitwelt wurden ins Dorf bestellt. Im Bereich der Teiche ließ man die Fundamente für die Überdachung ausgraben und betonieren. Und am Kirchplatz begann eine Stahlbaufirma aus der Bezirksstadt damit, ein riesiges Gerüst für Europas größten Wasserfall aufzubauen. Vielfach war bei diesen Besprechungen auch die Hannelore dabei. Wobei aber auffiel, dass sie seit der damals so erfolgreichen Probe öfters mal bei den gemeinsamen Sitzungen fehlte. Und sich dafür anderen Interessen widmete.

Bei langen und ausgedehnten Spaziergängen durch die Saubacher Auen erklärte die Hannelore dem Bernhard nicht nur Lessings „Hamburger Dramaturgie“ und führte ihn behutsam in die Welt der Bühne ein. Sie machte ihm auch die Vorteile einer produktiven Oppositionspolitik schmackhaft, berichtete ihm vom Kampf der Kniehosenlosen, der Sansculotten gegen die Obrigkeit, zitierte aus Büchners „Danton“ und Engels „Ursprung der Familie“ und fragte ihn, ob er nicht Lust hätte, an ihrer Seite gegen Ungerechtigkeit, Benachteiligung und Machtmissbrauch anzukämpfen. Und weil der Bernhard der Hannelore schon beinahe verfallen, ja, ihr richtiggehend hörig war, saß er bald schon mit am Tisch, wenn der Vize und der Karl, der Franz, der Edi, der Fritz und die Hannelore über die Zukunft des

Dorfes redeten und gegen die Drüberfahrpolitik des Johannis wetterten. Und legte mit Hand an, wenn es darum ging, die einzelnen Dorfprojekte, für die die Gelder jetzt ja gesichert waren, in die Tat umzusetzen. So verfasste der Bernhard höchstpersönlich die Einladung zum Spatenstich für das Seniorenzentrum am Freitagnachmittag, zu der die Dorfbevölkerung mit dem Hinweis auf Freibier eingeladen wurde.

Der Spatenstich wurde zu einem feierlichen Akt, wie ihn das Dorf bisher noch nie erlebte. An diesem Freitag – als die Brüsseldelegation das Europabüro für Gemeindeangelegenheiten endlich gefunden hatte, dann aber von der Frau Doktor Klein aus Leipzig recht resolut aus diesem wieder verwiesen wurde – ließ der Vizebürgermeister vom Gemeindediener neben dem großen Transparent am Dorfplatz, auf dem in dicken Buchstaben ‚DAS SCHÖNSTE DORF IM LÄNDLICHEN RAUM‘ geschrieben stand, vier Fahnen aufhängen. Die Kirchenwirt-Lore und ihre Frauen – die Kostüm- und Bühnenbildnerinnen der Theatergruppe – hatten diese am Vortag genäht und gestaltet. Wassertropfen, Wellen und Wogen in verschiedensten Blautönen waren darauf abgebildet. „Wunderschön!“, wie die Dörfler durch die Bank feststellten. Außerdem gestalteten die Theaterfrauen vier bunte, große Plakate auf denen ‚WILLKOMMEN IM WASSERDORF‘ geschrieben stand. Diese Plakate hatte der Gemeindediener an den Dorfeinfahrten – „in Augenhöhe, schön sichtbar“, hatte ihm der Vizebürgermeister aufgetragen – anzubringen. Gegen Mittag – in Brüssel saß man gerade bei Wodka und Whisky und überlegte fieberhaft, wie das finanzielle Schlamassel am besten überwunden werden könnte – trafen nacheinander der Architekt des Planungsbüros, der Prokurist der bauausführenden Firma, der Bezirkshauptmann mit seiner Gattin und ein Gelegenheitsjournalist des lokalen Blattes aus der Bezirksstadt ein. Obwohl sich die Hannelore als Vertreterin beziehungsweise Zustellerin der meistgelesenen Zeitung des Landes mit all ihrer Kraft bemühte, einen der großen Redakteure ins Dorf zu bringen, gelang ihr das nicht. Und auch das Fernsehen sagte ab. Aber das tat der Stimmung keinen Abbruch. Am Dorfplatz wurden die Ehrengäste vom Vizebürgermeister begrüßt. Die Hannelore, der Franz, der Edi, der Fritz, der Karl und der Bernhard bildeten eine Art Spalier. Die vier Kinder der Kraxner Mitzi überreichten Blumen Grüße und die Kirchenwirt-Lore bot einen Schnaps an. Beim Kirchenwirt war die Tafel festlich geschmückt. Bevor der Sepp die Vorspeise brachte, rezitierten zwei junge Mädchen aus der Schauspielgruppe das Gedicht „Wasser“, das der frühpensionierte Volksschullehrer extra für diesen Anlass gedichtet hatte. Nach dem Essen brachten die beiden jungen Schauspielerinnen noch ein Werk des Vizebürgermeister zu Gehör, eh dieser sich erhob und sagte: „Ich eröffne hiermit die heutige Pressekonferenz“.

Dabei wandte er sich vorrangig an den jungen Hobbyjournalisten des Regionalblattes. Hin und wieder aber auch an den Bezirkshauptmann und seine Frau. Der Vizebürgermeister berichtete von dem Europaprojekt ‚Die schönsten Dörfer im ländlichen Raum‘ und den vielen Initiativen und Vorhaben, die daraus entstanden seien: Vom Thermendorf mit Schauspielhaus. Von der Bade- und Freizeitanlage sowie der Überdachung der Teiche. Von der Wasserwelt, die das Dorf durchströmen werde. Und vom thermalwassergespeisten Seniorenzentrum, zu dessen Spatenstich sie heute zusammen gekommen seien. Und er erzählte von der Dorfdelegation, die sich gerade in Brüssel befinde, morgen heimkehren und achtundzwanzig Millionen mitbringen werde. „Liebe Vertreter der Medien, sehr geehrter Herr Bezirkshauptmann samt Gattin, geehrter Herr Architekt, geehrter Herr Prokurist! Dies ist ein großer Tag für unser Dorf. Der offizielle Beginn der Bautätigkeiten. Ich darf Sie jetzt alle bitten, mir zu folgen und gemeinsam zum Platz des Geschehens zu schreiten!“. Man klatschte, stand auf und ging. Und so musste der junge Redakteur die vielen Fragen, die er hatte, dem Vizebürgermeister auf dem Weg rüber zum Spatenstich stellen.

Während im Dorf das in Abwesenheit des Bürgermeisters regierende Team des Vizebürgermeisters mit den Spatenstich-Ehrengästen das Festmahl beim Kirchenwirt zu sich nahm, saß die Brüsseldelegation in einem bayrischen Bier- und Spezialitätenrestaurant und stärkte sich dort. Ohne dass man dies in irgendeiner Form abgesprochen hätte, gab es, wie der Zufall halt oft so spielt, hier wie dort Kalbshaxe mit Knödel und Kraut. Und hier wie dort war das Gesprächsthema in etwa das gleiche: der Betrag von rund achtundzwanzig Millionen Euro. Während man aber beim Kirchenwirt dabei war, diese Summe zu investieren, zerbrach man sich in der bayrischen Bierstube den Kopf darüber, woher sie kommen könnte, die Summe. Oder genauer: wie man der Dorfbevölkerung klar machen kann, dass achtundzwanzig Mille eine Menge Geld, das nicht so leicht aufzutreiben. „Wenn mir bloß das Schwertlilienprojekt machen, käme es billiger!“, meinte der Bertl. „Der mit seinen Blumen!“, dachte sich der Rest der Delegation und nahm den Vorschlag des Bertls nicht weiter ernst. Der ließ aber nicht locker. „Amsterdam ist die Tulpenstadt. Warum sollten mir nicht das Liliendorf werden!“. „Jetzt hör auf mit dem Schwachsinn!“, fuhr ihn der Johann an. Und einmal mehr lag es an der Ridi, ganz Politikerin, die Gemüter zu beruhigen. „Lasst uns in aller Ruhe überlegen!“, sagte sie. Ein Satz, mit dem sie auch im Abgeordnetenhaus immer wieder Erfolg hatte. Und der Bertl schwieg. Und auch der Johann schwieg. Und er warf sogar so etwas wie einen entschuldigenden Blick rüber zum Blumenfreund. Und nur der Willi, der Altbürgermeister, meldete sich zu Wort. Wer denn die korpulente Frau vorhin im Europabüro

gewesen sei – womit er die Frau Doktor Klein aus Leipzig meinte – und was sie denn alles so gesagt habe, fragte er. Er habe nämlich nicht viel mitbekommen, weil sein Hörgerät schon die längste Zeit spinne. Auf Willis Frage wurde nicht weiter eingegangen. „Die Frau Doktor Klein aus Leipzig!“, sagte der Toni nur knapp, dafür aber ziemlich laut und sich dabei zum Willi rüber beugend. Dann führte die Ridi ihre Gedanken „Lasst uns in Ruhe überlegen“ weiter aus: „Mir sollten jetzt einen Plan für ein gezieltes Vorgehen machen. Punkt für Punkt, Schritt für Schritt, step by step. Bitte, Herr Magister Meier!“. Der Gemeindeberater und Projektbetreuer schaute ziemlich überrascht, ja richtig belämmert drein, als die Frau Abgeordnete so unverhofft das Wort an ihn richtete beziehungsweise ihn aufforderte, die Gemeinde zu beraten. „Also!“, meinte er dann mit einiger Verzögerung, „wir sollten jetzt – wie Sie, liebe Frau Abgeordnete, richtig gesagt haben – in aller Ruhe überlegen!“. Und er überlegte. Und der Johann, der Willi, der Bertl, der Toni und die Ridi blickten ihn gespannt an. Und warteten. „Eine Möglichkeit wäre, die Projekte zu stoppen“. Nicht nur der böse Blick des Johann, auch das Geschau der anderen ließen den Magister Meier rasch weiterfahren. „Nachdem wir das alle nicht wollen, sollten wir uns nach anderen Finanzierungsmöglichkeiten umsehen“. Und er sagte, dass er morgen, gleich nach dem Rückflug und obwohl Samstag und er eigentlich frei hätte, im Bürger- und Projektbüro vorbeischaun und nochmals alle Fördermöglichkeiten prüfen werde. Und dass er die Ansuchen an die EU trotzdem wegschicken werde. Und sich auch um Geldflüsse von Seiten des Bundes und des Landes – „vielleicht mit ihrer Unterstützung, Herr Bürgermeister!“ – bemühen werde. Und nachdem der Gemeindeberater und Projektbetreuer mitteilte, dass er diesen morgigen Tag nicht in Rechnung stellen werde, weil er sich als Mensch dem Dorf verpflichtet fühle – „und weil ich während unserer vier Tage in Brüssel ihnen näher kommen durfte und fast freundschaftliche Gefühle hege“ – erhellten sich die Gemüter der Dorfdelegierten. Selbst der Johann konnte sich der kameradschaftlichen Stimmung im bayrischen Bierlokal nicht entziehen und dämpfte seinen Groll gegenüber dem Meier. Schließlich fragte die Ridi, ob der Herr Magister Meier etwas dagegen hätte, wenn sie alle „du“ zu ihm sagen würden. Nachdem dieser nicht nur nichts dagegen hatte, sondern hocherfreut war über dieses Angebot der Abgeordneten, prostete man sich zu, sagte „Servus Karlheinz, ich bin die Ridi“ und genoss nicht nur einen schönen Nachmittag in der bayrischen Bierstube sondern auch noch eine äußerst erlebnisreiche letzte Nacht in der EU-Metropole Brüssel.

Das Grundstück neben dem Kirchplatz, mit Blick auf den Friedhof, war voll mit Menschen. Kaum einer der Dörfler ließ es sich nehmen, beim Spatenstich für das Seniorenzentrum dabei zu sein. Die Grundfläche des vorgesehenen Baues – „des Altenheimes“, wie es im Sprachgebrauch der Dörfler hieß – war mit rotweißen Bändern abgesteckt. Mitten drin eine vom Architektenbüro aufbaute Wand mit Plänen, Zeichnungen und Skizzen. Und hübschen Bildern, die lächelnde alte Menschen zeigten. Zahnlos vielfach, aber fröhlich und zufrieden. Der Gemeindediener hatte das Rednerpult aus dem Mehrzwecksaal hergeschleppt. Der Kirchenwirt Sepp hatte einen Stand mit vier Fass Bier aufgebaut und machte sich, ob der Masse von Menschen schon Sorgen, ob es wohl ausreichen werde. Die Frieda, die Frau vom Bertl, hatte für den entsprechenden Blumenschmuck gesorgt und als Tupfen auf dem i rund um das Rednerpult vier Töpfe mit Schwertlilien platziert. Und vor den rotweißen Bändern standen achtzehn Schauspieler der Theatergruppe und führten zur Eröffnung der Spatenstichfeier das vom Vizebürgermeister geschriebene festliche Stück für Sprechchor „Jugend-Alter-Tod“ auf. Tief berührend, wie die von der Hannelore ausgewählten besten Darsteller der Truppe in einfachen Worten die Geschichte des Werdens und Sterbens vom ersten Schrei bis zum letzten Röcheln darboten. Nach dem letzten Vers „Die Hände in der Hosentasche starb er dann und wurd zu Asche“, einem kurzen Moment der Betroffenheit und dem darauf folgenden Applaus der Dörfler, schritt der Vizebürgermeister zum Rednerpult und dankte den Besuchern aus nah und fern für ihr Kommen. Nachdem er nochmals den Herrn Bezirkshauptmann samt Gattin, den Herrn Architekt und den Herrn Prokurist sowie die anwesenden Vertreter der Presse begrüßte, hieß er einzeln die Exehrenobfrau der Landjugend und jetzige Leiterin der Theaterrunde, den Kassaprüfer und Gemeinderat Franz Kleinbauer sowie den Gemeindevorstand Bernhard und die fleißigen Projekthelfer Karl, Edi und Fritz willkommen. Da er taktisch von der Hannelore schon einiges gelernt hatte, begrüßte er sodann gesondert und besonders freundlich die Johanna, die Frau des Bürgermeisters und die drei Gattinnen der Alt- und Letztbürgermeister, „die wo heute noch in Brüssel und die mir morgen mit achtundzwanzig Millionen im Rucksack mit Pauken und Trompeten, mit Glanz und Glorie empfangen werden!“.

Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister lobte in seiner Eröffnungsrede einmal mehr den Einsatz der Dörfler für das Europaprojekt und betonte neuerlich seinen unermüdlichen und bedingungslosen Kampf für die Sache des Dorfes. Der Bezirkshauptmann hieß die Bemühungen der Gemeinde großartig und dankte dem Vizebürgermeister für seine vorbildliche Leistung. Der Architekt des Planungsbüros stellte

nochmals die Pläne vor und gratulierte dem Vizebürgermeister ebenfalls. Und der Prokurist der bauausführenden Firma versprach eine rasche Verwirklichung des Vorhabens und beglückwünschte das Dorf und die Dörfler zu solch einem Gemeindeoberhaupt. Die Jaqueline Meierhofer, die bereits erwähnte blockflötenspielende Tochter des August Meierhofer, bot das Ständchen „Das plätschernde Mühlrad“ dar. Nach diesem musikalischen Zwischenspiel bat der Vizebürgermeister zum Pressefoto. Dazu drückte er dem Bezirkshauptmann und seiner Gattin, dem Architekten und dem Prokuristen, der Hannelore, dem Karl, dem Franz, dem Edi, dem Fritz und dem Bernhard sowie der Johanna, der Frau des Bürgermeisters und den drei Gattinnen der Alt- und Letztbürgermeister je einen Spaten in die Hand und brachte die Gruppe nach Größe und Gewichtigkeit in Stellung, eh er sich selbst eine Schaufel schnappte und ins Zentrum des Geschehens stellte. „Ich darf jetzt die Herren der Presse bitten!“, sagte er. Der junge Hobbyredakteur des Lokalblattes nahm seine Kamera und legte los. „Lächeln!“, rief der Vizebürgermeister, „lächeln!“. Und auch der Gemeindediener, den der Vizebürgermeister diesbezüglich instruiert hatte, machte einige Fotos, während die fünfzehnköpfige Gruppe mit einem Grinsen, das jeder Synchronschwimmerinnen-Mannschaft zur Ehre gereicht hätte, die Spaten in die Erde drückte.

Das erste Fass Bier zapfte der Vorübergehend-Bürgermeister gemeinsam mit dem Bezirkshauptmann, dem Architekten und dem Prokuristen an. Auch davon machten der Gelegenheitsredakteur und der Gemeindediener ein Foto. Dann stieß man auf ein gutes Gelingen an. Und nach einem dreifachen „Glück auf!“ war das Fest offiziell eröffnet und der Kirchenwirt-Sepp schenkte den Dörflern Bier um Bier ein. Zuerst verabschiedete sich der Redakteur des Lokalblattes. Er müsse noch den Artikel verfassen, damit er in der morgigen Ausgabe erscheine. Der Vizebürgermeister drückte dem jungen Mann die Hand und meinte, dass es sein Schaden nicht sein werde, wenn der Artikel möglichst umfassend ausfalle und er, der Vizebürgermeister, in ihm, dem Artikel, entsprechend sichtbar sei und packte ihm für die Fahrt in die Bezirkshauptstadt zwei Wurstsemmel und zwei Stück Apfelkuchen ein. Bald nach dem Jungredakteur sagte auch der Herr Bezirkshauptmann „auf Wiedersehen und Gratulation und viel Glück für den weiteren Verlauf“. Der Vizebürgermeister küsste der Bezirkshauptmannsgattin die Hand und sprach seinen Dank fürs Kommen aus und dass es ihm eine Ehre gewesen sei. Auch der Architekt und der Prokurist verabschiedeten sich bald. Die Dörfler aber hatten an diesem Nachmittag und Abend noch jede Menge Spaß. Die Hannelore und ihre Theaterleute gaben noch zwei Zugaben und boten je eine Szene aus dem Wildschütz und der Dreigroschenoper. Darauf spielten der Emil und der Eugen auf

Harmonika und Gitarre auf. Der Weiß Herbert erzählte Witze. Und der Vizebürgermeister stellte sich zum Kirchenwirt-Sepp und drückte das von diesem abgezapfte Bier jedem vorbeikommenden Dörfler persönlich in die Hand. „Lass es dir gut schmecken und herzlichen Dank für deine Unterstützung!“. Und eroberte sich so Schritt für Schritt beziehungsweise Bier für Bier die bei der vorgestrigen Gemeinderatssitzung verloren gegangenen Sympathien zurück.

Am nächsten Tag, am Samstag, warf sich das Dorf in sein schönstes Gewand, um die Brüsseldelegation würdig zu empfangen. Die am Vortag aufgehängten Fahnen am Kirchplatz und die aufgestellten Tafeln an der Dorfeinfahrt ließ man hängen beziehungsweise stehen. Das Rednerpult und der Bierstand vom Kirchenwirt wurden nur einige Meter – vom künftigen Seniorenzentrum zum Dorfplatz – versetzt. Die Frieda, Bertls Frau, erneuerte den Blumenschmuck. Und die Kinder des Dorfes hatten mit den Eltern und Großeltern Plakate vorbereitet: „Willkommen daheim“, „Mir grüßen euch“, „Danke für die 28 Mille“. Der Bernhard weigerte sich ursprünglich – so wie vereinbart – zum Flughafen zu fahren. „Ich lass dich nicht allein in dieser Hektik der Vorbereitungen“, sagte er zur Hannelore. „Soll doch einer der anderen Gemeinderatsärsche die Bagasch transportieren!“. Aber die Hannelore – ein wenig überrascht über Bernhards deftige Wortwahl – redete ihm gut und lange zu und beruhigte ihn. Dass er nicht blöd sein soll, meinte sie. Dass die Informationen aus erster Hand sehr wichtig seien. Und dass er seine Position als allseits geschätzter Gemeinderat unbedingt nutzen soll. Schließlich setzte sich der Bernhard gegen zehn Uhr in seinen Kleintransporter und fuhr los.

Die Maschine in Brüssel startete pünktlich. Eben deswegen hatte die Dorfdelegation die größten Probleme, diese rechtzeitig zu erreichen. Denn der Willi, der erst beim Frühstück und nach ziemlich lauten Informationen von allen Seiten den heutigen Abreisetermin mitbekam, hatte jede Menge zu tun, in der kurzen Zeit seine beiden Koffer zu packen. Auch war es schwer, an diesem Brüsseler Regentag ein Taxi zu erwischen. Und weil der Bertl meinte, seiner Frieda unbedingt einen belgischen Feitel mitbringen zu müssen, wurden sie auch noch beim Sicherheitscheque entsprechend lang aufgehalten. „Also“, sagte der Johann, nachdem sie es dann doch noch geschafft hatten, in sicherer Höhe waren und die Sitzgurte öffnen durften, „kein Wort über die leeren Kilometer! Keine Silbe über die erfolglosen Versuche!“. Und der Karlheinz, der Herr Magister Meier ergänzte: „Unsere Taktik: Es war sehr schön! Wir hatten großen Erfolg! Die Gelder werden kommen!“. Auf die Frage des Bertls, was denn

sei, wenn der Kleinbauer oder der Vize den Schwindel überreißen, traf diesen nicht nur der böse Blick des Bürgermeisters, es traf ihn auch die Antwort der Ridi: „Sei nicht immer so pessimistisch und halt endlich die Pappe!“.

Der Bernhard grinste freundlich und winkte, als die sechsköpfige Dorfdelegation ihn entdeckte. „Und?“, fragte er, „wie war der Flug?“. „Schön!“, wurde ihm geantwortet. „Und was gibt es Neues im Dorf?“, wurde er gefragt. Und während der Bernhard dem Willi half, seine zwei Koffer zum Kleintransporter zu schaffen, erzählte er von der tollen Stimmung und der Freude, die im Dorf über die Rückkehr der Dorfoberen herrsche. Vor allem über die achtundzwanzig Mille, die sie mitbringen würden. Noch ehe der Bertl etwas sagen konnte, traf ihn der Ellenbogen des Johann. Weil mit dem Karlheinz, dem Gemeindeberater und Projektbetreuer, eine Person mehr im Kleintransporter saß als bei der Hinfahrt, war der Komfort bei der Rückfahrt nicht mehr ganz so groß. Trotzdem ließ es sich die Ridi nicht nehmen – nachdem der Bernhard erzählte, dass alles für einen großen Empfang vorbereitet und das ganze Dorf auf den Beinen sei – mit ins Dorf zu fahren und nicht bei ihrem schmucken Häuschen im Nachbardorf auszusteigen, wo sie bei der Hinfahrt eingestiegen war.

Als Bernhards Kleintransporter ins Dorf einfuhr, staunten die Brüsselreisenden nicht schlecht über die Tafeln „Willkommen im Wasserdorf“. Und man zeigte sich erstaunt und positiv überrascht von der mannigfaltigen Kreativität des Vizebürgermeisters, dem man zwar ein hübsches Gedicht, aber niemals diese Marketingqualitäten zugetraut hätte. Noch überraschter war man, als man am Dorfplatz die blauen Wasserfahnen und die vielen Dörfler sah, die sich zum Empfang eingefunden hatten. Als der Bernhard seinen Kleintransporter anhielt und die Türen geöffnet wurden, spielten der Emil und der Eugen das Dorflied und Hannelores Theaterleute rezitierten den chorischen Monolog „Zurück in der Heimat“. Der Vizebürgermeister begrüßte jeden einzelnen der Heimgekehrten mit einer Umarmung und die Ridi sogar mit einem Kuss auf die linke und die rechte Wange. Nachdem das Duo Emil und Eugen endete und die Theaterleute mit ihrem Vortrag fertig, traten die zwei größeren der vier Kraxner-Kinder vor die heimgekehrten Delegierten und sagten das Gedicht „Erfolgreiche Reise“ auf, das der einstige Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister mit ihnen einstudiert hatte: „Aus fernem Land kommt ihr nach Haus. Habt euch bemüht in Brüssel draus’. Darum Dank von denen, die hier wohnen, für die achtundzwanzig Millionen!“. Man war gerührt. Und applaudierte. „Dörflerinnen! Dörfler!“, sagte der heimgekehrte Bürgermeister. „Danke, dass mir so empfangen werden! Das hätten mir uns nie und nimmer



erwartet!“. Der Bertl setzte bereits zu einem „Ja, das stimmt!“ an, aber der Bürgermeister war schneller und fuhr fort. Und berichtete, dass die Brüssel-Reise sehr erfolgreich war und die erhofften Gelder bald kommen würden. Darum sei auch der Herr Magister Meier, unser Gemeindeberater und Projektbetreuer, heute mitgekommen, obwohl Samstag sei und er eigentlich seinen freien Tag habe, um gleich mit der Arbeit fortzufahren und die in den Europabüros begonnenen Aktivitäten zu vervollständigen. Der Karlheinz, der Herr Magister Meier, verstand den Hinweis, winkte kurz in den Applaus der Dörfler hinein, und ging dann rüber zum Gemeindeamt, in das Bürger- und Projektbüro. Und auch die Frau Abgeordnete sei mitgekommen, fuhr der Bürgermeister fort, obwohl nach ihr als Politikerin überall verlangt werde, weil ihr die Sache des Dorfes so wichtig. Und auch für die Ridi gab es Applaus, den sie mit einem „Danke! Danke, liebe Dörfler“ entgegennahm und für eine längere Rede nutzte, in der sie die vielen Wege im fernen Brüssel schilderte, die sie gegangen seien und die Mühen, die sie sich von der Früh bis in die späten Abendstunden angetan hätten. Und weil sie den genauen Wortlaut des Schreibens, das vor einigen Tagen im Namen des Bürgermeisters an die Dörfler ging, nicht kannte, wusste sie auch das Schmunzeln und Lächeln der Dörfler ob ihrer Worte nicht zu interpretieren und schaute etwas fraglos in die Runde. Und auch der Bertl wusste nicht, warum so viele der Dörfler ihn so genau fixierten. Und auch die Feststellung des einen und des anderen, dass man ja gar nichts sehe, wusste er nicht zu deuten. Die leichte Schwellung um sein Auge war nämlich längst zurückgegangen.

Überraschend viele der Dörfler trugen stolz eine Zeitung unterm Arm. In aller Früh schon war das Bezirksblatt zugestellt worden, in dem über eine ganze Seite vom Dorf und den Dorfprojekten, von den achtundzwanzig Millionen Förderungen und dem gestern erfolgten Spatenstich die Rede war. Und auf wenigsten drei Fotos lachte den Lesern der Vizebürgermeister entgegen. Als Redner und Politiker, als Spatenstecher, als Bieranzapfer. Es dauerte auch nicht lange, bis dieser und jener Dörfler dem Johann, dem Toni, dem Bertl, dem Willi, der Ridi ein Exemplar der Zeitung zusteckte. Voller Stolz, in der Meinung, den Brüsselreisenden damit angenehm zu überraschen. Schließlich war es schon ewig her, dass das Dorf in der Zeitung stand. Vor acht Jahren, als der Horvath, ein im 56er-Jahr zugewanderter Ungar, ob des aussichtslosen Schuldenstandes seinen Hof anzündete. Damals waren es zwei Spalten. Diesmal eine ganze Seite. Die Überraschung glückte. Aber anders, als die Dörfler es sich erhofften. Der Johann wurde kreidebleich, als er den Artikel las. Und statt im Kreise der Dörfler sein Bier zu trinken und die geglückte Heimkehr zu feiern, wies er seine Mitstreiter an, mit ihm ins Gemeindeamt zu kommen. Und dem Toni übertrug er die Aufgabe,

die restlichen Gemeinderäte der Fraktion aufzulesen und mitzubringen. „Mit Ausnahme des Vizebürgermeisters! Auf den können mir verzichten!“.

Der Magister Meier war überrascht, dass der Bürgermeister und seine Vorgänger so rasch nach ihm schon ins Gemeindeamt kamen und nicht länger den Brüssel-Erfolg am Dorfplatz feierten. „Jetzt haben mir den Scherben auf!“, sagte der Johann auf sein unverständliches Geschau und knallte ihm eine Ausgabe der Bezirkszeitung auf den Schreibtisch. Nach und nach trudelten die einzelnen Gemeinderäte ein. Manch einer, ob des Freibiers, auf recht wackeligen Beinen. Wer nicht kam, war der Bernhard. „Er will nicht“, sagte der Toni. „Verräter“, sagte der Johann. „Der Bernhard?“, fragte die Ridi. „Mit der Hannelore hat er Händchen gehalten! Mit dem Vize hat er sich prächtig unterhalten! Und mit dem Kleinbauer Franz hat er Bier gesoffen!“, berichtete der Toni. „Also doch Verräter!“, stellte der Johann fest. „Wer?“, fragte der Willi, dessen Hörgerät noch immer nicht funktionierte. „Vergiss es, Willi!“, sagte der Johann ziemlich laut und schickte ihn nach Hause, seine Koffer auszupacken.

Vom Johann gebeten, über die Geschehnisse der letzten vier Tage zu berichten, begannen die fünf verbliebenen Gemeinderäte der Regierungspartei zu erzählen. Ihnen zu folgen war nicht leicht. Der eine hatte – auch nüchtern – einen leichten Sprachfehler und war nur schwer zu verstehen. Beim anderen spielte ob der Begrüßungsfeierlichkeiten die Zunge nicht mehr so recht mit. Der dritte machte sowieso nie den Mund auf und hatte als Mandatar eigentlich nur die Aufgabe, auf Johanns Blick hin die Hand zu heben. Mit Hilfe der zwei Verbleibenden – zwar auch keine Redner, aber zumindest einiger Worte fähig – erfuhren die Brüsselreisenden in etwa die Vorgänge während ihrer Abwesenheit. Und reimten sich den Rest selbst zusammen. Als sie lauter wurden, die Dorfoberen, der Johann von einer ungeheuerlichen Schweinerei zu schreien begann, der Magister Meier von skandalösen Vorgängen redete und die Ridi meinte, dass sie sich den Vize vornehmen und öffentlich zur Sau machen werde, verstanden die fünf Gemeinderäte die Welt nicht mehr. Dass doch alles bestens laufe, meinten sie. Das Geld sei da, die Aufträge seien vergeben, mit der Bauerei habe man begonnen und heute stünde man sogar ganz groß in der Zeitung. Jetzt könne doch nichts mehr schief gehen. Und dass der Vize das Ganze so schlecht gar nicht gemacht habe. Bis auf die Gemeinderatssitzung, als er ihn, den nicht anwesenden Johann, abzusetzen versucht habe. Wofür er sich aber entschuldigt und was er wieder gut gemacht habe.

Den fünf Gemeinderäten wurde aufgetragen, wieder zur Dorffeiher anlässlich der Rückkehr der EU-Delegation zu gehen und sie, die Dorfoberen, dort würdig zu vertreten. Sie selbst hätten im Gemeindeamt noch einiges zu erledigen und würden später nachfolgen. Beim Verlassen des Bürger- und Projektbüros hatte es einen der fünf Gemeinderäte so unglücklich um, dass er die Espressomaschine vom Magister Meier mitriss, die mit einem Riesenklescher auf den Boden fiel. „Tschuldigung“, lallte der Umgefallene, während er wieder auf die Beine zu kommen suchte. Dann waren sie aber ziemlich schnell weg, die fünf Gemeinderäte.

„Jetzt können mir nur noch gute Miene zum bösen Spiel machen“, sagte der Johann. „Und versuchen, den Schaden so gering wie möglich zu halten“. Als der Bertl meinte, dass er ja gleich gesagt habe, dass die Reduktion auf die Schwertlilie das Vernünftigste wäre, musste sich der Johann ordentlich zurückhalten, um ihm nicht eine in die Fresse zu hauen. Ob es denn keine Rücklagen gäbe, fragte die Ridi. „Die Gemeindestraßen und Dorfwege, die könnten mir noch verkaufen“, meinte der Toni. „Und den Dorfbrunnen“, ergänzte der Bertl. „Blöde Idee!“, sagte der Johann. Schließlich einigte man sich darauf, sich das Wochenende nicht verderben zu lassen. Weil Samstag und Sonntag eh kein Büro geöffnet und kein Entscheidungsträger erreichbar, könne man ohnehin nichts tun. Man bat den Karlheinz, die Förderunterlagen für EU, Bund und Land bis Montag unterschriftsreif zu machen und entschloss sich, zum eigenen Empfangsfest rüber zum Dorfplatz zu gehen, um die Stimmung der Bevölkerung genauer zu erkunden.

Für die Dörfler war die Welt in Ordnung. Am Sonntag pilgerten sie in Scharen zur Messe. Noch immer war die geglückte Heimkehr der Dorfdelegation mit achtundzwanzig Millionen im Reisegepäck das zentrale Gesprächsthema. Und der wunderbare Zeitungsartikel, mit dem das Dorf in den höchsten Tönen gelobt wurde. Man war stolz auf den Bürgermeister, der sich in Brüssel so großartig schlug und man war stolz auf den Vizebürgermeister, der in der Heimat die Sache so wunderbar vorantrieb. Ja, selbst den Kleinbauer Franz, den Quertreiber und Rebellen, akzeptierte man in der Zwischenzeit, weil er mit seiner Mannschaft den Vizebürgermeister so aufopferungsvoll bei den Projekten unterstützte.

Als am Sonntag nacheinander der Johann, der Willi, der Bertl und der Toni am Kirchplatz auftauchten, waren sie ziemlich überrascht ob dem riesigen Stahlgitter, das da aufgebaut war. „Der Wasserfall“, sagten die Dörfler, als die vier da standen und schauten und rätselten. Und dass die Fundamente für die Teichüberdachung jetzt auch schon fertig und fest, erzählten sie.

Und wie zügig die Aushubarbeiten rund um die neue Bade- und Sportanlage laufen. Und dass ganz schön was weitergegangen und sie stolz auf das Dorf und den Bürgermeister seien. Der Johann lächelte. Und auch der Bertl und der Toni schauten übertrieben freundlich drein. Nur der Willi blickte dumpf vor sich hin. Nicht nur, weil ihm der Schock von gestern noch im Nacken saß, der ihn ereilte, als er die niedergerissene Mauer in seinem Lebensmittelgeschäft entdeckte. Auch weil er heute ohne Hörgerät durch die Gegend lief, nachdem das Ding seinen Geist offensichtlich völlig aufgegeben hatte.

Als der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister gemeinsam mit seinem Freund Karl am Kirchplatz auftauchte, meinte der Johann, dass der Pfarrer sicher schon warten werde und es Zeit für die Messe sei. Die Dörfler schauten ziemlich perplex. Noch nie hatten sie erlebt, dass der Bürgermeister dem Gottesdienst innerhalb der Kirchenmauern beiwohnte. „Ich denk, mir sollten wegen des großen Brüsselerfolges Dank sagen“, begegnete der Johann den ungläubigen Blicken. „Und darum beten, dass alles gut geht!“, ergänzte der Bertl. Und er wollte schon fortfahren, da traf ihn der böse Blick des Bürgermeisters. „Mir danken dem Herrn für die wunderbare Zukunft, die er uns bescheren wird!“. Mit diesen Worten forderte der Johann den Toni, den Bertl und den Willi auf, ihm zu folgen und gemeinsam schritten die vier durch das Hauptportal des Gotteshauses, aus dem der Eröffnungsgesang der Dorffrauen fiel. Und einige der männlichen Dörfler nahmen sich das Gesagte zu Herzen und folgten den vier.

So voll der Kirchplatz auch war: eine einzige Frau befand sich unter den vielen Männern, die Hannelore. Hand in Hand mit dem Bernhard stand sie neben dem Vizebürgermeister und dem Karl und den drei theaterspielenden Oppositionsführern Franz, Edi und Fritz. Weil der Bürgermeister und seine Vorgänger im Gespräch mit dem Herren in der Kirche, lauschte man draußen auf dem Kirchenvorplatz den Worten des Vizebürgermeisters und seiner Helfer. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister hatte auch am heutigen Sonntag eine Ausgabe der gestrigen Bezirkszeitung unterm Arm. Und zitierte aus dieser, nachdem der Karl so nebenbei bemerkte, dass in einem Dorf ganz schön was weitergehe, wenn die richtigen Leute am Ruder. „Bewundernswert, mit welcher Energie der ehemalige Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister des Ortes – siehe Bild nebenan – in den letzten Tagen das Dorf auf Vordermann brachte. Und Projekte startete, die man selbst in größeren Gemeinden selten nur findet!“. Obwohl die Anwesenden den Artikel beinah auswendig kannten, nickte man bewundernd mit den Köpfen und vernahm da und dort ein

„Super!“ und „Wahnsinn“. Und gar manchem Dörfler ging ob dieses Zeitungsberichtes der Gedanke durch den Kopf, ob der Vizebürgermeister nicht möglicherweise doch eine durchaus brauchbare Alternative zum Johann sein könnte.

Beim Kirchenwirt drängten sich – wie an jedem Sonntag nach der Messe – die Dörfler. Selbst die riesigen Erdhaufen neben der Eingangstür hielten keinen ab. Hüben wie drüben, im Schankraum wie im Saal waren die Tische alle besetzt. Der Johann und die anderen Brüsselfahrer fragten den Sepp, ob er einen Aussichtsberg errichten wolle oder was er sonst vorhabe, bei den gewaltigen Erdbewegungen. „Na, was wohl?!“, lachte der und meinte, dass jetzt, wo die achtundzwanzig Mille fix, und sicher auch für ihn einiges abfallen werde, er mit dem Bau eines römischen Wellness-Zentrums im Keller begonnen habe. Und während er nebenbei Bier und Wein und Saft abzapfte und einschenkte, erläuterte er dem Johann, dem Bertl, dem Toni und dem Willi, der allerdings nichts von seinen Ausführungen mitbekam und stumm an seinem Bier nippte, seine Pläne. Und sagte, dass er sich wenigstens eine Mille Unterstützung seitens der Gemeinde erhoffe. Nachdem der Johann, der Bertl und der Toni drei Mal schluckten und es einige Zeit dauerte, bis sie sich wieder unter Kontrolle hatten, meinte der Johann, dass er sich zwar bemühen werde, dass eine Million aber schon ein bisschen viel sei. „Ha!“, lachte der Kirchenwirt-Sepp sarkastisch. „Viel nennt ihr das?! Wo ihr den Theaterspinnern für ihren Scheiß Hunderttausend vor die Säue schmeißt!“. „Wie?“, fragte der Johann. „Was?“, staunte der Bertl. „Wer?“, wunderte sich der Toni. Und: „Ich versteh nix!“, sagte der Willi.

Sicherheitshalber hatte sich der Johann - als hätte er geahnt, was auf ihn zukommen wird - für den Montag nach Brüssel zu Außenarbeiten im ländlichen Raum einteilen lassen. Und der Toni konnte seiner Frau klar machen, dass er einen wichtigen Termin wahrnehmen müsse und dass deshalb sie die zwei Steigen Äpfel und sechs Flaschen Most ins Nachbardorf zu transportieren habe. So traf man sich in der Früh um neun im Gemeindeamt: der Magister Meier, der Johann, der Bertl und der Toni. Der Willi ließ sich entschuldigen: er müsse dringend in die Bezirksstadt, sein Hörgerät anschauen lassen. Der Karlheinz, der Gemeindeberater und Projektbetreuer hatte – wie versprochen – übers Wochenende fein säuberlich die Subventions- und Förderansuchen vorbereitet: Einen Stoß Blätter und Formulare für die verschiedensten Europa-Abteilungen. Einige Briefe an die unterschiedlichsten Ministerien des Bundes. Und ein paar Schreiben an diese und jene Stelle im Land. Nachdem man, ohne dass man begriff, was im Detail drinnen stand, die Papiere

überflogen hatte und selbst der Bertl – wahrlich kein Experte für derlei Dinge – „passt!“ sagte und „bestens!“ und „in Ordnung!“, unterzeichnete der Johann – ganz Bürgermeister: flüssig, in einem Zug, gekonnt eben – jedes einzelne Ansuchen.

Die Schreiben an die Landesabteilungen wurden gesondert besprochen. Hier versprach man sich auf Grund der Beziehungen am meisten. Gemeinsam bemühte man sich, die Stellung des Johann in der Regierung zu nutzen. Er soll sich doch freiwillig melden und auch den anderen Abteilungen des Landes, nicht nur seiner, die Jause besorgen, meinte der Bertl. Nachdem der Johann fragte, wie er sich das vorstelle und das Ganze als Schnapsidee abtat, meinte der Toni: „Apropos Schnaps! Ich stell dir gern ein paar Flascherln von meinem Apfelbrand zu Verfügung, gratis natürlich, die du bei den einzelnen Abteilungsleitern vorbeibringen kannst!“. „Gute Idee!“, meinte der Magister Meier. „Geht nicht!“, antwortete der Johann. „Schnaps im Dienst ist tabu! Und ich möchte als Bürgermeister und Landesbeamter nicht im Zusammenhang mit Bestechung in der Zeitung stehen!“. Das leuchtete ein. Bei der Stellung des Johann war das einfach zu riskant. Schließlich einigte man sich darauf, dass der Johann seine Position im Land derart nutzen soll, dass er den Gemeindeprospekt, den man heute noch gestalten wollte, in möglichst vielen Abteilungen liegen lässt, um so auf „das Image des Dorfes, den Stellenwert des Ortes“, wie das der Magister Meier nannte, hinzuweisen. „Das müssen wir einfach unterschwellig immer wieder rüberbringen. Und einen Prospekt mit unseren Projekten und Vorhaben brauchen wir sowieso. Damit graben wir dem Vize ordentlich das Wasser ab!“. Weil die Zeit drängte und der Postler erst am nächsten Morgen wieder ins Dorf kam, wurde der Gemeindediener gerufen und beauftragt, die fertigen Schriftstücke per Moped auf das Postamt in der Bezirksstadt zu führen. „Die zwei Mal dreißig Kilometer muss uns das einfach Wert sein!“.

Nachdem der erste Brocken erledigt und die Förderansuchen weg, machte man sich an den zweiten: den Kassasturz. Auch diesbezüglich hatte der Magister Meier alles vorbereitet. „Doch nicht so ungeschickt, der Bursche!“, dachte sich der Johann und langsam kehrte die Sympathie, die er Anfangs gegenüber dem Gemeindeberater und Projektbetreuer hegte, wieder zurück. Ziemlich schnell aber schlug dieser Ansatz von Zufriedenheit in blankes Entsetzen um: von den mehr als sechs Millionen Euro, die durch Verpfändung des Gemeindeeigentums und durch Schuldverschreibungen der Dörfler vor wenigen Monaten noch auf dem Konto waren, war ein Großteil bereits weg. Richtig schwindelig wurde dem Johann ob der Zahlen, die da vor ihm lagen. Auch wenn er kein großer Rechner war, so viel

konnte er ziemlich rasch erkennen: wenn nicht bald Förderzusagen eintreffen, dann ist die Gemeinde nicht nur hoffnungslos verschuldet, sie ist bankrott. Ratzeputz. Weil sich der Bertl und der Toni mit Zahlen noch schwerer taten als der Johann, dauerte es bei den beiden einige Zeit und etlicher Erklärungen des Karlheinz, bis sie das ganze Ausmaß des Dramas erkannten. „Aber wenn mir die sechs Millionen von der EU kriegen, dann passt doch wieder alles, oder?“, wollte der Bertl nach einigem hin und her, und nun doch schon etwas nervös, abschließend wissen. „Dann können mir die Schulden zahlen und Gemeindeamt und Mehrzweckhalle und Teichanlage und Hoffnungsgrundstück teilweise zurückkaufen! Und sonst nix!“, klärte ihn der Johann auf. Der Karlheinz holte den Apfelbrand – der Toni brachte regelmäßig ein Flascherl vorbei – und vier Gläser aus seinem Schreibtisch, schenkte ein und meinte: „Johann! Bertl! Toni! Machen wir uns jetzt nicht fertig. Ich bin felsenfest überzeugt davon, dass auf Grund unserer heutigen Ansuchen bald schon Fördergelder in die Gemeinde fließen werden!“. „Hoffentlich!“, sagte der Johann. „Hoffen mir’s!“, sagte der Toni. „Prost!“, sagte der Karlheinz.

Weil am Vormittag nach wie vor Sprechtag mit dem Dorfberater Magister Meier im Bürger- und Projektbüro der Gemeinde, tauchte an diesem Morgen hin und wieder auch einer der Dörfler auf. Der eine wollte einfach nur wissen, wie es denn in Brüssel so sei. Ein anderer wieder kam und fragte, ob die Ridi wirklich so viel verträge. Und natürlich kamen auch welche und wollten einen Teil der achtundzwanzig Mille, um ihre Häuser blau zu färbeln, um einen Springbrunnen im Garten zu errichten, um auf ihrem Grund einen Teich anzulegen. „Mir sollen Wasserzeichen setzen!“, habe es geheißen, sagten sie. Und dass es dafür Kohle gäbe. In der Aussendung sei das gestanden. Der Magister Meier vertröstete die Geldwerber und notierte die jeweiligen Wünsche. Ansonsten hielt er sich aber nicht lange mit den Besuchern auf. Nicht nur, weil viel zu tun war. Auch weil er ob der zerstörten Espresso-Maschine keinen Kaffee anzubieten hatte. Auch der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Freund, der Karl, schauten an diesem Vormittag – wie sie das vor den Brüsseltagen immer wieder getan hatten – im Projektbüro vorbei. Aber auch sie blieben nicht lange. Nicht nur wegen der kaputten Kaffeemaschine. Auch weil heute der Johann, der Bertl und der Toni ihre gewohnten Plätze einnahmen.

Weil für einen „optimalen und stimmigen Öffentlichkeitsauftritt“, so die Worte des Magister Meier, nicht das passende Bildmaterial da war, entschloss man sich kurzfristig zu Fotoaufnahmen an diesem Montagnachmittag. Und weil das Geld knapp, erklärte sich der

Karlheinz bereit, die Fotos mit seiner privaten Digitalkamera zu machen. „Das kostet uns nicht nur keinen Cent, das Ganze geht auch viel schneller“. Der Johann, der Bertl und der Toni waren erfreut ob so viel Selbstlosigkeit. Und ob der dadurch möglichen Einsparungen erhellten sich ihre Gemüter zusehends. „Wir brauchen starke, aussagekräftige Motive“, stellte der Karlheinz fest. „Und ich brauche euch, Menschen, starke Typen, Persönlichkeiten!“. Mit diesen Worten war die zuvor vorhandene Schwermut wegen der Finanzsituation völlig weg. „Ich als Fotomodell!“, sagte sich jeder der drei. Und: „Der Vize wird Augen machen!“, dachte sich der Johann. „Mir brauchen auch ein paar Frauen!“, legte der Bertl – wie öfters schon erwähnt, in Kulturfragen sehr beflissen – nach. „Super, Bertl, tolle Idee!“, meinte der Magister Meier. Und: „Weißt, Karlheinz, zu meiner Zeit als Leiter der Kulturgruppe hab ich auch fotografiert“ sagte der Bertl. Der Jetzt- und die beiden Letztbürgermeister beeilten sich nach Hause zu kommen, wuschen, kämmten, rasierten sich und zogen den besten Lodenrock über. Der Johann und der Bertl instruierten ihre Frauen dasselbe zu tun. Rasieren mussten sie sich natürlich nicht, das war klar. Die Gattin vom Toni war immer noch mit der Obst- und Mostzustellung beschäftigt und stand deshalb nicht zur Verfügung. Kaum eine halbe Stunde nachdem sie das Gemeindeamt verlassen hatten, waren sie wieder zurück: der Johann, der Bertl und der Toni. Kaum wieder zu erkennen. Und die Johanna und die Frieda, beide im Dirndl, strahlten über das ganze Gesicht.

Das Licht war bestens. Nicht zu grell, aber auch nicht zu dumpf. Die Trachtengruppe stand auf der Stiege zum Gemeindeamt, lächelte, und der Magister Meier stand in einigen Metern Entfernung und drückte auf den Knopf der Digitalkamera. Einmal standen die Frauen vor den Männern, dann vermengten sich Manderln und Weiberln, dann wieder wurde ein Foto nur mit dem Bürgermeister und seiner Johanna gemacht. Die Dörfler, die vorbei kamen, staunten nicht schlecht. Die meisten blieben stehen, beobachteten das Geschehen und gaben ihre Kommentare ab. „Den Rock ein bisserl höher, Johanna, damit man die Wadeln sieht!“. „Du bist zu lang, Toni. Duck dich ein wenger!“ „Lächeln, Frieda, lächeln!“ Vom Gemeindeamt zogen der Magister Meier und die drei Bürgermeister mit ihren Frauen zur Linde am Dorfplatz. Und mit ihnen zogen auch die gaffenden Dörfler. Und unterwegs wurden es noch mehr staunende Männer, Frauen und Kinder. Und während unter dem mächtigen Baum die nächsten Bilder gemacht wurden, vergrößerte sich die Zuschauergruppe weiter. Als man schließlich beim „Fotomotiv Bohrturm“ in den Saubacher Auen angelangt war, bestand die Dorfprozession aus fünfzig bis sechzig Personen. Aus kleinen wie großen, aus alten wie jungen Dörflern. Und weil der Johann kein Dummer war, machte er – nachdem man von der



Trachtengruppe genug Fotos hatte – die Dörfler zu Models. „Mir machen einen Dorfprospekt für die EU und alle anderen. Und dazu brauchen mir euch. Ich mach euch zu Stars!“. Und er begann die große Gruppe in Stellung zu bringen. Vorne die Kinder, dahinter die Frauen und hinter diesen die Männer. Und er stellte sich dazu. Und der Magister Meier fotografierte. Und dann holte der Johann auch noch die Arbeiter der Bohr-AG. Die jungen Burschen in ihren bloßen, braungebrannten Oberkörpern ließ er vor der Gruppe im Gras liegen. Es war ein riesiger Spaß. Und der Bürgermeister sagte: „Das wird ein Prospekt, wie man ihn noch nie gesehen hat!“. Und nur allzu gerne hätte er alle – die Männer, die Frauen, die Kinder, die Arbeiter der Bohr-AG – auf ein Bier beim Kirchenwirt eingeladen. Aber die prekäre Finanzsituation der Gemeinde, an die er in diesem Moment erinnert wurde, ließ ihn davon Abstand nehmen. Und so sagte er nur „Danke! Danke! Ich danke euch vielmals!“. Und langsam löste sich die Gruppe auf und man zog wieder dorfwärts. Und nur einige der jüngeren Frauen blieben draußen beim Bohrloch, bei den Arbeitern der Bohr-AG.

Im Bürger- und Projektbüro der Gemeinde setzte sich der Herr Magister Meier an den Computer, bestaunte die Fotos, die er zuvor geschossen hatte und begann unter dem Titel „Im Strom der Zeit: das Wasserdorf“ einen Gemeindeprospekt zu layouten. Und im Saal vom Kirchenwirt setzte sich die Bürgermeisteropposition vor der abendlichen Theaterprobe zusammen, um die weitere Vorgehensweise zu besprechen. Der Vizebürgermeister sprühte ob der letzten Aktivitäten und des vorgestrigen Zeitungsberichtes vor Optimismus. „Ich spüre, wie mir eine Welle der Sympathie entgegen schlägt!“. Und stolz erzählte er, dass sogar Anrufe aus der Nachbargemeinde eingegangen seien und ihm wildfremde Menschen gratuliert hätten. Karl, der Dorfopportunist und augenblickliche Busenfreund des Vizebürgermeisters, konnte dies nur bestätigen. „Selbst der Herr Pfarrer ist in der Zwischenzeit ein großer Fan von dir. Bei der gestrigen Beichte hat er mir gestanden, dass er sich riesig über den Wasserfall am Kirchplatz freue und dass ich dir seinen Dank aussprechen soll“. Der Franz und der Edi wechselten einen kurzen Blick. „Typisch Karl!“, dachten sie sich, „sogar bei Kirche und Pfarrer biedert er sich an!“. Nachdem die Hannelore vor übertriebener Begeisterung warnte und zu bescheidener Zurückhaltung und gezielten Schritten aufforderte, begann man Punkt für Punkt vorzugehen. „Punkt eins: Premierentermin!“, eröffnete die Hannelore nun offiziell die Arbeitssitzung. Und sie schlug den Samstag in vier Wochen vor. Ob der Sonntag nicht besser wäre, stellte der Karl in den Raum. An welche Beginnzeit sie gedacht habe, fragte der Franz. „Ja, sind mir denn überhaupt schon so weit!“, meldete sich schließlich der Vizebürgermeister zu Wort. Und er fragte, ob denn wirklich alle Schauspieler ihre Rollen aus

dem effeff beherrschen würden. Und dass er doch noch gerne einen Epilog schreiben täte, der das Stück enorm aufwerten würde, zu dem er aber bisher wegen der zahlreichen politischen Verpflichtungen noch nicht gekommen sei. Dass die Truppe ganz ausgezeichnet drauf und der Termin garantiert haltbar, antwortete die Hannelore. „Und wenn du den Epilog diesmal nicht schaffst, dann für das nächste Mal: zur Eröffnung unseres Schauspielhauses!“. Dem Vizebürgermeister schien dieser Vorschlag so schlecht nicht zu gefallen. Jedenfalls lächelte er und meinte „Gute Idee!“. Und allen anderen fiel ein Stein vom Herzen, dass sie von der Qual eines Volksschullehrer-Nachspiels verschont blieben.

Nachdem der Premierentermin fixiert war, ging es darum, die Werbung für das Stück vorzubereiten. Weil der Vize – wie versprochen – die Hunderttausend bereits anweisen hat lassen und es folglich nicht an finanziellen Mitteln mangelte, entschloss man sich zum Druck eines großformatigen Plakates und eines umfangreichen vierfärbigen Programmheftes. Der Vizebürgermeister erklärte sich – ohne dass er darum gebeten wurde – bereit, dafür die Texte zu verfassen. „Halbe-Halbe!“, sagte der Edi. „Wir von der Oppositionspartei wollen schließlich auch zu Wort kommen!“. Man hatte nämlich vor, das Programmheft die Tage vor der Premiere in jedes Haus des Dorfes zu bringen. Um so beste Werbung für das Stück und einen Wechsel an der Spitze der Gemeinde zu machen. „Das musst verstehen, Vize. Diese Schanze können mir uns einfach nicht entgehen lassen“, meinte der Franz fast entschuldigend. Und nachdem die Hannelore mit einem „das geht ja wohl in Ordnung, oder!“ den frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister recht resolut anblickte, willigte dieser ein, meinte aber, dass er das Recht haben müsse, die Texte des Edis im Sinne von Rechtschreibfehlern und scharfen und normalen s kontrollieren zu dürfen.

Kurz vor sieben trudelten nach und nach die Schauspieler ein. Die einen schlüpfen gleich in ihre Kostüme, andere schminkten sich, wieder andere genehmigten sich vor der Probe noch ein Bier. Man stand in Gruppen beisammen oder einzeln, murmelte Texte vor sich her, wärmte sich auf und schwärmte zwischendurch noch immer vom gelungenen Spatenstich und dem wunderbaren Artikel in der Bezirkszeitung. Als die Truppe komplett war, verkündete die Hannelore laut und deutlich den Premierentermin: „am Samstag in vier Wochen!“. Die Kraxner Mitzi hätte es beinahe wieder fast umgehauen. Aber ahnend, dass dies passieren könnte, hatte sich der Franz hinter sie gestellt und sie rechtzeitig aufgefangen. „In gut einem Monat!“, staunten die einen, „in etwas mehr als dreißig Tagen“, errechneten die anderen. „Jetzt heißt es: proben, proben, proben!“, sagte die Hannelore. Und sie ging zu ihrem

Regiestuhl, klatschte in die Hände und rief: „Erster Akt, erste Szene!“. Und bis kurz vor Mitternacht wurde das gesamte Stück – mit kurzen Unterbrechungen und knappen Anweisungen der Hannelore – durchgespielt.

Die Rechnungen und Honorarnoten, die in der Gemeinde einflatterten, wurden immer mehr, die Gelder auf dem Dorfkonto immer weniger und die Nervosität des Johann größer und größer. Kaum ein Abend, an dem er von seinen Landesregierungsgeschäften heim ins Dorf zu seiner Bürgermeistertätigkeit kehrte, an dem nicht ein Brief mit Erlagschein und der Bitte um Überweisung auf seinem Schreibtisch lag. Die Bohr-AG wollte Monat für Monat ihr Geld, obwohl noch nicht ein Tropfen heißes Wasser aus den Saubacher Auen sprudelte. Das Beratungs- und Consulting-Büro Müller, Müller & Sohn forderte regelmäßig den für den Projektbetreuer vereinbarten Betrag, obwohl noch kein einziger Cent an Fördergeld in die Gemeinde floss. Die Architekten- und Planungsbüros verlangten Unsummen. Die vom Vize - „dem Arsch“, wie der Johann seinen Parteikollegen in diesen Tagen immer öfter nannte - während seines Brüsselaufenthaltes beauftragten Baufirmen, die bei den Teichen mit der Überdachung und daneben mit der Badeanlage, oberhalb des Friedhofs mit dem Seniorenzentrum und am Kirchplatz mit dem Wasserfall zu werken begannen, stellten regelmäßig ihre Leistungen in Rechnung. Eine Honorarnote für die Planung eines Schauspielhauses trudelte ebenso ein wie ein erster Kostenvoranschlag für dieses. Und die Kosten für die Ausstattung des Bürger- und Projektbüros samt Internet-Anschluss, EDV-Ausstattung und Espressomaschine waren noch gar nicht beglichen, kam auch schon die Rechnung für die Neuanschaffung eines Kaffeeautomaten, nachdem der alte ja in Brüche gegangen war.

Neben den Zahlungsaufforderungen kam immer wieder auch mal ein Schreiben aus Brüssel. Oder aus der Bundeshauptstadt. „Wir haben ihr Schreiben erhalten. Und wir werden ihr Ansuchen eingehend prüfen. Und wir werden ihnen dann umgehend Bescheid geben“, hieß es da. Aber sehr oft – über den Daumen gerechnet: mehrheitlich – stand da geschrieben: „müssen ihnen leider mitteilen, dass für obangeführtes Vorhaben keine zusätzlichen Fördergelder vorgesehen und wir ihrem Ansuchen deshalb nicht entsprechen können“. Gott sei Dank funktionierte das Hörgerät vom Willi wieder. So hatte der Johann wenigstens einen, mit dem er sich vernünftig unterhalten konnte. Der Willi – mit seiner jahrzehntelangen Erfahrung als Politiker und Altbürgermeister – war in seiner sachlichen, besonnenen Art ein richtiger Ruhepol in der Hektik dieser Tage. „Lass dich nicht narrisch machen, Johann!“,

sagte er denn auch öfters. „Jetzt müssen mir einfach einen kühlen Kopf bewahren!“. Und nicht selten, dass die beiden bis spät in die Nacht hinein in der Gemeindestube saßen und überlegten, wie der Pleitegeier, der überm Dorf kreiste, vertrieben werden könnte.

Ein Teil des Dorfes, der eher konservative, war damit beschäftigt, einen Prospekt – „einen Folder“, wie das der Magister Meier nannte – zu gestalten. Und der andere Teil des Dorfes, der mehr progressive, war dabei, ein Programmheft – „eine Theaterbroschüre“, wie die Hannelore sagte – zu entwerfen. Wobei in der Art der Vorgehensweise, in der Nutzung der Gestaltungsmittel, eher die Konservativen progressiv vorgingen, während die Progressiven recht konservativ werkten. Denn während der Gemeindeberater und Projektbetreuer mit seinem Team aus Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeistern mit Computer und Scanner und Farbdrucker arbeitete, verfassten der Vizebürgermeister und der Edi ihre Texte noch handschriftlich, tippte der Bernhard diese in die Schreibmaschine und gestaltete man mit Schere und Kleber und Abreibbuchstaben. Wobei hier keinesfalls eine Wertung der beiden Methoden vorgenommen werden soll. Denn sicherlich hat jede ihre Vor- und Nachteile. Schimpfte etwa im Bürgerbüro der Bertl über die Druckereigiftstoffe und der Willi über die schädlichen Strahlungen der Hochtechnologie, der er die Störung seines Hörgerätes zuschrieb, so schnitt sich in der Küche vom Franz die Hannelore beim Passepartoutschneiden den halben Mittelfinger von der Hand und trank die Kleinste von der Kraxner Mitzi irrtümlich ein Fläschchen Tinte aus. Trotzdem entstanden hie wie da durchaus ansehnliche, hübsche Produkte.

In der Bürgermeistergruppe entschied man sich – nach langen und reiflichen Überlegungen und nachdem der Magister Meier wenigstens zehn Skizzen vorgelegt hatte – für ein Titelfoto, das den Johann und die Johanna, also Bürgermeister samt Gattin, vor dem Transparent ‚DAS SCHÖNSTE DORF IM LÄNDLICHEN RAUM‘ zeigte. Er im Trachtenanzug, sie im Dirndl, beide fröhlich lächelnd und voller Stolz auf das schönste Dorf weisend. Im Hintergrund konnte man sogar noch einen Teil des Kirchturmes erkennen. „Sehr sympathisch und ansprechend“, meinte der Willi. „Absolut stimmig. Und durchaus imagefördernd!“, ergänzte der Magister Meier. Ob zwei Personen nicht ein bisschen wenig seien, wo es doch ein Dorfprospekt werden soll, fragte der Bertl. Und fügte hinzu, dass ihm das Foto auf der Stiege vor dem Gemeindeamt mit ihnen allen – „bis auf dich, Willi, du hast damals grad dein Hörgerät reparieren lassen“ – wesentlich besser gefallen tät. Auch der Toni war nicht ganz glücklich über die Wahl. „Das, wo mir vor der Tafel ‚Wasserdorf‘ stehen, das wär doch was.

Oder mir alle unterm Apfelbaum. Weil trotz Wasser sollten mir den Apfel nicht vergessen. Auch er ist eine Schanze für unser Dorf!“. Schließlich entschied man sich – in geheimer Wahl mit drei zu zwei Stimmen – für das besagte Johann-und-Johanna-Foto. Der Bürgermeister bedankte sich beim Willi und beim Gemeindeberater für das Vertrauen, warf dem Bertl und dem Toni kurz einen bösen Blick hin und sagte: „OK. Kommen mir zur Seite zwo!“. Und wieder diskutierte man über den Punkt hier und den Beistrich da, über dies und jenes Foto, über Texte, Absätze, Schriftgrößen. Und so dauerte es einige Wochen, bis man den vierundzwanzigseitigen Prospekt bis ins kleinste Detail durchgeackert hatte. Und der Magister Meier musste fast täglich umgestalten, umstellen, umgruppieren und neue Ausdrücke herstellen und zur Begutachtung vorlegen.

Nicht ganz so harmonisch wie in der Bürgermeistermannschaft verlief der gestalterische Kreativprozess der Theater- und Rebellentruppe. Ob man sich beim Franz in der Küche oder beim Kirchenwirt im Schankraum zusammensetzte: der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister wollte einfach alles selbst machen und das Programmheft im Alleingang durchziehen. Zu jedem Treffen kam er mit einem Stoß Papier und trug seine handgeschriebenen Texte der versammelten Mannschaft vor. Das dauerte. Auch weil er viel in Reimform verfasst hatte und er die Präsentation seiner Aufzeichnungen zum Rezitationsabend machte. „Fehlt nur noch der Emil, der das Ganze auf seiner Harmonika begleitet!“, meinte der Edi, als der Vize wieder einmal einfach nicht enden wollte. Der Edi selbst – als zweiter Autor des Programmheftes – hatte zumeist auch Texte mit. Auch handgeschrieben. Aber wesentlich weniger. Und kürzer. Und lange nicht so poetisch. Wenngleich sein „Brüder, zur Sonne, zur Freizeit. Brüder, zu Licht und Kultur!“ so unromantisch nicht war. Zwischen seine Beiträge über „soziokulturelle Anforderungen der Zukunft“ und „Arbeiterkultur versus Kultur der Arbeiter“ – beide der letzten Gewerkschaftszeitung entnommen – ließ er immer wieder Zitate bekannter Persönlichkeiten und markante Sprüche der 68er-Bewegung einfließen. „Liebe statt Krieg“ und „Gänseblümchen statt Schwertlilien“ hatte er ebenso auf seinen Zetteln stehen wie „Ich bin ein Dörfler“ oder „Ich hatte einen Traum“. Zwischen dem Vizebürgermeister und dem Edi entwickelte sich eine richtige Rivalität des Schreibens, die sich öfters mal verselbständigte. „Mir sollten mehr das Theater-, das Stückspezifische betonen und hervorkehren“, meinte deshalb auch der Bernhard. „Richtig, Bernhard. Und trotzdem sollten wir auf das Aktuelle nicht vergessen“, ergänzte die Hannelore. „Denn Theater ist immer ein Prozess, der wo mit der Wirklichkeit, mit dem Alltag zu tun hat!“. Und sie zitierte dabei aus dem „Kleinen

Organon“, wie sie das Büchlein nannte, das sie vor sich liegen hatte und das ein gewisser Brecht geschrieben haben soll. Weil der Karl, der Opportunist und Busenfreund des Vizebürgermeisters vom Theater – im klassischen Sinn – wenig nur verstand und der Fritz, der schweigsame Vertreter der Dorfoption, auch zu diesem Thema wenig zu sagen hatte, schwiegen die beiden. Dafür meldete sich der Franz zu Wort: „Gehen mir es an!“, sagte er bestimmt. Und bestimmte gleich auch den Weg, der zu gehen war. „Der Vize schreibt das Künstlerische, das Theatralische, das Poetische. Und der Edi schreibt das Politische. Fertig!“. Nachdem man dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister zugestand, dass in seine Poesie durchaus auch der eine und andere politische Satz einfließen dürfe und man dem Edi zusicherte, dass seine agitatorischen Ansätze auch poetische Züge aufweisen dürfen, begann man mit der Arbeit: Grundkonzeption, Rohlayout, Seitenfestlegung. Und Fixierung der einzelnen Umsetzungsschritte.

In den Saubacher Auen wurde gebohrt. Unermüdlich. Die jungen Arbeiter legten sich ordentlich ins Zeug und gaben, was sie geben konnten. Aber ohne Erfolg. Und weil die Arbeit ziemlich Kraft raubend, waren bald auch einige der jungen Dörflerinnen enttäuscht, weil sie nicht bekamen, was sie sich erhofften. Zum Glück waren aber andere da. Rund um die Teiche füllten kräftige Burschen Zement in die Fundamente und begannen Masten und Verstrebungen für die Überdachung aufzustellen. In der künftigen Bade- und Freizeitwelt drehten die Baggerfahrer ihre Runden und gruben sich drei, vier Meter tief in die Erde. Und im Bereich des geplanten Seniorenzentrums begannen an die zwanzig Mann aus aller Herren Länder mit dem Bau. Es war ganz schön was los im Dorf, in dem sich die Jahrzehnte davor – vor Johans Zeit, also in der Ära Willi, Bertl und Toni – so gut wie nichts tat. Beim Kirchenwirt war in der Mittagszeit der Schankraum getreten voll. Der Sepp, der Chef, der bisher das Servieren spielend alleine erledigte, musste zwei neue Kräfte einstellen: eine junge Kellnerin an seiner Seite und einen nicht weniger jungen Kochgehilfen in der Küche, an der Seite der Lore, seiner Frau. Und die Arbeiten im Keller, die Errichtung der römischen Thermenwelt, musste er auf die zwei, drei ruhigen Nachmittagsstunden reduzieren. Ähnlich wie beim Kirchenwirt war auch im Lebensmittelladen vom Willi, dem Altbürgermeister, und seinem Sohn, dem Hobbymusiker, ein deutliches Ansteigen der Geschäftstätigkeit zu verspüren. Der Bierwagen aus der Bezirksstadt, der zuvor alle vierzehn Tage einmal ins Dorf kam, musste jetzt zweimal wöchentlich kommen. Und nachdem der Bedarf immer größer wurde und die Nachfrage immer öfters kam, führte der Willi – wogegen er sich anfangs aus religiösen Gründen gewehrt hatte – jetzt auch Kondome in seinem Sortiment. Die Bodenplatte

hinter der niedergerissenen Wand war bereits betoniert, die Anschlüsse für die Thermalwasserabfüllungsanlage schon montiert. Weil aber die Förderzusagen an die Gemeinde noch nicht fix – und damit auch jene des Johannis an den Willi nicht – wurde mit der Anschaffung der Maschinen und Geräte noch abgewartet und die Fläche derweil an einen Glücksspielbetreiber aus der Bezirksstadt vermietet, der seine Apparate aufstellte.

Der Bertl, der Vorletztbürgermeister und große Initiator des dörflichen Blumenschmuckwettbewerbes, saß während dieser Tage, in denen die Arbeitsbesprechungen und Bürgerversammlungen immer weniger wurden, zwangsläufig öfters mal mit seiner Frau, der Frieda, beisammen und weinte längst vergangenen Tagen nach. „Wie viel Blumenzwiebeln mir mit den Millionen kaufen hätten können!“, jammerte er. Und meinte, dass „mir jetzt, wo doch grad Blütenzeit ist, längst das Schwertliliendorf Europas wären!“. Und immer wieder klagte er: „Na, na, na, dass mir uns diese Schanze entgehen lassen haben, furchtbar. So eine Schanze bekommen mir so schnell nicht wieder. Zu meiner Zeit als Bürgermeister hätte es das nicht gegeben!“. Und seine Frau, die Frieda, musste all ihre Kräfte aufbieten, ihn zu trösten und zu beruhigen. „Reg dir nicht auf, Bertl. Mir werden schon noch beweisen, was mit Blumenschmuck alles zu machen ist. Wirst sehen!“. Und gemeinsam entwickelten sie Ideen, wie man die zwar kurzen und erfolglosen, dafür aber umso blühenderen Jahre der Bertl-Bürgermeister-Zeit zu neuem Leben erwecken könnte. Und immer wieder schwärmte der Bertl seiner Frieda von der Frau Doktor Klein aus Brüssel vor, dieser resoluten Person, die alles fest im Griff habe und deren Anweisungen klar, deutlich, unmissverständlich. „So eine täten mir brauchen im Dorf. Dann tät alles ganz anders laufen. Und mir hätten eindeutige Strukturen. Und wären längst schon das schönste Dorf Europas!“.

Ähnlich die Gedanken und Überlegungen am Hofe vom Toni, dem Letztbürgermeister. Wenngleich die Begriffe Miteinander, Zusammengehörigkeit, Vertrauen – das Wort „Solidarität“ wurde in seiner Bewegung gehasst wie der Teufel das Weihwasser – ihm, dem Toni, seit seinen Kindheitsjahren bei der Landjugend selbstverständlich und längst in Fleisch und Blut übergegangen waren, begann er seit den Brüssel-Tagen an eben diesen Begriffen zu zweifeln. Seit sich die Ridi im Zentrum Europas offensichtlich verplappert hatte und die Andeutung machte, dass sie an seinem Sturz als Bürgermeister, an seiner Ablösung durch den Johann beteiligt, brodelte es in ihm. Gerne hätte er damals – nicht ganz fünfzig Jahre alt – noch ein paar Jährchen als Gemeindeoberhaupt weitergewirkt. Und eigentlich war er überrascht, dass ihm die Ortsorganisation unter Vorsitz vom Willi, dem Altbürgermeister, klar

machte, dass er als Obstbauer ein viel beschäftigter Mann sei, der jede Menge zu tun habe. Und dass es vernünftiger wäre, einen Jungen ganz vorne ins Rennen zu schicken. Und dass er, der Toni, als Obmann des örtlichen Bauernbundes, zu dem man ihn machen wolle, ja eine strategisch viel wichtigere Position einnehmen würde. „Wennst ihr meinst!“, hatte der Toni damals nur gesagt. Und seiner Ablöse ohne große Proteste zugestimmt. Auch weil man ihm ein großes Fest anlässlich seines 50ers versprach. Dass das Ganze damals ein offensichtlich abgekartetes politisches Spiel war, wäre dem Toni ob seiner Gutgläubigkeit und seiner nicht gerade ausgeprägten Intelligenz niemals in den Sinn gekommen. Erst in Brüssel schrillten bei ihm die Alarmglocken. Und hörten seither nicht mehr auf zu läuten. Vor allem dass die Ridi, die von ihm bisher stets geschätzte Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, für deren Wahl er im Dorf von Haus zu Haus zog und Stimmung machte, die Hand für seine Abwahl im Spiel hatte, ärgerte ihn maßlos. Vor allem nagte das Ganze an seinem Selbstvertrauen, an seinem Selbstwertgefühl. „War ich denn kein guter Bürgermeister?“, fragte er sich immer wieder. Und: „Was der Johann zusammen bringt, das hätt ich auch zusammen gebracht!“, sagte er sich öfters. Und immer öfters ließ er in Gesprächen mit dem einen und anderen Dörfler eine nicht gerade positive Bemerkung über den Jetztbürgermeister fallen. Weil er aber – trotz seiner nicht gerade ausgeprägten Intelligenz – eine gewisse, über Jahrzehnte antrainierte Bauernschlauheit besaß, fügte er diesen Bemerkungen vielfach den Beisatz zu, dass das Ganze halt ein bisschen viel, was da im Dorf momentan laufe und dass der Johann ein klein wenig überfordert und dass ihm die Erfahrung fehle.

In Sachen „Heißwasserförderung“ tat sich eben so wenig wie in Sachen „Förderzusagen“ seitens EU, Bund und Land. Wohl machten der Johann, der Jetztbürgermeister und der Willi, der Altbürgermeister, nach wie vor gute Miene zum bösen Spiel und grinsten durch das Dorf und redeten weiterhin von den großen Schanzen, die ihr Ort habe. Trotzdem spürte man bei dem einen und anderen der Dörfler, dass die anfängliche Euphorie punkto „schönstes Dorf im ländlichen Raum“ deutlich abflaute. Zwar wurde rundum gebaggert und gebuddelt. Aber die ausgehobenen Löcher und die riesigen Erdhaufen sorgten nicht wirklich für Aufbruchstimmung. Im Gegenteil: Die örtliche Jagdgemeinschaft beklagte den Lärm der Maschinen, der das Wild vertreiben würd. Einige Mitglieder von Bertls Blumenschmuck- und Dorfverschönerungsverein regten sich über die stark verschmutzten Straßen und Wege auf. Und der Höllhuber, ein Alternativer und Umweltschützer mit Bart und schulterlangem, zu einem Pferdeschwanz zusammengebundenen Haar, der am Saubach in einer alten, halbverfallenen Mühle hauste, startete eine Unterschriftenaktion, mit der er auf die Bedrohung



der Grauen Wildbachkröte durch die rege Bautätigkeit verwies. Wenngleich sich auf Höllhubers Unterschriftenliste nur wenige Dörfler verewigten – „möglich, dass er recht hat, aber vor er sich nicht wäscht, rasiert und die Haare schneidet, kommt mir der Spinner nicht ins Haus!“ – spürte der Johann, dass er etwas tun musste, wenn die Stimmung nicht vollends umkippen sollte. So kam die Fertigstellung des Dorfprospektes gerade rechtzeitig. Und weil die letzte Bürgerversammlung noch vor der Brüssel-Reise lag, berief er eine ebensolche ein, um die Dörfler über den Stand der Dinge zu informieren und um ihnen die wunderschöne Broschüre über „unsere Gemeinde – unser Wasserdorf“ in die Hand zu drücken.

„Auf zu neuen Ufern!“, hieß es in der Einladung zur Bürgerversammlung. Und darunter, größer, fetter: „Das Wasserdorf im Fluss der Zeit!“. Und dass sie alle kommen sollen, die Dörfler, stand da geschrieben. Weil es viel zu erzählen und für jeden Dörfler eine bunte Überraschung gäbe. So kam sie denn auch recht zahlreich, die Dorfbevölkerung. Und wartete in der Mehrzweckhalle gespannt auf das Kommende. Ob der Johann, der Bürgermeister, alleine reden oder ob er auch den Vizebürgermeister zu Wort kommen lassen werde, fragten sich die paar wenigen, die von den Spannungen zwischen den beiden wussten. Was denn das für eine Überraschung sein könnte, fragten sich die vielen anderen, die noch nicht mitbekommen hatten, dass der Johann und sein Vize sich schwer miteinander taten. In der ersten Reihe der Halle saßen – wie immer – die Dorfoberen. In der rechten Saalhälfte, also links vom Rednerpult, die Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeister samt Gattinnen, der Gemeindeberater Magister Meier und der Landesbedienstete Armin Auinger mit seiner Ehefrau, ein Amtskollege vom Johann. In der anderen Saalhälfte, rechts vom Rednerpult, der Vizebürgermeister, die Hannelore mit dem Bernhard, der Franz, der Edi und der Fritz sowie der Karl, der Dorfopportunist und Busenfreund des Vize. Die Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, die auch eingeladen war, ließ sich entschuldigen. Dass sie an diesem Abend bereits eine Sitzung habe, hatte sie ausrichten lassen. „Bei welchem Wirt?!“, lachte der Magister Meier, als der Johann ihm das mitteilte. Der böse Blick des Bürgermeisters machte dem Gemeindeberater klar, dass er etwas Falsches gesagt hatte und ließ ihn rasch verstummen. Der Armin Auinger, Johanns Amtskollege, war in der Landesregierung im Keller tätig. Im Archiv. Zuständig für das Verwalten und Lagern der Papiere, Blätter, Protokolle, die der Johann von einem Büro ins andere und wieder zurück transportierte. Und die er irgendwann in den Keller zum Armin, der ihm in der Zwischenzeit zum Freund wurde, brachte. Obwohl der Armin in der Hierarchie, also vom Gehaltsschema her, eine Stufe über dem Johann stand, half er diesem immer wieder mal bei der Suche nach dem einen und

anderen EU-Schriftstück, nach Europa-Verordnungen und Förderrichtlinien. Der Armin war nämlich ein Kenner der Materie. Deshalb lud ihn der Johann, nachdem die Ridi abgesagt hatte, als Experte zur Bürgerversammlung ein. Mit der Bitte, ein paar Worte über die Landesregierung und das Archiv sowie das neue Europa und seine Verordnungen zu berichten.

„Dörflerinnen und Dörfler!“, begann der Bürgermeister seine Rede. Auf die große kulturelle Einstimmung, wie sie sonst bei Bürgerversammlungen und Gemeindeabenden üblich war, wurde diesmal verzichtet. Der Emil und der Eugen, die beiden Dorfmusikanten, hatten bereits für einen Auftritt beim Sparverein „Frohsinn“ im Nachbarort zugesagt und standen deshalb nicht zur Verfügung. Der Tanzkreis der Landjugend hatte sich in der Zwischenzeit, nach dem Abgang der Hannelore, aufgelöst. Dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister wollte man freiwillig keine Bühne für seine poetischen Ergüsse bieten. Und der Meierhofer August, der Vater der kleinen, blockflötenspielenden Jaqueline Meierhofer, wollte für den Auftritt seiner Tochter endlich einmal Bares, worauf man, ob der prekären Finanzsituation der Gemeinde, auch darauf verzichtete. „Macht nichts!“, meinte der Gemeindeberater und Projektbetreuer Magister Meier. „Eh viel vernünftiger, wir konzentrieren uns auf das Wesentliche!“. Und so bereitete er eine – „meiner Meinung nach wirklich großartige!“ – Power-Point-Präsentation auf, in die er all die für den Gemeindeprospekt gemachten Fotos einfließen ließ.

„Dörflerinnen und Dörfler!“, wiederholte der Bürgermeister. Ohne Tonanlage – auch auf die wurde aus finanziellen Gründen verzichtet – war es für den Johann, trotz seiner beim Rhetorikseminar gemachten Erfahrungen, nicht einfach, sich Gehör zu verschaffen.

„Dörflerinnen und Dörfler!“, begann er also noch einmal. „Mir sind hier und heute zusammen gekommen, um euch über den Stand der Dinge zu informieren“. Und er berichtete, dass die Arbeiten alle zügig vorangingen: Die Bohrungen in den Saubacher Auen. Die Bade- und Freizeitwelt. Der Bau des Seniorenwohnheimes. Die Wasserzeichen im Dorfzentrum. „Mir sind auf gutem Wege!“, sagte er. Und dass der Willi – „vorbildlich, danke lieber Altbürgermeister!“ – schon alles für die Thermalwasserabfüllungsanlage vorbereitet habe. Und der Kirchenwirt-Sepp mit großem Einsatz eine wunderbare Idee verfolge. Und dass er stolz auf das Dorf und die Dörfler sei. Und dass sie – „gemeinsam, miteinander!“ – alles schaffen werden, was man nur schaffen kann. Von den fehlenden Förderzusagen sprach er logischerweise ebenso wenig wie von dem stetig schrumpfenden Konto, auf dem die

aufgenommenen Gemeindedarlehen und die Vorschusszahlungen, die finanziellen Projektbeteiligungen der Dörfler zwischengelagert waren. Dafür kündigte er – nicht ohne Stolz – den Ehrengast des Tages an. „Es freut mich ganz besonders, Ihnen, liebe Dörflerinnen und Dörfler, den Fachreferenten für unseren heutigen Dorfabend vorstellen zu dürfen. Ein Experte auf seinem Gebiet und ein persönlicher Freund von mir: der Leiter des Zentralarchivs in der Landesregierung, Herr Oberamtsleiter Armin Auinger samt Gattin!“. Der Applaus fiel nicht ganz so stark aus, wie sich der Johann das erhofft hatte. Deshalb fuhr er in seiner Ansprache auch rasch fort. „Vor der Herr Oberamtsleiter uns mit seinem Vortrag beehren wird, darf ich das Wort unserem Gemeindeberater und Projektbetreuer Magister Meier überreichen, der wo sie jetzt über unser neuestes Produkt informieren wird. Bitte schön, Herr Magister Meier!“. Auch jetzt, nach Johanns vorläufigen Schlussworten, hielt sich der Zuspruch der Dörfler in Grenzen. „Vielleicht hätten wir doch vorweg ein bisschen Musik und Unterhaltung bieten sollen“, dachte sich der Johann, während er zurück zu seinem Platz und der Magister Meier vor zum Rednerpult schritt. Und „der Meier, der Depp, hat ja keine Ahnung“, sagte er sich und erinnerte sich der Worte eines ganz Großen der Weltgeschichte, von dem ihm zwar der Name entfallen, dessen Weisheit ihm aber im Gedächtnis geblieben war. „Gebt dem Volk Spiele und Unterhaltung!“. Oder so ähnlich. Jedenfalls sollte das ein guter Gemeindeberater und Projektbetreuer wissen und beherzigen, sagte sich der Johann. Und wieder einmal stieg ein leichtes Unbehagen über den nicht ganz billigen Mitarbeiter des Consultingunternehmens Müller, Müller & Co auf.

Zur großen Überraschung des Johann gelang es dem Magister Meier die Stimmung im Mehrzwecksaal erheblich zu steigern. Schon seine Einstiegs Worte – „Sehr geehrte Damen und Herren! Liebe Gemeindebewohner und Gemeindebewohnerinnen! Wir haben eine große Neuigkeit und Überraschung für Sie!“ – sorgte für erregte Spannung und Aufmerksamkeit. Und diese entwickelte sich zu einem Gefühl der Glückseligkeit fast, als der Gemeindeberater kund tat, dass der lang ersehnte Gemeindeprospekt endlich fertig sei. Und dass dieser eine wunderschöne Broschüre geworden sei, in der die Besonderheiten des Ortes eindrucksvoll dargestellt seien. Und dass alle Anwesenden am Ende der Veranstaltung als kleine Überraschung ein Exemplar gratis erhalten würden. Die Dörfler applaudierten. Diesmal wesentlich kräftiger als zuvor beim Johann. Nur die erste Sitzreihe der vom Magister Meier aus gesehenen rechten Saalhälfte hielt sich mit der Beifallsbekundung etwas zurück. „Der wird sich noch anschauen, wenn mir unser Theaterbüchlein herausbringen“, sagte sich der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister. Und die Hannelore und der

Bernhard blickten sich an und dachten sich wohl, dass ein Gemeindeprospekt ein Dreck sei gegen das Schauspiel, das in vierzehn Tagen seine Uraufführung erleben werde. „Danke, meine Damen und Herren, danke!“, sagte der Gemeindeberater mehrmals in den Applaus der Dörfler und erklärte, dass er jetzt die wunderbaren Bilder zeigen werde, die er für den Gemeindeprospekt gemacht habe und bat darum, das Licht abzdrehen. Weil in den hinteren Sitzreihen niemand wusste, wie die Elektrik im Saal zu bedienen war, dauerte es einige Zeit, bis der Bertl von der ersten Reihe nach hinten hetzte, den Lichtschalter betätigte und es finster wurde.

Mit dem Dunkelwerden des Saales drückte der Magister Meier auf den Knopf am Stereoturm neben dem Rednerpult. Meditationsmusik erklang. Im Hintergrund des Saales hörte man den Bertl fluchen, der ob der Finsternis über eine Stuhlreihe stolperte. Manche der Dörfler lachten, aber mehrheitlich lauschte man den Klängen. Auch weil an der Vorderfront des Saales – dort, wo vor einigen Wochen das riesige Plakat mit dem s zuviel hing – ein erstes Bild erschien: das Gemeindeamt. Und darüber, in tiefgrünen Buchstaben und leicht gewölbt: Unser Dorf – unsere Zukunft. „Mein Gott!“ und „schön!“ vernahm man dezent einzelne Stimmen. Zur Musik folgte nun Bild um Bild: Der Dorfplatz, die alte Holzbrücke über den Saubach, das Marterl am Hohenkogel, die blühenden Apfelbäume in der Obstanlage vom Toni, die Dorflinde mit der Bank darunter, die blumengeschmückten Häuser vom Sommerbauer, vom Meierhofer und vom Unterberger, der Garten vom Bertl mit den vielen Schwertlilien, die Kirche bzw. der Kirchturm in der aufgehenden Morgensonne, vor strahlend blauem Hintergrund, im Abendrot. Immer wieder war ein „mei, schön!“ zu hören. Und der Johann, der Bürgermeister, leistete heimlich bereits Abbitte für das Unrecht, das er dem Gemeindeberater und Projektbetreuer angetan hatte. „Nicht schlecht“, dachte er sich, „nicht schlecht!“. Und seine Zuversicht steigerte sich noch, als ein wunderschönes Bild von den Teichen erschien und aus den Fluten heraus der Schriftzug „Im Strom der Zeit – das Wasserdorf Europas!“ auftauchte. Vor allem, weil ob dieses optisch großartigen Tricks manche der Dörfler zu applaudieren begannen. Der Magister Meier drehte die Musik etwas lauter. Und nun erschienen auch noch Menschen, Dörfler im Bild: Der Bürgermeister und seine Gattin. Der Bertl, der Exbürgermeister, und seine Frieda. Der Toni, der Letztbürgermeister, allerdings ohne Gattin. Besonders angetan waren die Besucher des Dorfabends von der letzten Bildsequenz. Bilder vom Bohrturm in den Saubacher Auen. Mit jeder Menge Dörfler davor. „Jö“ und „wau“ und „schau“ klang es durch den Saal. „Der Christl“, „die Emmi“, „der Wasti“ wurde es laut. Und „das bin ja ich“ und „da, da!“ und „mei,

schau!“ ertönte es rundum. Dann wurde die Wand hinterm Rednerpult langsam schwarz. Und im Saal wurde es dunkel. „Licht an!“, rief der Magister Meier. Und der Bertl, der nach seinem Stolperer gleich im hinteren Raumbereich verblieben war, drückte auf den entsprechenden Schalter. Mit der Beleuchtung setzte auch der Applaus der Dörfler ein. Recht kräftig. Selbst der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Busenfreund, der Dorffopportunist Karl, die Hannelore und der Bernhard, der Franz, der Edi und der Fritz konnten ob der allgemeinen Situation nicht anders und klatschten ebenfalls in die Hände. „Ich denke“, begann der Gemeindeberater Magister Meier in den allmählich abklingenden Applaus hinein, „dass wir alle gemeinsam etwas Wunderschönes geschaffen haben. Ich darf jetzt den Herrn Altbürgermeister, den Herrn Vorletz- und den Herrn Letzt- sowie den Herrn Jetztbürgermeister zu mir auf die Bühne bitten und sie ersuchen, an jeden von ihnen einen Gemeindeprospekt zu verteilen!“. Und während der Magister Meier die Kartons neben dem Rednerpult öffnete und aus diesen stoßweise Prospekte rausholte, erhoben sich der Willi, der Toni und der Johann von ihren Plätzen und kamen auf die Bühne. Und der Bertl hetzte durch den Saal und gesellte sich ebenfalls zu den dreien. Der Gemeindeberater drückte jedem der vier einen Prospektstoß in die Hand und wies sie an, durch die Reihen zu gehen – der Bertl links außen, der Toni rechts außen, der Willi Mitte links und der Johann Mitte rechts – und den Gemeindeprospekt persönlich an die Dörfler zu überreichen. Während die vier losstarteten, drückte der Magister Meier wieder auf den Knopf am Stereoturm und sorgte neuerlich für Musik. Diesmal keine Meditationsklänge sondern sehr volkstümliche, sehr beschwingte Musik. „Ja, ja, am Land ist es schön“ von den Hohenkogler Spatzen klang es durch den Saal. Der Magister Meier musste das Lied drei Mal spielen, bis die Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeister mit ihrer Verteileraktion fertig waren und der Johann ans Rednerpult trat. „Ich glaube, mir haben nicht zuviel versprochen. Unser Gemeindeprospekt ist eine großartige Sache geworden, der uns riesige Schanzen verschafft. Mir werden ihn gleich morgen an alle wichtigen Stellen in Land, Bund und Europa verschicken und so nachdrücklich und nochmals auf das schönste Dorf im ländlichen Raum verweisen. Diese Schanze werden mir uns nicht entgehen lassen. Jetzt haben mir es nämlich schwarz auf weiß in den Händen, dass mir es sind, das schönste Dorf. In diesem Sinne darf ich jetzt den Ehrengast des heutigen Abends auf die Bühne bitten. Einen riesigen Applaus für Herrn Oberamtsleiter Armin Auinger, den Chef des zentralen Kellerarchis in unserer Landesregierung!“. Weil die Dörfler alle Hände voll zu tun hatten mit dem Prospekt, der ihnen eben überreicht wurde, fiel der riesige Applaus, um den der Johann gebeten hatte, ziemlich spärlich aus. Der Auinger Armin – im fast gleichen Lodenanzug wie der Johann – trat auf die Bühne, räusperte sich kurz und begann – nach

einem „sehr geehrte Gemeindebürgerinnen, sehr geehrte Gemeindebürger“ – damit, dass er erzählte, wann die Landesregierung gegründet wurde und warum und wer die Idee dazu hatte und wie sie damals zusammen gesetzt war und wie sie sich heute zusammen setzt. Und er stellte die vierundzwanzig Abteilungen vor und berichtete lang und breit von ihren jeweiligen Aufgaben. Aber kaum einer der Dörfler hörte den Ausführungen des Oberamtsleiters zu. Viel zu sehr war man in das Studium des neuen Gemeindeprospektes vertieft. Das Rascheln des Papiers, das Umblättern der Seiten, das Murmeln mit dem Sitznachbarn über dies und jenes Bild war lauter fast als die Worte des Herrn Auinger. Wohl bemühte sich der Johann mit seinem strengen Blick und einem „pssst!“ zwischendurch und einem „leise!“ und „Ruhe!“ für Aufmerksamkeit zu sorgen. Aber vergeblich. Selbst als der Herr Oberamtsleiter vom neuen Europa zu erzählen begann und davon, dass er in seinem Kellerarchiv sechsundzwanzig Laufmeter zu je vier Meter Höhe EU-Dokumente gesammelt habe, wurde es nicht stiller im Saal. Im Gegenteil: die wenigen Kinder, die anwesend waren, begannen – angesteckt von der Unruhe der Erwachsenen – ebenfalls laut zu werden und verlangten was zu trinken und zu essen und fragten nach Cola und Pommes. Und in der ersten Sitzreihe rechts vom Vortragenden wurde offen und laut über die nächste Schauspielprobe, das Aufstellen der Plakate und die anstehende Hausverteilung der Theaterbroschüren gesprochen. Der Oberamtsleiter Auinger ließ sich von der Unruhe im Saal aber nicht stören. Nur seine Gattin, die neben dem Johann, dem Bürgermeister, saß, blickte diesen öfters mal verzweifelt an, worauf der neuerlich einen bösen Blick durch die Reihen warf und wieder ein „pssst!“ und „leise!“ und „Ruhe!“ in den Saal zischte. Endlich kam der Auinger Armin zum Ende seiner Rede. „Und so hoffe ich, dass mein Vortrag sie begeistert hat und ihre wohlwollende Zustimmung fand. Wenn Sachen unklar geblieben und Fragen da sind, können mir diese nachher klären. Ansonsten bin ich gerne bereit, wieder in ihr schönes Dorf zu kommen und ein Referat zu halten. Das nächste Mal vielleicht über die vielen gesammelten Dokumente zum Thema Wasser und Wasserrecht. Ich danke für ihre Aufmerksamkeit und wünsche noch einen schönen Abend! Glück auf!“. Der Johann, seine Gattin und die Frau Auinger begannen zu applaudieren. Auch der Willi und seine Gattin schlossen sich dem an. Und weil sie fast mussten, klatschten auch der Bertl und der Toni samt Gattinnen in die Hände. Ein paar der Dörfler, aufgeschreckt durch das Geräusch, legten den Gemeindeprospekt in den Schoß und applaudierten ebenfalls. Das heißt, sie schlugen drei, vier Mal lustlos ihre Handflächen zusammen und griffen dann wieder nach der bunten Überraschung auf ihren Knien, die ihnen zuvor von den Bürgermeistern überreicht wurde. Jedenfalls hielt sich die Begeisterung nach der Ansprache des Oberamtsleiters Armin Auinger ziemlich in Grenzen. Und der Johann, ein

klein wenig enttäuscht über die rhetorischen Fähigkeiten seines Freundes, beeilte sich, rasch ans Rednerpult zu kommen, um die Veranstaltung zu beenden und die Dörfler zu verabschieden. „Ich danke meinem Freund Armin Auinger, dem Leiter des Zentralarchivs in den Kellerräumlichkeiten der Landesregierung für seinen hochinteressanten und informativen Vortrag. Vielen Dank, Armin! Ich glaube, liebe Dörflerinnen und Dörfler, es war ein wunderschöner Abend und mir haben mit unserem Gemeindeprospekt einen wichtigen Schritt in die richtige Richtung getan. Verfolgen wir weiter miteinander dieses Ziel. In diesem Sinne: Danke für euer Kommen und einen guten und erfolgreichen Heimweg! Euer Bürgermeister!“.

Der Johann wollte sich schon von der Bühne machen und der Magister Meier auf eben diese sich begeben, um nochmals das Lied „Ja, ja, am Land ist es schön“ von den Hohenkogler Spatzen aufzudrehen, als sich in der ersten Sitzreihe der Kleinbauer Franz, der Führer der örtlichen Oppositionspartei, erhob und fragte, ob man erfahren dürfe, was der wunderschöne Dorfprospekt denn gekostet habe. Die Dörfler, die sich – enttäuscht darüber, dass es heute kein Freibier gab – bereits erhoben hatten und sich auf den Weg zum Kirchenwirt rüber begeben wollten, setzten sich wieder. Und die paar Dörfler, die auf Johanns Schlussworte eher lustlos in die Hände klatschten, hielten in ihrem Applaus inne. Und der Magister Meier stoppte ebenso abrupt seinen Weg zum Stereoturm wie der Bürgermeister den seinen zum Sitzplatz zwischen seiner Gattin und dem Auinger Armin. „So genau kann man das noch nicht sagen. Aber ich bin mir sicher, dass ...“ begann der Gemeindeberater mit seiner Stellungnahme. Weiter kam er nicht. Denn der Johann, der Bürgermeister, stand bereits am Rednerpult und fiel ihm ins Wort. „Als Bürgermeister unseres Dorfes ist es meine Pflicht und meine Aufgabe, das Beste für unseren Ort zu schaffen. Und wie jeder weiß, habe ich mich stets bemüht ...“. Weiter kam auch er nicht. Denn die ganze erste Sitzreihe in der vom Rednerpult aus gesehenen rechten Saalhälfte begann zu schmunzeln erst und dann lauter zu lachen und durcheinander zu rufen „das Beste, hahaha!“, „hört, hört!“, „für wen das Beste?!“, „das Beste für das Dorf, dass ich nicht lach’!“.

Der Johann wurde lauter. Und sein Blick böser. Dass er immer für alle und jeden da war, sagte er. Und dass er sich stets um Harmonie bemüht habe. Und dass er sich nichts vorwerfen lasse. Weil aber das Lachen nicht weniger und die Zwischenrufe sogar mehr und lauter wurden, begann er zu schreien fast, der Johann. „Was habt ihr denn schon geleistet?! Was denn?! Was schon?!“. Und während der Schädel des Johann immer mehr anschwell und immer roter wurde, kam auch der Willi, der Altbürgermeister, auf die Bühne. Aber seine Beschwichtigungsversuche blieben ungehört. Seine ruhige Stimme ging im Lärm der Worte, des Lachens, des Schreiens unter. Auch der Auinger Armin, der Oberamtsleiter aus der Landesregierung, erhob sich von seinem Platz.

Eine Amtsperson, sozusagen. Aber nichts half. Die Lautstärke im Saal schwoll an, die Aggressivität wurde mehr und mehr. Der Johann, der Bürgermeister, kam vom Rednerpult immer näher zum Bühnenrand, ohne in seiner Tirade innezuhalten. Und weil in der ersten Sitzreihe der Franz, der Edi und der Fritz in der Hitze des Gefechtes von ihren Plätzen aufgestanden waren und immer mehr Richtung Bühne drängten, standen sich die Kontrahenten fast Aug in Aug gegenüber. Und es hätte nicht mehr viel gefehlt und die Fäuste wären geflogen. Aber der Magister Meier, der Willi und der Auinger Armin, der in der Zwischenzeit auch auf der Bühne war, hielten den Johann fest und zogen und zerrten ihn zurück. „Lass gut sein, Johann!“ und „nicht!“ und „die sind es doch nicht wert“, redeten sie auf ihn ein. Aber der Johann schrie weiter. Und der Franz und der Edi schrieen zurück. Selbst der Fritz, sonst eher auf den Mund gefallen, konnte sich ein paar kräftige Zwischenrufe nicht verkneifen. Weil der Johann unfreiwillig immer weiter von seinen Widersachern entfernt wurde, schrie er immer noch lauter, immer noch wilder. Und brüllte schließlich – unter Zuhilfenahme all seiner Kraft und sich dabei sogar aus den gut gemeinten Haltegriffen seiner Freunde befreiend – so laut, dass es von den Wänden des Mehrzwecksaales nur so hallte: „Ihr Bagasch, elende, rote! Jawoll! Eine elende, rote Bagasch seid ihr!“. Mit diesem Schrei wurde es ziemlich schnell ruhig im Raum. Der Magister Meier, der Willi und der Oberamtsleiter, die neben dem Johann standen, schauten sich wortlos an. Die Dörfler saßen wie versteinert auf ihren Plätzen und rührten sich nicht. Auch der Franz, der Edi und der Fritz blieben wie angewurzelt stehen. Drei, vier, vielleicht fünf Sekunden war es so still im Mehrzwecksaal, dass man eine Stecknadel fallen hätte hören können. Ob er sich bewusst sei, was er da eben gesagt habe, meldete sich schließlich der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister zu Wort. Ruhig jetzt, ohne Hektik, so gut wie emotionslos. Und der Bernhard, Hannelores Herzbube, Gemeinderats- und Fraktionskollege vom Johann, erhob sich und meinte, dass das die schlimmste Beleidigung gewesen sei, die er je hinnehmen habe müssen. Und die Hannelore pflichtete ihm bei. Und zitierte aus Grillparzers Glück und Ende des König Ottokars den Frommen, der nicht in Frieden leben könne, weil es der böse Nachbar nicht zulasse. Und der Karl, Dorfopportunist und Busenfreund des Vizebürgermeisters, meinte schlicht und einfach, dass das Ganze ein riesiger Skandal sei, der sicherlich noch Folgen haben werde.

Allmählich lichteten sich die Reihen im Mehrzwecksaal. Zwar wollte der Willi, der Altbürgermeister, noch retten was zu retten war und begann von Besinnung zu reden und vom kühlen Kopf, den es zu bewahren gelte. Aber eh er noch richtig anheben konnte, standen der



Vizebürgermeister und seine Mannen samt Hannelore auf und verließen mit Worten wie „Sauerei“ und „das lassen mir uns nicht bieten“ und „das haben mir nicht Not“ und „Frechheit“ den Saal. Und mit ihnen erhob sich auch der Großteil der Dörfler – leicht verwirrt ob dessen, was sich eben zugetragen hatte, viel mehr aber noch durstig ob der recht trockenen Stunden – und machte sich auf den Weg zum Kirchenwirt. Die Johanna, die Gattin des Bürgermeisters, hatte nasse Augen. Und die Frau vom Auinger Armin bemühte sich, sie zu trösten. „Das wird schon wieder“, meinte sie. Der Bertl und seine Gattin und der Toni und seine Frau saßen noch immer auf ihren Plätzen und wussten nicht so recht, ob sie weinen oder lachen sollten. Irgendwie kam ihnen die Watschen für den Bürgermeister nicht ungelegen. Dass sie aber gar so heftig ausfiel, tat ihnen dann doch leid. Vor allem weil der Johann fix und fertig, ein Häuflein Elend, auf der Bühne stand und noch immer kein Wort sagte. Neben ihm, dem Johann, sein Freund, der Oberamtsleiter Auinger. Und der Gemeindeberater, der Magister Meier. Und der Willi, der Altbürgermeister, der in der Zwischenzeit Unterstützung von seiner Gattin erhielt. Alle vier bemühten sich, den Johann – dem als erfahrener Politiker, Stratege und Rhetoriker rasch bewusst wurde, zu welchem gewaltigem Fehler er sich eben hinreißen hat lassen – aus seiner Lethargie zu holen. „Kopf hoch, Johann!“, sprach der Armin. Und: „Lass dir nicht hängen!“, meinte die Frau Altbürgermeister. Und: „Wirst sehen. Morgen ist das vergessen!“, sagte der Willi. Aber weder die tröstenden Worte noch das Schulterklopfen und Handhalten nutzten. Und erst in der Bauernstube vom Altbürgermeisterehepaar, wo man sich schließlich zusammensetzte, weil in der trostlosen Stimmung keiner Lust hatte, zum Kirchenwirt zu gehen und nach der dritten Flasche vom trockenen Zweigelt lösten sich die Depressionen und kehrte der alte Optimismus retour.

Beim Kirchenwirt saßen die Dörfler im Schankraum und bestellten Bier und Cola und Pommes. Man war durstig und hungrig. Viel zu durstig und viel zu hungrig, als dass man sich große Gedanken über die Lärmerei zuvor im Mehrzwecksaal gemacht hätte. „So ist halt die Politik“, meinte einer. Und ein anderer ergänzte: „Erst hauen sie sich die Schädel ein und dann hauen sie sich auf ein Packerl z’samm!“. An zwei Tischen saßen Arbeiter der Bohr-AG und Arbeiter anderer im Dorf tätiger Baufirmen und spielten Karten. Nur vereinzelt saß eine junge Dörflerin dazwischen. Der Vizebürgermeister und der Karl, der Franz, der Edi und der Fritz sowie die Hannelore und der Bernhard saßen gesondert an einem Tisch. Wer glaubt, dass die sieben geschockt und fertig ob der zuvor erlittenen Beleidigung durch den Bürgermeister, der irrt gewaltig. Absolut zufrieden, ja richtig fröhlich wirkte die Runde. „Dass man so ausrasten kann!“, lachte der Karl. „Sauber hat er sich blamiert“, meinte der Edi.

Und: „Jetzt ist er fällig!“, vermerkte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister. Man überlegte die weitere Vorgehensweise. Der Edi schlug ein Flugblatt vor. Die Hannelore meinte, dass ein von ihnen allen unterzeichneter Leserbrief in der meistgelesenen Zeitung des Landes, auf die sie ja einen gewissen Einfluss habe, das Sinnvollste sei. Der Vizebürgermeister und Hobbypoet plädierte für ein satirisches Gedicht, für dessen Gestaltung er sich zur Verfügung stellen würde. Schließlich einigte man sich aber darauf, die ganze Sache im persönlichen Gespräch mit den Dörflern zu erledigen. „Weil lesen können eh nur die wenigsten und der zwischenmenschliche Kontakt ist immer noch das Wichtigste!“. Und weil man morgen in der Bezirksstadt die Theaterbroschüren abholen und mit der Hausverteilung dieser beginnen könne, hätte man dafür – für das persönliche Gespräch mit den Dörflern – ohnehin die besten Voraussetzungen. Man teilte noch die Theaterbroschüren-Verteilertour ein, legte fest, wer welchen Ortsteil, welches Haus und welchen Hof aufzusuchen habe, trank darauf noch ein zweites und drittes Bier und amüsierte sich in der Folge noch lange und köstlich über den heutigen Ausraster des Bürgermeisters.

Eigentlich hatten der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Busenfreund, der ebenfalls im Vorruhestand sich befindliche Karl vor, in aller Herrgottsfrüh schon in die Bezirksstadt zu fahren, um die Theaterbroschüren abzuholen. Da es aber am Vortag beim Kirchenwirt doch später wurde, weil es noch einiges über die Schimpftiraden des Bürgermeisters zu lachen – und deshalb zu feiern und damit zu trinken – gab, dauerte es bis elf, eh der Karl beim Vize vorfuhr und sie sich beide auf den Weg machten. Gerade dass sie es vor der Mittagssperre noch schafften, in der Druckerei aufzutauchen, um ihre Lieferung in Empfang zu nehmen und im Auto vom Karl zu verstauen. Da die Broschüre ziemlich umfangreich ausfiel und recht dick war, drückte es den alten Kombi im hinteren Bereich ganz schön zu Boden. Ein paar Broschüren mehr und der Karl und der Vize wären mit ihrem Vehikel auf der Straße aufgesessen.

Weil das Treffen mit den anderen Theaterleuten zwecks Ausgabe der Broschüren für die Hausverteileraktion erst für den späteren Nachmittag angesetzt war, ließen sich die beiden, der Karl und der Vize, für den Rückweg ins Dorf entsprechend Zeit. Und machten in mehreren Wirtshäusern Rast. Um so die druckfrische Broschüre in aller Ruhe begutachten zu können. Schon bei der ersten Einkehr waren sie von ihrem Werk sehr angetan. Und mit jedem Lokal, mit jedem Bier wurde die Begeisterung größer. „Ein Jahrhundertwerk“, meinte der Vizebürgermeister, als sie gegen vier schließlich im Dorf eintrafen, auf schon leicht

wackeligen Beinen an die zwanzig Exemplare in den Schankraum vom Kirchenwirt schafften, diese dekorativ im Raum verteilt, am Stammtisch Platz nahmen und beim Sepp ein weiteres Bier bestellten.

Nach und nach kamen auch die Hannelore und der Bernhard, der Franz, der Edi und der Fritz. Nach dem üblichen „Hallo“ und „Griß eich“ und „wie geht’s“ vertiefte man sich neugierig ins Werk, ins geschaffene. Gut eine halbe Stunde saß die Gruppe da, dabei kaum ein Wort verlierend, und blätterte – jede und jeder für sich – in der Broschüre. Und die Augen und Gesichter der sieben glänzten und strahlten. In die Stille hinein vernahm man immer wieder ein „großartig!“, „ausgezeichnet!“, „wunderbar!“. Rundum war man höchst zufrieden mit dem Erzeugnis. Und die Hannelore verzieh in ihrer Begeisterung über das gelungene Werk dem Vize und dem Karl ihren schon leicht schielenden Blick und ihre schon etwas schwere Zunge. „Los geht’s, Leute“, klatschte sie nach einiger Zeit in die Hände. „Frisch ans Werk!. „Auf zur Verteilung!“. „Ab in die Häuser!“.

Die Verteilungsaktion der Theaterbroschüre wurde zu einem vollen Erfolg. Zumindest für den Großteil der zu Fuß durch die einzelnen Ortsteile marschierenden Schauspieltruppe. Die Hannelore und der Bernhard grasten die Häuser im Dorfzentrum ab. Der Edi und der Fritz übernahmen den nordöstlichen Teil des Ortsgebietes bis rauf zum Hohenkogel. Der Franz fuhr zuerst nach Hause, holte seine Frau ab und deckte mit dieser die südliche Ortshälfte bis runter zu den Saubacher Auen ab. Und der Vize und der Karl wurden – ob ihres schon angeschlagenen Zustandes und dem Wissen, dass sie wahrscheinlich bei dem einen und anderen Hof hängen bleiben würden – in den relativ dünn besiedelten westlichen Teil des Ortes geschickt, Richtung Krummberg.

Die Befürchtungen der Hannelore, was den Vize und den Karl anbelangte, wurden leider wahr. Schon beim ersten Anwesen, beim Hof vom Sommerbauer, wurden sie, nachdem sie am Haustor dem sie empfangenden Familienoberhaupt feierlich eine Broschüre überreichten, von diesem in die Stube zu einem Glaserl Most gebeten. Man nahm am großen Tisch unter dem großen handgeschnitzten Gekreuzigten Platz, redete über die gestrige Bürgerversammlung, lachte über die nichts sagende Rede dieses komischen Amtsleiters und echauffierte sich über den Bürgermeister. Dass so was einem gebildeten Menschen einfach nicht passieren dürfe und schon gar nicht einem Gemeindeoberhaupt, war man sich einig. „Aber was willst auch von einem, der ein doppel-ss nicht von einem einfachen-s

unterscheiden kann!“, spöttelte der Vizebürgermeister. Allmählich füllte sich die Stube. Zum Sommerbauer und seiner Frau gesellten sich die Eltern von ihm und dann die Eltern von ihr, dann die Kinder und einzelne Schwiegerkinder und vereinzelt schwirrten auch die Enkerln herum. Aus dem einen Glaserl Most wurde ein zweites, drittes, viertes. Und bald war man beim Schnaps anbelangt. Als gegen zehn die Sommerbauerin meinte, dass es Zeit fürs Bett werde, taten sich der Karl und der Vize schon beim Aufstehen schwer. Und auf dem Weg zur Haustür streiften sie da und dort die Wand. Als es im Freien den Karl beim Versuch zu pinkeln umschmiss, forderte der Sommerbauer denjenigen seiner Schwiegersöhne, der den Abend über nichts getrunken hatte, auf, die beiden nach Hause zu führen, was dieser dann auch tat.

Ganz anders der Verlauf der Verteileraktion bei den anderen Theater-Fußtruppen. Wohl wurden auch die Hannelore und der Bernhard, der Edi und der Fritz, der Franz und seine Gattin bei ihrem Marsch durch die einzelnen Ortsteile überall herzlich begrüßt und willkommen geheißen. Aber Bier, Wein, Most und Schnaps lehnten die sechs grundsätzlich ab und auf ein längeres Verweilen wurde mit dem Hinweise auf die vielen Häuser und Höfe, die es noch zu besuchen gelte, verzichtet. Was von den Dörflern auch durchaus verstanden und akzeptiert wurde. So redete man – zumeist im Vorraum oder in der Küche und stehend – ein klein wenig über das Theaterstück, das kommende, das eine große Sache werde. Und über das Theaterstück, das gestrige, das eine große Blamage für den Bürgermeister gewesen sei. Wobei sich die Hannelore und der Bernhard ebenso wie der Edi und der Fritz sowie der Franz und seine Gattin mit Beschimpfungen des Johanns überraschend zurück hielten. Die kamen oft genug von den Dörflern selbst. Und vielfach waren es die Theaterleute, die das Gerede beendeten: sie müssen jetzt weiter, sagten sie. „Mir möchten nur noch dieses wunderschöne Theaterbüchlein überreichen! Gratis natürlich! Und euch Karten für die Aufführung anbieten!“. Die meisten Dörfler waren völlig überrascht, dass ihnen das Buch – und ein so wunderschönes noch dazu – geschenkt wurde. Die meisten anderen Hausbesucher, die von Hof zu Hof wanderten und an die Türen klopfen, waren Bittsteller und wollten etwas: Der Pfarrer, der wenigstens alle zwei Monate eine Sammel- und Spendeaktion durchführte. Die Feuerwehr, die zwei Mal im Jahr betteln kam. Die Jagdvereinigung, die für die Witterfütterung der armen Tiere die Hand aufhielt. Die Neujahrsgeiger, die Weihfeuerbringer, die Totenmahlbittsteller. Dass da wer kam und ein Geschenk mitbrachte, war etwas völlig Neues. Und weil die Theaterkarten nicht übertrieben teuer waren, wurde für wenigstens jeden

Hausbewohner eine gekauft. Selbst für die nicht mehr gehfähige, längst ans Bett gefesselte Oma. Und auch für die Kleinkinder und Babys am Hof.

Am darauf folgenden Tag, am Tag nach der Theaterbroschürenverteil- und Kartenverkaufsaktion, traf man sich um achtzehn Uhr, zwei Stunden vor der angesetzten Theaterprobe, zum Erfahrungsaustausch über den Aktionsverlauf und zur Besprechung weiterer Schritte und Aktionen im Schankraum vom Kirchenwirt. Der Vize und der Karl wirkten recht blass und schauten drein, als wären sie eben erst aus den Federn gekrochen. Dafür sprühten die Hannelore und der Bernhard, der Franz, der Edi und selbst der Fritz, der an sich ja ein sehr in sich gekehrter Mensch war, vor Lebenslust und Energie. „Großartig!“, „ein toller Erfolg!“, „fantastisch!“, strahlten sie um die Wette. Und man erzählte sich gegenseitig von den Geschehnissen gestern Abend, von den Vorkommnissen an diesem und jenem Hof, von den Gesprächen mit der einen und der anderen Dörflerfamilie. Als die Hannelore offiziell wurde und die Bestandserhebung der verkauften Karten ankündigte, wurden der Karl und der Vize blasser noch als sie ohnehin schon waren. Dass sie gestern Probleme hatten und die Sache heute erst richtig angehen werden, begann der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister. „Wie?“, „was?“, „warum?“, fragten die anderen durcheinander. Und was das für Probleme gewesen seien, wollte der Franz wissen, ohnehin schon ahnend, um welche Schwierigkeiten es sich gehandelt haben dürfte. „Der Sommerbauer hat uns nicht und nicht weglassen! Stundenlang haben mir ihm und seiner ganzen Familie von unserem Theater erzählen müssen!“, sagte der Karl. „Sagt’s doch gleich, dass ihr abg’soffen seid!“, warf der Edi dazwischen. Die Hannelore griff ein, ehe die Situation eskalieren konnte. Dann müssen sie – der Karl und der Vize – eben heute losziehen, stellte sie in ihrer gewohnten Art klar, die keine Zwischenfrage offen, kein wenn und aber mehr zuließ.

Der Bernhard nannte die Anzahl der von ihm und der Hannelore im Dorfzentrum verkauften Karten: „248!“. Und so nebenbei berichtete er, dass sogar der Bertl und seine Frau, die Frieda, sieben Stück genommen hätten. Und dass ihnen die Frieda eine Schwertlilie geschenkt und „toi, toi, toi“ für die Aufführung gewünscht habe. Und dass auch der Altbürgermeister, der Willi, sich nicht habe lumpen lassen. Obwohl er anfangs ganz schön gemeckert und sich über das Verhalten der Theatergruppe bei der vorgestrigen Bürgerversammlung beschwert habe, hätte er sechs Karten gekauft. Je zwei für sich, seine Frau und seinen Sohn. Der Bernhard zählte die siebenhundertvierundvierzig Euro herunter, die er zuvor aus seiner Jackentasche zog, und schob diese dann dem Franz, dem Kassier der Theatertruppe hin.

„Zweihundertachtundvierzig Karten, macht siebenhundertvierundvierzig Euro. Bitte schön, Franz!“. Und dass er die restlichen zweiundfünfzig der insgesamt dreihundert ausgefassten Karten bis zum Aufführungstag behalten werde, für den Fall, dass er oder die Hannelore zwischenzeitlich auf weitere Theaterinteressierte stoßen werden, sagte er noch.

Der Franz notierte in seinem Kassabuch die genannten Zahlen, zählte das Geld nach und steckte es ein. Währenddessen begann der Edi zu erzählen. Und er hatte in Bezug auf seine Gruppe, das Duo Edi/Fritz ähnlich Erfreuliches zu berichten wie zuvor der Bernhard bezüglich des Duos Hannelore/Bernhard. Dass sie sämtliche Häuser bis hinauf zum Hohenkogel problemlos abgeklappert hätten, überall auf freundliche Menschen gestoßen seien und insgesamt zweihundertzwölf Karten verkauft hätten. Nur das Haus vom Johann, vom Bürgermeister, das hätten sie ausgelassen. Da würden ihn keine zehn Pferde reinbringen, sprach der Edi. Er bot aber an, dass jemand anderer diese Aufgabe gerne übernehmen könne, dass er nichts dagegen habe. Dann zählte der Edi dem Franz die sechshundertsechsdreißig Euro hin und berichtete nebenbei davon, dass die Nachbarn vom Johann droben am Hohenkogel ziemlich sauer auf den Bürgermeister seien. Nicht nur wegen der Schimpftirade vorgestern. Auch weil er ihnen im Rahmen des Projektes vom schönsten Dorf im ländlichen Raum und den damit verbundenen Europamillionen einen Wasserspielplatz mit Plantschbecken und Rutsche und so für die Kinder versprochen habe, sich bisher aber überhaupt nichts getan habe. „Stinksauer sind die!“, wiederholte er. „Stinksauer!“. Und dass sie wie verrückt Karten gekauft hätten und dass sie durch die Blume anklingen haben lassen, dass es langsam Zeit für einen Wechsel werde. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, der ob seines Zustandes – „Haarweh“ hatte der Karl es genannt – bisher wenig nur sagte, horchte ob Edis Erzählung auf und wollte ob der Unzufriedenheit der Hohenkogler schon nachfragen. Weil er aber auch im Denken heute ein klein wenig langsamer war als sonst, kam ihm der Franz mit seinen Ausführungen, mit seinem Bericht von der Verteilaktion zuvor.

„Ich war mit meiner Frau bei uns drunten unterwegs. Bis hinaus zu den Saubacher Auen. Und es war ein Erlebnis!“. Dass er noch nie in seinem langen politischen Leben so herzlich aufgenommen wurde wie diesmal, berichtete der Franz. Wie immer war er um Sachlichkeit bemüht, aber einen gewissen Stolz konnte er einfach nicht verbergen. Dass er in den dreiundvierzig Häusern hundertsiebenundneunzig Karten verkauft habe, erzählte er. Was einen Schnitt von vierkommaachtundfünfzig Karten pro Haus ausmache, trug er sein Zuhause

unter großem Aufwand ausgerechnetes Ergebnis vor. Während der Franz von einzelnen Begebenheiten des Vorabends erzählte und unter anderem von einem wunderbaren Gespräch mit einem Zuzügler – „dem Sochen, na, wie heißt er denn gleich!“ – berichtete, hatte die Hannelore gezählt und gerechnet und fasste dann zusammen: „Sechshundertsiebenundfünfzig Karten verkauft. Wenn mir jetzt bei euch beiden“ – dabei blickte sie Richtung Vize und Karl – „nochmals hundert bis hundertfünfzig dazu rechnen, sind mir bei achthundert. Und das, ohne dass die Werbung angelaufen ist, ohne dass noch die Plakate stehen. Und allein nur in unserem Dorf!“. Und dass dies großartig sei. Und einmalig. Und dass die Theaterspieler selbst ja sicherlich auch noch Karten verkaufen würden, unter ihren Freunden, Verwandten und Bekannten, in den Nachbarorten, in der Bezirksstadt, ja vielleicht sogar in der Landeshauptstadt. Und dass sie so bestimmt auf über tausend kommen würden. Und dass dies ein sensationeller Erfolg sei. Und dass es so was im Dorf noch nie gegeben habe. „Zumindest solange ich lebe und mich erinnern kann“, hörte die Hannelore gar nicht mehr zu schwärmen auf. Nachdem man zuvor Kaffee und Wasser getrunken hatte, bestellte die Hannelore nun beim Sepp „Sieben Glaserl Prosecco! Zur Feier des Tages! Und auf meine Rechnung!“. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister meinte, dass er besser nicht, ließ sich dann aber doch ziemlich schnell und leicht zu einem Gläschen überreden.

Auch im Gemeindeamt bekam man den großen Erfolg der Hausbesuchsaktion der Theatergruppe mit. Schon in aller Früh – die Espressomaschine war noch gar nicht richtig heiß gelaufen – kamen die ersten Dörfler ins Bürger- und Projektbüro und bedankten sich beim Magister Meier für das Buch, das ihnen gestern vorbeigebracht wurde. „Wunderbar, wirklich wunderbar. Das hat was!“, meinten viele. Und fragten nach Theaterkarten, die sie noch brauchen würden. Der Magister Meier musste – mit gespielter Bedauern – mitteilen, dass er so was nicht führe, dass er aber gerne noch den einen und anderen der schönen Gemeindeprospekte hergeben könne. Dies wiederum wurde von den Dörflern dankend abgelehnt. Dass sie jetzt ohnehin das Buch und damit lang genug zu tun hätten.

Gegen elf kam auch der Johann, der Bürgermeister, ins Gemeindeamt. Er hatte zuvor nur kurz in der Landesregierung vorbeigeschaut. Und dafür gesorgt, dass die Verteilung der Morgenpost erledigt und die Abholung und Zustellung der Jause – der Wurstsemmeln, der Käsemmeln, der Wurst-Käs-Semmeln und der Leberkäsweckerln – bewerkstelligt wurde. Dann meldete er sich zu Außentätigkeiten im ländlichen Raum ab und fuhr retour ins Dorf. Dass es in der Landesregierung wieder einmal ganz schön rund ginge und dass sich kein

Mensch vorstellen könne, was es heiÙe, Politiker zu sein, erzählte er – wie öfters – dem Magister Meier, während ihm dieser eine Tasse Kaffee zubereitete. Und der Magister Meier antwortete auf Johanns Standardfloskel – wie immer – mit einer ebensolchen und sagte, dass viele Menschen nur die Sonnenseiten des Politikerdaseins sehen würden und nicht den Stress und den Aufwand und den Einsatz, den Menschen wie er – der Johann – auf sich zu nehmen hätten.

Auf die Frage nach besonderen Vorkommnissen schob der Gemeindeberater und Projektbetreuer dem Johann – wie immer, wann der Bürgermeister ins Gemeindeamt kam und nach besonderen Vorkommnissen fragte – den StoÙ mit Rechnungen hin, die am heutigen Tag eingetroffen waren. Und – wie immer – nahm der Johann den StoÙ, seufzte dabei und begann zu lesen. Hundertfnfzigtausend Euro da, zweihundertzehntausend Euro dort. Dazwischen die Kleinigkeiten: Viertausend Euro für den Satz und die grafische Gestaltung und zwölftausend Euro für den Druck – inklusive des hundertfnfziggrammigen Hochglanzpapiers – des Gemeindeprospektes. Zehntausend Euro Betreuungshonorar für das Consultingbro Müller, Müller & Sohn. Vierzehntausend Euro für ein Wasserkunstwerk hier und achttausend Euro für ein ebensolches dort. Der Johann verglich die Rechnungen mit den Kontoauszügen der Bank. Und er musste erkennen, dass allzu viel nicht mehr zu begleichen war, dass sich das Bankkonto langsam aber sicher dem Nullstand näherte. Und einmal mehr überkam ihn wieder dieses Drücken im Brustbereich, das Herzflattern, das ihm seit einiger Zeit Probleme machte. Und wieder einmal fragte er sich – so wie vorgestern bei der Bürgerversammlung – warum er sich das Ganze eigentlich antue.

Das Herzeleid des Johann steigerte sich noch, als der Gemeindeberater von den Dörflern zu erzählen begann, die heute wegen Theaterkarten vorgesprochen und ihm, dem Gemeindeberater, beziehungsweise der Gemeinde und damit ihm, dem Bürgermeister, für das wunderbare Buch, das ihnen gestern ins Haus gebracht wurde, gedankt hätten. Der Johann war ziemlich verwundert, weil seine Frau doch immer Zuhause war und ihm kein Wort über ein Buch erzählte, das irgendwer abgeliefert habe. Und er fragte sich, ob vielleicht auch seine Johanna sich bereits auf die andere Seite geschlagen habe. Was er zwar nicht glauben konnte, was ihm aber in Zeiten wie diesen gar nicht so abwegig erschien. Das Herzflattern des Bürgermeisters steigerte sich. Und er holte aus dem Schreibtisch die Flasche mit Tonis Apfelbrand hervor und goss einen kräftigen Schluck davon in seinen Kaffee.



Mittags traf sich der Johann, der Bürgermeister, mit der Ridi, der Abgeordneten aus der Nachbargemeinde, beim Kirchenwirt. Wenigstens zehn Mal hatte er in den letzten Tagen versucht, sie zu erreichen. Immer wieder vergeblich. Und wenn sie sich mal meldete, und der Johann ihr sein Leid klagte und um ein persönliches Gespräch bat, hatte sie eine Sitzung oder einen wichtigen Termin oder irgendeinen anderen Schmah auf Lager. „Wenn mir jetzt nicht hilfst, sind mir am Arsch!“, sprach er schließlich ziemlich barsch und laut ins Telefon. Und er fügte hinzu, dass sie dann mit drin in der Scheiße stecke. Und so einigte man sich auf ein gemeinsames Mittagessen beim Kirchenwirt.

Die Ridi und der Johann saßen an einem Extratisch im Schankraum. Etwas abseits von den Tischen, an denen die Arbeiter alle saßen, die auf den vielen augenblicklichen Dorfbaustellen werkten. Nachdem das Tagesmenü nicht zusagte – obwohl der Gründonnerstag schon ewig vorbei, gab es Kartoffeln mit Spinat und Spiegelei – bestellte man a la carte. Der Johann Wiener-, die Ridi Naturschnitzel. „Aber bloß mit Salat. Keine Beilage. Ich muss einfach ein bisschen abspecken“, ergänzte die Ridi. Deshalb auch trank sie – zur Überraschung vom Kirchenwirtsepp und vom Johann – Mineralwasser. „Eine gute Stunde hab ich Zeit! Um drei muss ich in der Landeshauptstadt sein!“, tat die Ridi ganz auf Abgeordnete, zog Block und Kugelschreiber aus der Handtasche, blickte den Johann an und fragte: „Also! Was können wir tun?“.

Nachdem der Johann von all den Vorgängen und Geschehnissen berichtete, die im Dorf zur Zeit über die Bühne gehen und die ihn, vor allem sein Herz, schwer belasten würden und er schließlich von dem riesigen Schuldenberg erzählte, vor dem er stehe und der ihn und seine Fraktion erschlagen werde, wenn nicht bald geholfen würde, war ihm etwas besser, dem Johann. Vor allem, weil er ausgesprochen, was ihn belastet hatte, weil es von der Seele war. Dafür hatte jetzt die Ridi die Probleme am Hals. Zumindest musste sie sich Gedanken machen, wie sie dem Johann und seinen Leuten helfen konnte, wenn sie als Abgeordnete nicht gewaltig an Image einbüßen wollte. Zwar waren ihr die Finanzschwierigkeiten, spätestens seit Brüssel, bekannt. Dass die Sache aber so dramatisch ist, wie sie der Johann jetzt darstellte, war ihr neu. Und sorgte zumindest für ein ernsthaftes Nachdenken. Ob er an einen Überbrückungskredit gedacht habe, fragte sie deshalb. Dass dies nicht möglich, weil die Gemeinde keine Sicherheiten mehr zu bieten habe, antwortete er. „Und auf dein Privatvermögen?“ , hakte die Ridi nach. „Bist deppert!?“ , wollte der Johann sagen, hielt sich aber zurück und schaute die Ridi bloß an. Mit seinem nicht freundlichen Blick. Der Sepp

brachte die Schnitzel. Mit Pommes, Ketchup, Majonäse und Käferbohnsalat das Wiener für den Johann. Mit kleinem Salat bloß das Natur für die Ridi. „Mahlzeit!“, sagte der Sepp. „Mahlzeit!“, antworteten der Johann und die Ridi fast gleichzeitig, nahmen Messer und Gabel zur Hand und begannen zu essen. Und während sie schnitten und die Gabeln voll luden, die Mäuler stopften und kauten, redeten sie weiter. Und überlegten hin und her, wie die Problematik zu lösen wäre. Aber wirklich gute Vorschläge kamen auch von der Frau Abgeordneten nicht. Dass sie – als Familienreferentin – zwei-, drei- vielleicht sogar viertausend Euro aus ihrem Referat flüssig machen könne, sagte sie. „Wenn du die Sport- und Freizeitwelt mehr noch kinder- und familienfreundlich definierst!“. Der Johann lächelte und meinte, dass viertausend Euro das Kraut auch nicht mehr fett machen würden. Dass er aber das Angebot der Ridi gerne wahrnehmen werde. Auf das Angebot der Abgeordneten, im Dorf einen Vortrag zu halten, auf ein Honorar zu verzichten und die Eintrittserlöse der Gemeinde zur Verfügung zu stellen, ging der Johann nicht weiter ein. „Super! Danke!“, sagte er nur. Und fragte – sein „Super! Danke!“ noch kaum ausgesprochen – ob die Ridi nicht mit dem Chef der Landesbank, der ja auch ein hochgestelltes Parteimitglied sei, reden könne. Natürlich könne sie das machen, sagte die Ridi. Aber versprechen könne sie nichts. Dabei legte sie Messer und Gabel zur Seite, nahm stattdessen Block und Kugelschreiber zur Hand und notierte. Und ob sie – die Abgeordnete – nicht auch mit seinem obersten Chef in der Landesregierung, dem Parteivorsitzenden, sprechen könne. Er, der Johann, habe ihn – in seiner noch kurzen Karriere als Bürgermeister – erst einmal getroffen. Und das nur ganz kurz. Beim jährlichen Neujahrsempfang der Gemeindechefs im Februar, als er einer von vierhundert war und der Kontakt in einem kurzen Händeschütteln bestand. Die Ridi nickte mit dem Kopf und notierte weiter in ihrem Block. Dann – nachdem sie wieder Messer und Gabel zur Hand genommen und am Rest ihres Naturschnitzels zu werken begann – meinte sie, dass das mit dem Siegbert, dem Chef der Landeszentralbank, keine schlechte Idee sei. Und auch einem Gespräch mit dem Hermann konnte sie durchaus positive Seiten abgewinnen. „So werden mir das angehen!“, sagte sie schließlich, legte Messer und Gabel auf den Teller mit dem nicht restlos aufgegessenen Naturschnitzel, wischte mit der Serviette über ihren Mund, blickte auf die Uhr und meinte, dass es langsam Zeit würde und sie sich beeilen müsse.

Schon eine Stunde vor der angesetzten Probe tauchten die ersten Theaterleute beim Kirchenwirt auf. Es war noch gar nicht lange her, dass der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Freund, der Karl, sich auf den Weg in den Westen des Dorfes, Richtung Krummberg, machten, um das gestern Verabsäumte nachzuholen. Und dass

die Hannelore und der Bernhard, der Franz, der Edi und der Fritz ihre Gläser mit Prosecco ausgetrunken hatten und vom Schankraum in den Saal wanderten, um alles für einen reibungslosen Ablauf der Probe vorzubereiten. Die beim Kirchenwirt eintreffenden Theaterleute – die Schauspieler und Bühnenakteure ebenso wie die Kulissengestalter, Requisitenbastler und sonstigen Helfer – waren ziemlich aufgelöst und recht überdreht. Viele trugen die gestern ausgetragene Broschüre unterm Arm. Oder blätterten darin. „Toll“ und „super“ und „klass“ hörte man rundum. Und kaum eine der jungen Theaterfrauen hatte heute Zeit, sich zu den Arbeitern, die an mehreren Tischen im Schankraum des Kirchenwirtes saßen und größtenteils Karten spielten, zu gesellen. Viel zu sehr waren sie alle mit dem Büchlein beschäftigt, das in so wunderbarer Form die Theatergruppe, das neue Stück, das geplante Schauspielhaus und interessante Geschehnisse und Begebenheiten aus dem Dorf festhielt und wiedergab. Man war glücklich und zufrieden. Nur die Krummberger unter den Theaterleuten waren etwas enttäuscht, weil man auf sie offenbar vergessen hatte.

Die Probe selbst verlief – wie alle bisher – bestens. Da das Stück im Großen und Ganzen stand, beschränkte sich die Hannelore auf Durchläufe. Vom ersten bis zum letzten Akt, vom aufgehenden bis zum sich schließenden Vorhang ließ sie das Ganze in einem Stück über die Bühne gehen. Immer wieder. „Damit mir ganz sicher werden! Und damit die Abläufe sitzen, die Auftritte und Abgänge in Fleisch und Blut übergehen!“. Gefeilt wurde nur noch an Kleinigkeiten. Etwa im dritten Akt. Wenn der Fritz – in seiner stummen Rolle – als Nachtwächter mit Laterne und Zipfelmütze auftrat und ob seines Geschaus die auf der Bühne befindlichen Akteure ihr Grinsen und Lachen kaum zurückhalten konnten. „Schaut einfach nicht hin! Denkt einzig und allein an eure Rollen, an eure Figur!“, gab die Hannelore Tipps und Anregungen. Nach zwei Stunden, einem kompletten Durchlauf mit kurzen Unterbrechungen und der mehrmaligen Wiederholung der Nachtwächterszene, beendete die Hannelore mit „Passt! In Ordnung! Alles bestens!“ die Probe und bat alle Aktiven – wie immer – zur Nachbetrachtung des Geschehenen und zur Vorbesprechung der nächsten Schritte. Dass das Stück und sie alle großartig und dass sie vor einem riesigen Erfolg stehen würden, sagte sie einmal mehr. Und dass sie noch zwei Proben und dann die Generalprobe hätten, vor es ernst würde. Dann erhob sie ihre Stimme und sagte, dass gestern, am ersten Tag, bereits über sechshundertfünfzig Karten verkauft worden seien. Und dass – so wie es aussehe – der Mehrzwecksaal zwei Mal zum Platzen voll sein werde. „Wau!“, ertönte es. Und „Wahnsinn!“. Und „verrückt!“. Der Franz drückte jedem der Theaterleute zehn Eintrittskarten zum freien Verkauf in die Hand und notierte dies in seinem Kassabuch. Der Bernhard teilte

acht Freiwillige zum Aufstellen der Plakate auf. Und die Hannelore lud die Gruppe zu einem Gratisgetränk in den Schankraum hinaus.

Der Franz, der Edi und der Fritz saßen bereits beim vierten Bier, als der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister samt seinem Freund, dem Karl, von der Broschürenverteiler- und Kartenverkaufsaktion aus dem Westteil des Ortes zurückkehrte. Die Hannelore und der Bernhard – noch immer frisch und heftig ineinander verliebt – und ein Großteil der anderen Theaterleute hatten sich bereits nach Hause begeben. Der Vize und der Karl, zwar noch nicht richtig zu, aber doch schon leicht angeheitert, setzten sich zum Franz, zum Edi und zum Fritz. „Hundertzweiundachtzig Karten in vier Stunden! Was sagt’s?!“, strahlte der Karl. Der Vize blätterte dem Franz die fünfhundertsechundvierzig Euro hin und erzählte dabei von dem interessanten Gespräch, das er mit dem Toni, dem Letztbürgermeister, geführt habe. „Es brodeln!“, meinte er. „Gewaltig!“. Und dass er längst nicht mehr der einzige, der mit dem Führungsstil des Bürgermeisters unzufrieden sei. Und dass sie sich an sich bei keinem Haus länger aufgehalten hätten, berichtete er. Dass sie aber beim Toni – aus taktischen Gründen – um ein Glas Most und einen Apfelbrand nicht herumgekommen seien. Und dass der Toni, schon nicht mehr ganz nüchtern, einiges erzählt habe. Jetzt freue er sich aber auf ein Bier, meinte der Vize abschließend, hob sein Glas und sagte „Prost zusammen!“. Man prostete sich zu, trank und erzählte sich gegenseitig noch lange von den Gesprächen mit einzelnen Dörflern – vor allem mit wichtigen Meinungsbildnern – die man gestern und heute geführt hatte. Und nach einigen weiteren Bieren überlegte man – scherzhaft, nicht ganz ernst gemeint – ob der Titel für das Theaterstück nicht doch noch geändert werden sollte. „Ein Dorf hat Schulden, mehr als ein Hund Flöhe“ war ebenso ein Vorschlag wie „Der Johann und die lieben Kröten“ oder „Wo kommt denn bloß die Kohle her“.

Die vom Bürgermeister ausgeschickte Einladung zur Gemeinderatssitzung enthielt – neben den notwendigen Formalgeschichten – einen einzigen Punkt: „Finanzierung von Gemeindeprojekten – Budgetnachverhandlung“. Und neben diesem Tagesordnungspunkt stand, in Klammer: „nicht öffentlich“. Nach einigen schlaflosen Nächten mit heftigem Herzflattern, zahlreichen Beratungen mit dem Willi, dem Altbürgermeister, und mehreren durchaus kollegialen Gesprächen mit gleichgesinnten Nachbarbürgermeistern, entschloss sich der Johann zur Offensive. Allerdings ging sein Mut nicht so weit, zur Offenlegung der finanziellen Situation die Dorfbevölkerung insgesamt einzuladen. Deshalb die nicht öffentliche Sitzung, die Behandlung der Thematik allein durch die neun Gemeinderäte, die –

wenn man so will – „geschlossene Veranstaltung“. Die Gemeinderäte waren alle pünktlich erschienen. Als der letzte der neun eintrat und Platz nahm, fragte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister spaßeshalber, ob er die Türen verschließen und versiegeln soll. Nicht nur der Franz und der Bernhard schmunzelten. Auch von den fünf anderen Gemeindevertretern waren manche schon dabei, den Mund zu verziehen. Weil sie zuvor aber sicherheitshalber den Blick des Johann prüften und dieser gar nicht fröhlich wirkte, ließen sie es. Der Bürgermeister eröffnete die Sitzung und stellte Beschlussfähigkeit fest. Dann berichtete er vorweg, dass ihm vom Familienreferat viertausend Euro Förderung für die Sport- und Freizeitwelt brieflich zugesichert worden seien. „Bravo!“, klatschten fünf der Gemeinderäte in die Hände. Zu deren Überraschung unterbrach der Johann ihre Begeisterung. Dass die viertausend Euro nicht einmal ein Tropfen auf dem heißen Stein seien, sagte er. Und sprach dann Klartext: „Meine Herren! Mir befinden uns in einer äußerst schwierigen Situation!“. Und penibel trug er die Zahlen und Daten vor, die er sich vom Magister Meier zuvor zusammenschreiben hat lassen. Manchen der Gemeinderäte standen die Haare zu Berge ob der sechs- und siebenstelligen Summen, die da durch den Raum schwirrten. „Die aufgenommenen Kredite und die von uns und den Dörflern privat eingezahlten Gelder sind so gut wie verbraucht. Förder- und Finanzierungszusagen sind noch keine eingelangt. Weder von Land noch von Bund oder EU. Mir müssen uns ernsthaft überlegen, wie es weitergehen kann!“, beendete der Johann seine Aufzählung. Und wirkte ziemlich angeschlagen. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister meldete sich zu Wort. Überraschend ruhig, selbst die sarkastische Freude über Johanns eben getätigtes Eingeständnis des Versagens zurückhaltend, fragte er, wie das denn sei mit den sechsundzwanzig Mille, die sie – der Bürgermeister und seine Reisebegleitung – aus Brüssel angekündigt hätten. Dass seinerseits nie von sechsundzwanzig Millionen die Rede war. Und dass EU-Anträge halt furchtbar kompliziert und Förderungen ewig dauern, bis sie angewiesen würden, antwortete der Johann. Auch er zurückhaltend und relativ sachlich. Wie es mit Bundes- und Landesförderungen aussehe, wollte der Bernhard wissen. Dass es auch diesbezüglich noch keine offizielle Zusage gäbe, gab der Bürgermeister zur Antwort. Dass er aber nächste Woche, auf Vermittlung der Ridi, ein Gespräch mit dem Landesparteivorsitzenden habe, dem er die Situation vortragen werde und mit dessen finanzieller Unterstützung er fest rechne. Der Franz, einziger Vertreter der Oppositionspartei im Gemeinderat und Obmann des Prüfungsausschusses, meinte, dass er genau vor dieser Situation schon vor Wochen und Monaten gewarnt habe und stellte die Frage, wie lange man ohne Förderungen noch über die Runden käme. „Je nach dem!“, antwortete der Johann. Und

dass es davon abhängt, wie lange sich die Baufirmen und Planer und Architekten und Berater Zeit lassen würden, bis sie Beträge einmahnen. „Vielleicht drei, vier, vielleicht fünf, sechs Monate! Länger kaum!“ „Und dann?“, fragte einer der fünf Gemeinderäte, die bis dahin nichts sagten. „Dann sind mir pleite!“, antwortete der Vize anstelle des Bürgermeisters. „Wie, pleite?“, „warum das?“, „wie meinst das?“, fragten die fünf durcheinander. Leise zwar, aber doch. Und nun noch mehr verunsichert als sie das ohnehin schon waren. Und sie blickten sich gegenseitig an und dann den Johann. Aber nicht der, sondern der Vizebürgermeister klärte sie auf. „Wenn kein Geld mehr da ist, dann sind mir pleite. Und wenn mir pleite sind, dann können mir nicht mehr weiterbauen. Und wenn mir nicht weiterbauen, ist es vorbei mit dem schönsten Dorf im ländlichen Raum, mit dem Warmwasserzentrum Europas. Versteht’s!“.

Wie kleinen Kindern stellte der Vize den fünf die Situation dar. Und wie kleine Kinder verhielten sich diese: verstört, zerknirscht, fix und fertig. Gerade dass sie nicht loszuheulen begannen. Dem Johann ging die Belehrung der fünf Gemeinderatskollegen durch den Vize dann doch zu weit. Wenngleich er sich vorgenommen hatte, sich heute keinesfalls aus der Fassung bringen zu lassen, wurde er etwas lauter, etwas emotionaler als zuvor. „Also, ganz so schlimm ist’s auch wieder nicht!“, ergriff er als Bürgermeister und Sitzungsvorsitzender das Wort. „Erstens wird ein Teil der Förderungen sicherlich bald eintreffen. Und zweitens gibt es eine Alternative. Darum ja auch die heutige Sitzung“. Und er berichtete dem versammelten Gemeinderat von dem Treffen mit dem Direktor der Landeszentralbank, das ihm die Ridi eingefädelt habe. Und dass dieses Gespräch sehr fruchtbar gewesen sei. Und dass ihnen die Landeszentralbank einen Überbrückungskredit von fünf Millionen Euro gewähren würde. Damit wäre die Fertigstellung der Sport- und Freizeitwelt inklusive der Überdachung der Teichanlagen sowie der vorläufige Weiterbau des Seniorenzentrums gesichert. Jedenfalls könne so der Zeitraum bis zum nächsten Jahr, bis die Förderungen garantiert auf dem Konto seien, überbrückt werden. „Und was ist mit der Thermenanlage?“, fragte der Vize. „Und was mit dem Schauspielhaus?“, wollte der Bernhard wissen. „Und was machen mir mit den Förderansuchen vom Willi wegen seiner Wasserabfüllungsanlage und vom Kirchenwirt-Sepp wegen seinem römischen Badezauber und vom Sommerbauer wegen seiner Fremdenzimmer?“, erkundigte sich der Franz. Dass er mit dem Willi schon geredet habe und dass der durchaus Verständnis zeige, sagte der Johann. Und dass jetzt halt alles ein bisschen zurück gestellt werden müsse, bis die Fördergelder endgültig da sein, fuhr er fort. „Mir müssen jetzt’n einfach einen Gang langsamer fahren!“. Dass aber die fünf Millionen wichtig wären, um nicht alles einstellen zu müssen, um wenigstens das Wichtigste weiterführen zu können, weil das schönste Dorf im ländlichen Raum schließlich ein hehres Ziel sei, lief der

Johann wieder zur gewohnten Bürgermeisterform auf, was er mit der abschließenden Frage nachhaltig betonte: „Wer damit einverstanden: bitte um ein Zeichen mit der Hand!“. Kaum dass er den Satz zu Ende gesprochen hatte, hob der Johann auch schon die Hand in die Höhe. Und weil er es tat und dabei sehr bestimmt in die Runde blickte, hoben nach und nach auch fünf weitere Gemeinderatsmitglieder ihre Hände. Routinemäßig wollte der Johann schon zur Feststellung gelangen, dass der Antrag mit sechs zu drei Stimmen angenommen sei. Vor er es aber sagen konnte, fragte der Franz: „Und mit was willst die fünf Mille belohnen? Welche Sicherheit willst ihnen bieten?“. Ein Moment herrschte Pause, in der sich der Johann zurück zu sachlicher Ruhe holte. Dass der Direktor der Landeszentralbank sehr zuversichtlich sei, dass die ausstehenden Fördergelder bald angewiesen werden. Und dass er sich sehr kulant verhalten und sehr günstige Bedingungen geboten habe, sagte er. Die Gemeinderäte müssten halt, weil das Gemeindevermögen schon verpfändet sei, eine persönliche Haftungserklärung unterzeichnen. Nichts großes, eine rein formale Sache. „Wie?“, fragte der Bernhard. „Sag das nochmals!“, sprach der Franz. Und „bist wahnsinnig!“, rief der Vize. Und ob sie wissen, was das bedeute, fragten die drei die fünf anderen Gemeinderäte. Und ob ihnen klar sei, was sie da täten. Dass jeder von ihnen, jeder einzelne, für fünfhunderttausend Euro haften würde. Und dass sie – sie, die Gemeinderäte als Privatpersonen und nicht die Gemeinde – genau diesen Betrag rückzuzahlen hätten, falls die Förderungen nicht kommen würden. Und während der Franz, der Bernhard und der Vize auf die fünf Gemeinderäte einredeten, senkten diese – einer um den anderen – langsam ihre Hände, die sie zuvor immer noch in die Luft hielten. Und alle fünf wurden sie kreideweiß. „Aber es ist doch eine reine Formsache“, meldete sich schließlich der Bürgermeister zu Wort. „Mir wissen doch alle, dass die Fördergelder kommen werden“. Der Franz stand auf. „Formsache hin, Formsache her. Jedenfalls kannst du nicht verlangen, dass mir Haus und Hof riskieren, bloß weil du versagt hast!“. Und ziemlich sauer sagte er, dass es ihm reiche und dass er lieber zum Kirchenwirt auf ein Bier ginge, als sich diesen Schwachsinn weiter anzuhören. Und nicht nur der Bernhard und der Vize folgten ihm. Auch zwei der fünf Gemeinderäte schlossen sich den dreien an – ohne dabei ein Wort zu sagen, den Kopf eingezogen, den Blick auf den Boden gerichtet, um ja nicht Gefahr zu laufen, dem Bürgermeister ins Gesicht sehen zu müssen. Der Johann und die drei verbliebenen Gemeinderäte schauten verdattert, blieben noch einen Augenblick stumm auf ihren Stühlen sitzen, ehe der Bürgermeister – mit schwacher Stimme, kaum vernehmbar – sagte: „Die Sitzung ist geschlossen!“.

Weil sie von der Gemeinderatssitzung ausgeschlossen waren, setzten sich der Edi, der Fritz, der Karl und die Hannelore beim Kirchenwirt zusammen. Und diskutierten dort die Finanzangelegenheiten des Dorfes. Und waren ziemlich überrascht, dass der Vize, der Bernhard und der Franz relativ bald schon auftauchten. Noch mehr überrascht waren sie allerdings darüber, dass die drei zwei Gemeinderäte aus Johanns Team mitschleppten. „Na, was hab ich gesagt!“, strahlte der Vize übers ganze Gesicht. „Lange dauert’s nicht mehr! Nicht mehr lange!“. Und er erzählte, dass der Johann jetzt endgültig fertig gefahren sei, dass selbst seine eigenen Leute ihm nicht mehr folgen würden. „Gell, Burschen!“. Dabei klopfte er den beiden bis vor kurzem noch johanntreuen Gemeinderäten auf die Schultern, drückte die recht unsicher Wirkenden auf zwei Stühle am Tisch und rief dem Sepp, dem Kirchenwirt, zu, dass er für jeden ein Bier bringen soll. Der Bernhard berichtete, dass dem Johann jetzt das Wasser wirklich bis zum Hals stehe, dass es hint und vorn an Kohle mangle und er den Bau des Schauspielhauses verhindern wolle. Die Hannelore starrte den Bernhard mit offenem Mund an, aber eh der Genaueres sagen konnte, ergriff erneut der Vize das Wort. Dass der Bürgermeister allen Ernstes den Vorschlag gemacht habe, dass die Gemeinderäte als Privatpersonen für fünf Millionen Euro haften sollen. Und dass das verantwortungslos bis zum geht nicht mehr sei. Und dass er so Familien in den Ruin treiben, dass er sie so um Haus und Hof bringen wolle. Und dass es ihnen allen jetzt reiche und sie sich das nicht länger gefallen lassen würden. Während dieses Redeschwallts blickte er, der Vize, immer wieder zu den beiden Gemeinderäten der Johann-Fraktion und bemühte sich, diese nicht nur anzusprechen, sondern ihnen richtiggehend aus der eigenen Seele zu reden. Was nicht so einfach war, denn die beiden saßen ziemlich zerknirscht und zerstört da und sagten die längste Zeit gar nichts. Als sie endlich dazukam, weil der Vize eine kurze Pause machte und einen Schluck Bier nahm, machte die Hannelore den Vorschlag, ein Gemeindevolksbegehren für den sofortigen Baubeginn des Schauspielhauses durchzuführen. Oder wenigstens eine Unterschriftenaktion in die Wege zu leiten, schwächte sie ab, nachdem der Vize sie skeptisch anschaute. Dass das zwar schön und gut, meinte dieser, dass es aber nichts bringe, wenn das ganze dagewesene Geld verbraucht und kein neues nachkomme. „Wie willst ein Schauspielhaus bauen, wenn kein Groschen mehr in der Sparbüchse?!“. Und dass es deshalb viel wichtiger wäre, den Johann aus dem Amt zu jagen und einen Nachfolger zu bestellen, der die Sache besser anginge. „Was ist?! Wärt’s dabei, wenn mir einen Misstrauensantrag stellen?!“, wandte er sich neuerlich an die zwei ehemals Johanntreuen. Wieder sagte weder der eine etwas noch der andere. Zumindest nichts Konkretes. Ein Murmeln war’s, ein unverständliches und Schulterzucken nur. Und sicherlich kam den beiden Hannelores



Einwand mehr als recht. „Tun mir uns vor der Premiere nix mehr an. Lassen mir die z’erst mal über die Bühne gehen und schauen mir dann weiter!“. Und sie mahnte, dass es jetzt gelte, Ruhe zu bewahren und die Konzentration auf das einzigartige Ereignis nicht zu stören. „Ein Skandal, so kurz vor unserem großen Tag, das wär das Schlimmste was passieren könnte!“. Schließlich gab man ihr Recht. Selbst der Vize meinte, dass ein Wirbel nach dem Theatererfolg – „von dem ich überzeugt bin!“ – noch größere Wirkung haben werde als jetzt. „Weil mir dann noch glaubwürdiger sind!“. So trank man noch das eine und das andere Bier, überlegte sich für den Zeitpunkt nach der Premiere diese und jene Vorgehensweise und bemühte sich vor allem darum, die zwei neu gewonnenen Freunde bei guter Laune zu halten und für die Sache „einer baldigen politischen Veränderung im Dorf“ zu gewinnen.

Als der Johann am folgenden Tag dem Gemeindeberater und Projektbetreuer vom Verlauf der Gemeinderatssitzung berichtete und meinte, dass er am liebsten alles hinschmeißen würde, hatte der Magister Meier die größte Mühe, den Bürgermeister zu beruhigen. Vier Kaffee mit kräftig Apfelbrand brauchte es wenigstens, bis der Johann sein Zittern unter Kontrolle hatte und sein Herzflattern etwas nachließ. „Und?! Was jetzt?!“, fragte er schließlich, vom Schnaps zwar ruhig, aber wie ein Häufchen Elend an seinem Schreibtisch sitzend. Vor sich die Papiere, die der Magister Meier wie immer vorbereitet hatte. In der Mitte den Stoß Rechnungen, der heute eintraf. Rechts davon solche, die längst fällig, deren Zahlungsfrist bereits abgelaufen. Links davon Mahnungen und Klageandrohungen. Dass er sich am liebsten die Kugel geben tät, brabbelte er, während er die Briefe durchsah. Und während er mit jedem Schreiben, das er las, mehr und mehr in sich zusammen sackte und der Magister Meier schon Angst bekam, dass er, der Johann, seine Ankündigung möglicherweise wahr machen könnte und er, der Gemeindeberater und Projektbetreuer, dann eventuell ohne Job dastehen würde, weil er sich mit dem jetzigen Vizebürgermeister als Bürgermeister diese produktive Zusammenarbeit wie mit dem jetzigen Bürgermeister einfach nicht vorstellen konnte, während der Magister Meier sich also echte Sorgen machte, schrie der Johann plötzlich auf. Keine Angst- oder Schmerzensschreie waren’s, eher die Schreie eines Verwirrten. „Ja! Ja! Ja!“, tönte es durch das Gemeindebüro. Der Bürgermeister hatte einen der wenigen noch verschlossenen Briefe geöffnet, die an ihn, den Bürgermeister des Dorfes, persönlich gerichtet waren. „Ja! Ja! Ja!“, schrie er, während er dieses Schreiben in der Hand hielt. Der Magister Meier bekam es ob dieser hysterischen Rufe noch mehr mit der Angst und befürchtete, dass ihm der Bürgermeister nicht ob einer Kugel aber wegen Geistesgestörtheit abhanden kommen könnte. Und er wollte schon zum Telefon greifen und den Distriktarzt in der

Nachbargemeinde um Hilfe bitten, als der Johann sich allmählich wieder unter Kontrolle bekam und ansetzte, sein Handeln, sein Schreien zu begründen. „Hör dich das an, Karlheinz!“, sagte er – sein Schädel nicht nur von Kaffee und Schnaps, sondern vor Erregung knallrot – und begann zu lesen. „Sehr geehrter Herr Bürgermeister. Sie haben sich mit ihrer Gemeinde am EU-Projekt ‚Europa sucht das schönste Dorf im ländlichen Raum‘ beteiligt. Wir dürfen ihnen hiermit ...“ – er hielt kurz inne, schüttelte den Kopf und meinte „Tippfehler!“, ehe er weiter las – „Mir dürfen ihnen hiermit mitteilen, dass Sie beziehungsweise ihre Gemeinde zu den Preisträgern dieses Projektes zählen“. Und immer euphorischer, die Röte seines Kopfes stetig noch steigend, las er, dass sich zahlreiche Orte aus allen Teilen Europas am Projekt beteiligt hätten, dass die Einreichungen großartig und faszinierend gewesen seien und dass eine europaweite Jury aus Experten die Entscheidung getroffen habe. In sieben Tagen sei die Preisüberreichung in festlichem Rahmen in Brüssel. Mit zahlreicher Prominenz. „Wir erwarten sie ...“, – neuerlich unterbrach er sich, schüttelte kurz den Kopf und meinte „noch einer!“ – „Mir erwarten sie beziehungsweise eine Abordnung ihrer Gemeinde zu diesem feierlichen Akt. Ihre Sprecherin für Gemeinde- und Dorfangelegenheiten im neuen Europa, Dr. Barbara Klein“. Der Johann starrte noch längere Zeit auf das Papier und strahlte dabei breit über sein tiefrotes Gesicht. Schließlich legte er den Brief zu Seite, griff in seine Schreibtischschublade und holte Tonis Apfelbrand hervor. „Zwei Gläser, Karlheinz! Darauf müssen wir anstoßen!“.

Langsam kehrte die ursprüngliche Farbe wieder in Johanns Gesicht. Die Hektik und Aufregung ob der Brüsselbotschaft wich einer gewissen Zufriedenheit, der Bestätigung, alles absolut richtig gemacht zu haben. Mit einem Schlage waren sie vergessen, wie weggeblasen, die Herzrhythmusstörungen, das Knieflattern, die Todessehnsüchte. Höchst persönlich rief er zuerst die Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde an. „Halt dir fest!“, sagte er, als er sie endlich an den Apparat bekam, informierte sie über die Auszeichnung und fixierte ihren Mitflug zur Preisüberreichung. Dann verständigte er den Willi. „Zwei Tage, verstehst! Tage! Und nicht zwei Wochen!“, scherzte der Johann. Dass sein Hörgerät seit Brüssel bestens funktioniere, lachte der Willi zurück. Schließlich rief der Johann auch den Bertl und den Toni an. „Es gehört sich einfach. Weil damals waren sie ja auch dabei. Und in den Arbeitsgruppen haben’s auch mitgearbeitet“, entkräftete der Magister Meier des Bürgermeisters ursprüngliche Bedenken. Der Bertl und der Toni waren gar nicht so sonderlich begeistert, als ihnen der Johann von ihrem Europaerfolg und der Reise nach Brüssel berichtete. Schließlich sagten sie aber doch zu. Beim Bertl war es die Freude des Wiedersehens der Frau Doktor Klein aus

Leipzig. Beim Johann waren es letztendlich marketingmäßige Überlegungen. Diesmal wollte er ein paar Flascherl Apfelbrand mitnehmen und im Zentrum Europas potentielle Partner suchen. Während der Bürgermeister im engsten Umfeld telefonierte, sprach der Gemeindeberater und Projektbetreuer mit mehreren europäischen Fluggesellschaften und fixierte für sechs Personen den kostengünstigsten Transfer zur Preisverleihung und wieder retour. Die kurz aufgetauchte Überlegung der beiden, des Bürgermeisters und des Projektbetreuers, ob die Reisetilnehmer angesichts der finanziellen Situation der Gemeinde die Kosten nicht selbst tragen sollten, wurde relativ rasch wieder fallen gelassen. „Jetzt, wo mir Preisträger sind, wird das wohl drin sein!“, lachte der Bürgermeister. Und nach und nach lief der Johann zur alten Form auf. Zu jener Form, die ihn bis vor einigen Monaten auszeichnete und zum uneingeschränkten Herrscher des Dorfes machte.

Die Kunde vom Europapreis, von der nun offiziellen Kür zum schönsten Dorf im ländlichen Raum, verbreitete sich rasch. Zeitlich fiel sie zusammen mit der Kunde von den wunderschönen Plakaten, die allerorten zu bewundern waren und die die bevorstehende Welturaufführung des Theaterstückes ankündigten. „Hast schon gesehen?“, fragte der eine. „Hast schon gehört?“, fragte der andere. Nach einigen Wochen Stillstand, in denen zwar gebohrt, gebaggert und gebaut wurde, aber sich gesellschaftspolitisch, dorfpolitisch eher wenig tat, machte sich so etwas wie eine neue Begeisterung, eine neue Euphorie breit. Die Freude ob der bevorstehenden Schauspiel darbietung einerseits, die Ehre, zum schönsten Dorf Europas gekürt zu werden andererseits, putschten sich gegenseitig hoch. Und die Medien unterstützten das Ganze. Während der Magister Meier den Kontakt zum regionalen Wochenblatt suchte und den dort Zuständigen die paar wenigen Informationen über das Europaprojekt, dafür aber umso mehr Informationen über das Dorf selbst, inklusive eines Fotos des Bürgermeisters und seiner Gattin vor dem Gemeindeamt, zukommen ließ, nutzte die Hannelore ihre guten Beziehungen zur meistgelesenen Tageszeitung des Landes – für die sie ja an vorderster Front, als Zustellerin, tätig war – und bombardierte den Kulturredakteur mit Unterlagen über das bevorstehende Stück und das geplante Schauspielhaus inmitten einer in Entstehung begriffenen Thermen- und Erholungswelt. Während das Lokalblatt die Informationen des Magister Meier bezüglich des Europaprojektes fast wörtlich wiedergab, über das Dorf selbst aber wenig nur berichtete und auch das Bürgermeisterfoto nicht abdruckte, bemühte sich der Kulturredakteur der meistgelesenen Tageszeitung des Landes höchstpersönlich ins Dorf. Eine Welturaufführung in einer Landgemeinde war schon etwas Außergewöhnliches, ein Schauspielhaus in einem Dorf geradezu eine Sensation. Dass das

genau der Stoff sei, aus dem gute Geschichten gemacht seien, sagte er sich und vereinbarte mit der Hannelore „einen Lokalausweis“, wie er es nannte. Die Hannelore führte den Doktor Krause, so stellte sich ihr Zeitungskollege vor, durch das Dorf, zeigte ihm die bereits bestehenden Wasserkunstwerke, von denen er sehr angetan war und führte ihn dann zum geplanten Standort des Theaters in den Saubacher Auen, inmitten der künftigen Thermenwelt. Zwar gab es da nur ein riesiges Bohrloch und jede Menge Erdhaufen und Bagger und Arbeiter zu sehen. Aber an Hand der Pläne konnte die Hannelore den Doktor Krause von der Faszination der in Entstehung begriffenen Heißwasseroase ebenso überzeugen wie von der Großartigkeit des Schauspielhausrundbaues im Zentrum dieser. „Unglaublich“, schüttelte der Doktor Krause öfters mal den Kopf, „unglaublich!“. Nach einer zünftigen Jause beim Kirchenwirt, zu der der Theaterverein lud und bei der die Hannelore dem Redakteur von ihren Vorhaben, ihrer Truppe und der Begeisterung der Dörfler für die Schauspielerei erzählte und bei der sie zwischendurch und eher beiläufig auch ein paar Worte über die eher schauspielfeindliche Haltung des Bürgermeisters verlor, wohnte der Doktor Krause dann noch eine ganze Stunde der Probe bei, fotografierte und war begeistert, mit welchem Enthusiasmus ein ganzes Dorf Theater macht. Zwei Tage später war dann auch ein Riesenartikel in der meistgelesenen Zeitung des Landes zu finden. Eine ganze Seite lang und an prominenter Stelle. „Ein Dorf wird Bühne und geht neue Wege“, lautete die Überschrift. Und darunter gab es Fotos von der Hannelore, von der Theatergruppe bei der Probe, vom geplanten Schauspielhaus. Und Worte, Sätze vom Allerfeinsten, die in literarisch hochwertiger Form die Talente der Dörfler, ihr Engagement und schauspielerisches Können und die Dynamik der Prinzipalin, dieser hoch motivierten und begeisterungsfähigen Frauenperson priesen. Und die die Zweifel und Ängste des Bürgermeisters als provinziell und rückständig tadelten.

Die Hannelore ließ sich, nachdem sie vom Doktor Krause vorab über das Erscheinen des Artikels informiert wurde, siebzig zusätzliche Exemplare der meistgelesenen Zeitung des Landes ins Dorf bringen, sodass sie „eine Komplettabdeckung“, wie sie es nannte, durchführen konnte. In jedem Haus im Dorf, auch in denen, deren Bewohner (aus welchen Gründen immer) das Blatt üblicherweise nicht zugestellt erhielten, hinterlegte die Hannelore an diesem Frühmorgen ein Exemplar. Mit einem gewissen Schmunzeln um den Mund und der Vorfreude über das Staunen und „aah“ und „ooh“ der Dörfler in ein, zwei, drei Stunden, wenn sie in der größten, auflagenstärksten und meistgelesenen Zeitung des Landes eine ganze Seite über sie und ihr wunderbares Werk finden würden. Beim Franz, bei dem ob der Frühschicht bereits Licht brannte, als die Hannelore in ihrem alten Käfer vorfuhr, klopfte sie ans Fenster

und hielt ihm die aufgeschlagene Seite über das Dorftheater unter die Nase, nachdem dieser die Haustüre aufgesperrt und sie in die Küche zu Kaffee und Butterbrot gebeten hatte. Beim frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister schlug die Hannelore ebenfalls gegen die Scheiben. Aber erfolglos. „Wahrscheinlich hat’s gestern wieder länger gedauert!“, sagte sie sich, ein klein wenig enttäuscht darüber, dass der Möchte-gern-Bürgermeister dieses historische Ereignis einfach verschlief.

Genau so, wie die Hannelore sich das ausgemalt hatte, kam es auch. Die Kunde vom Bericht über das Dorftheater und die Theaterdörfler machte in Windeseile die Runde. Schon ab fünf Uhr früh liefen die Telefone, die es im Ort gab, heiß. Und dort, wo es kein Telefon gab, wurde gegen Haustüren geklopft und die Frohbotschaft persönlich überbracht. Obwohl die Hannelore, wie gesagt, Fleißaufgaben übernahm und ein Zeitungsexemplar in jedes Haus des Dorfes brachte, ging es um sieben in der Früh schon rund in Willis Lebensmittelladen, wo die meistgelesene Tageszeitung des Landes zum Verkauf angeboten wurde. Viele der Dörfler wollten ein zweites und drittes Exemplar. Vor allem jene, die sich auf den Fotos wieder fanden. Für Freunde, Bekannte außerhalb des Landes. Bis nach Amerika und Australien sollen Exemplare verschickt worden sein, wie sich später heraus stellte. „Mir in der Zeitung!“, war der allgemeine Tenor. „In der meistgelesenen dazu. In dem Medium, das am stärksten die Meinungsbildung in unserem Land bestimmt“, ergänzten die Klugscheißer des Ortes. Weil der Willi in seinem Laden aber nur fünf Stück aufliegen hatte, wäre es beinahe zu Handgreiflichkeiten gekommen. Erst als die Hannelore auftauchte, angesichts der sich in den Haaren liegenden Dörfler von Willis Telefon aus mit ihrem Kollegen Doktor Krause sprach und schließlich mitteilen konnte, dass sie morgen sämtliche Restexemplare des Landes gratis bekommen würde, beruhigte sich die Situation.

Jedenfalls wurden an diesem Frühmorgen die Hannelore und ihr Team mit einem Schlag zu den unumstrittenen Stars im Dorf. Und nicht nur im Dorf. Aus allen Teilen des Landes gingen an diesem Tag in der Gemeinde Telefonate ein. Kaum dass der Magister Meier ein Gespräch beendete, läutete es neuerlich. Man gratulierte zu der großartigen Idee von einem Thermentheater. Manche Anrufer mahnten auch, der Bürgermeister möge doch seine kultur- und schauspielfeindliche Haltung aufgeben. Die meisten erkundigten sich aber nach Karten für die bevorstehende Welturaufführung. Der Gemeindeberater und Projektbetreuer konnte gar nicht anders, als die Telefonnummer der Hannlore – „der Theaterleiterin“, wie er sie den Anrufern gegenüber bezeichnete – weiter geben. Selbst als der Johann, der Bürgermeister, am

frühen Nachmittag ins Gemeindeamt kam, nahmen die Anrufe noch kein Ende. Und beide, der Bürgermeister wie der Gemeindeberater, saßen sie an ihren Schreibtischen, nahmen Lob für das Theaterprojekt wie Tadel für die Bürgermeisterhaltung entgegen und nannten brav die Telefonnummer der Hannelore.

Weil die Hannelore ob der nicht enden wollenden Anrufe und Kartenanfragen ziemlich rasch überriss, dass die beiden geplanten Aufführungstermine am kommenden Wochenende nicht ausreichen würden, die Besucher unterzubringen, entschloss sie sich eigenmächtig – einfach weil die Zeit der Rücksprache mit den anderen Theaterern nicht ausreichte – am darauf folgenden Wochenende eine zweite Aufführungsserie einzuschieben. Gleichzeitig erhöhte sie – ebenfalls eigenmächtig – die Eintrittspreise. Nicht einmal zum Kochen eines Mittagessens kam sie an diesem Tag. Ununterbrochen läutete das Telefon. Schließlich holte sie aus der Küche einen Stuhl und stellte ihn in den Vorraum, wo der Apparat stand. In einem Heft notierte sie sich die Namen der Anrufer und die Anzahl der bestellten Karten. Am frühen Abend, als sie sich auf den Weg zur letzten Hauptprobe Richtung Kirchenwirt machte, war sie bei rund dreihundertsechzig Reservierungen.

Beim Kirchenwirt herrschte Jubel, Trubel, Heiterkeit. Der Schankraum war getreten voll. Viele Dörfler saßen schon seit Stunden da und tranken auf den Erfolg der Hannelore und ihrer Truppe. Auch die Bohr- und Bauarbeiter hatten den Artikel in der Zeitung gelesen und freuten sich, dass sie zu dieser Bekanntheit des Dorfes das ihre beitragen konnten. Jedes Mal wenn ein Mitglied der Theatergruppe an diesem Abend zur Probe auftauchte und zuvor kurz in den Schankraum schaute, wurde geklatscht und gejohlt und gejubelt. Besonders heftig war das Geschrei, als nacheinander der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister, sein Busenfreund Karl, der Gemeinderat Bernhard, der Franz, der Edi und der Fritz auftauchten. Und geradezu frenetisch war der Jubel, als schlussendlich die Hannelore in den Schankraum trat. Kaum noch rühren konnte man sich, so dicht war das Gedränge. Darum auch rief die Hannelore, nachdem sie sich für den überschwänglichen Empfang mit einer Träne im Auge und einem gerührten „Ich weiß gar nicht was ich sagen soll!“ bedankte, die Theaterleute in den Saal: „Alle Darsteller bitte auf die Bühne! Ich wiederhole: alle Darsteller auf die Bühne!“.

Ob der Stimmung im Schankraum vom Kirchenwirt dauerte es eine Ewigkeit, bis alle der Theaterleute im Saal waren. Der Bernhard nutzte die Gelegenheit, um mit der Hannelore ein

ernstes Wort zu reden. Den ganzen Tag habe er versucht, sie anzurufen. Und ständig sei ihr Anschluss besetzt gewesen. Richtig eifersüchtig war er. „Aber, Bernhard!“, sagte die Hannelore nur, küsste ihn auf die Wange und fügte hinzu, dass er sie jetzt doch schön langsam kennen müsste. Und dass sie ihn liebe, wie sie nie zuvor einen Mann liebte. Und weil sie ihm dann auch noch mit der Hand durchs Haar fuhr, beruhigte sich der Bernhard. Die Hannelore aber klatschte mehrmals in die Hände und sorgte für Ruhe im Saal. Dass der heutige Tag der schönste ihres Lebens sei, begann sie ihre Probeeinstimmung. Und dass sie heute von Menschen aus allen Teilen des Landes angerufen und beglückwünscht worden sei. Und dass so viele Kartenbestellungen von auswärts eingegangen seien, dass sie ihr Stück am nächsten Wochenende noch zwei Mal spielen müssen. Ihre Angst, dass möglicherweise der eine oder andere der Darsteller ob dieser Mehrbelastung jammern könnte, war völlig unbegründet. Im Gegenteil. Jubel brauste auf. Und „Super!“ und „Toll!“ riefen die Theaterbesessenen. Und bevor mit der letzten Hauptprobe begonnen werden konnte, erzählten sie alle von den großartigen Erlebnissen, die sie heute – nach der Erscheinung des Artikels in der meistgelesenen Zeitung des Landes – hatten. Die Huber Resi berichtete, dass bei ihr im Supermarkt in der Bezirksstadt die Kunden sie alle angestarrt hätten wie eine Außerirdische und dass sie wenigstens hundert Karten noch brauche. Der Franz sagte, dass bei ihnen in der Bude (wie er das Werk bezeichnete, in dem er Dienst tat) der Chef persönlich mit der Zeitung in der Hand erschienen sei und ihm gratuliert und eine kleine Gehaltsaufbesserung versprochen habe. Und der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister meinte, dass ihm in seiner langen politischen Laufbahn noch nie so viele hochachtungsvolle Blicke begegnet seien wie heute, bei seinem Spaziergang durch das Dorf. Die eine berichtete vom Anruf eines Onkels, den sie schon ewig nicht mehr gesehen habe und der zur Aufführung kommen wolle. Der andere erzählte davon, dass im Bus eine Frau auf ihn zukam und ein Autogramm wollte. Und wieder ein anderer sagte, dass ihn seine Gattin heute, als er von der Arbeit heimkam, angestarrt habe wie einen Filmstar und noch vor er zur Probe ging unbedingt mit ihm ins Bett wollte. Dass sie noch zehn Karten brauchen würden, sagten die einen. Noch zwanzig, die anderen. Manche nannten sogar dreißig, vierzig und fünfzig Kartenbestellungen. Bevor der Franz seine Tasche auspacken und die Wünsche einzeln notieren konnte, meinte die Hannelore, dass das nach der Probe geschehen könne und drängte die Akteure auf die Bühne.

Die letzte Hauptprobe verlief ohne gröbere Zwischenfälle. Die Hannelore ließ die Akteure werken und konzentrierte sich vor allem auf die zwei Neuen, auf jene beiden ehemals

johanntreuen Gemeinderäte, die seit jener geheimen und folgenschweren Finanzsitzung der Theatertruppe angehören und sich in der Zwischenzeit bestens integriert haben. Dem einen wurde die Betreuung der Tonanlage, dem anderen die der Lichanlage anvertraut. Die Tätigkeiten waren nicht besonders anspruchsvoll und entsprachen durchaus dem Niveau der beiden: Da auf Stichwort einen Schalter bedienen und das Licht langsam ausblenden; dort am Regler drehen und den Ton einspielen. Die beiden Gemeinderäte waren mit Begeisterung bei der Sache. Wohl deshalb, weil sie hier, in der Theatergruppe, eine durchaus verantwortliche und selbständige Tätigkeit inne hatten und nicht nur – wie bei den Gemeinderatssitzungen – auf Kommando eines Dritten die Hände hochzureißen hatten. Auch die Stimmung innerhalb der Truppe, der Zusammenhalt, die Freundschaft, das gemeinsame Bier nach getaner Arbeit machte ihnen Spaß. Und immer mehr wurde so die kritische Haltung, die der Franz, der Bernhard und der Vizebürgermeister gegenüber dem Johann, dem Bürgermeister, einnahmen, auch zu ihrer.

Die Licht- und Toneinspielungen klappten bestens. Und weil auch der Fritz seine stummen Rollen nun fest im Griff hatte, konnte eigentlich nichts mehr schief gehen. Nach zwei Stunden beendete die Hannelore die letzte Hauptprobe und bat alle Darsteller und sonstigen Mitwirkenden auf die Bühne. „Leute! Großartig! Fantastisch! Einfach perfekt!“, begann sie, wie nach fast jeder Probe. Jeden einzelnen beinahe lobte sie. „Ganz stark!“. „Toll!“. „Bestens!“. Dann änderte sie leicht den Tonfall, wurde etwas leiser, machte längere Pausen. „Übermorgen, Freunde, übermorgen die Generalprobe. Und dann, am Samstag, ist es so weit: Die Welturaufführung unseres Stückes!“. Absolut still wurde es – trotz der fast hundert Mitwirkenden – im Saal des Kirchenwirtes. „Mir werden beweisen, was Theater ist, was Theater alles kann!“. Pause. „Und mir werden dem Bürgermeister zeigen, welches Kapital mir für die Gemeinde sind, dass es ein großer Fehler wär, unser Theater nicht zu bauen!“. Sie nahm ihre Stimme noch mehr zurück, ohne an Intensität zu verlieren. Und zog die Zuhörer unaufhörlich in ihren Bann. Von Verinnerlichung sprach sie, vom Fühlen und Spüren und dem Mut, sich ganz in die Rolle fallen zu lassen. „Habt Vertrauen in euch! Hört auf euere Herzen! Und alles wird gut gehen!“. Niemand rührte sich. Zu sehr traf die Hannelore den Nerv der Truppe. Zu schön hörten sich ihre Worte an. Als sie dann auch noch dazu aufforderte, dass jede und jeder dem Nachbarn oder der Nachbarin die Hand reichen und diese festhalten soll, um so einen Kreis zu schließen, die Energie strömen zu lassen und so Kraft aus der Gruppe zu schöpfen, trat bei den theaterspielenden Dörflern eine Stimmung ein, wie sie sie bisher noch nie erlebten: ein Gefühl der Stärke, des Miteinanders, der Unbesiegbarkeit.



Einige Zeit standen sie so da, sich gegenseitig an den Händen fassend, absolut still, in sich gekehrt, der Gruppe Kraft gebend, aus der Gruppe Kraft tankend. Und es dauerte eine Weile, bis die ersten die Augen öffneten, ihre Hände lösten und sich zu räuspern wagten.

Die Hannelore war eine Meisterin der Motivation. Einfach faszinierend zu erleben, wie sie an die hundert Menschen fast in Trance setzte. Einfache Dörfler, keine professionellen Seminargeher. Bäuerinnen, Verkäuferinnen, Hausfrauen, Fabrikarbeiter, Handwerker, frühpensionierte Volksschullehrer. Faszinierender noch, wie diese fast hundert Menschen vor Kraft und Selbstvertrauen strotzten, als sie von der Hannelore aus diesem Trancezustand in die Wirklichkeit zurückgeholt wurden. „Mir schaffen es! Mir werden es derer Welt zeigen, was ein richtiges Theater ist!“, hörte man es von allen Seiten. Und man lachte und war fröhlich und voller Tatendrang. Und manche schritten voll dieses Tatendranges nach Hause zu Gatte oder Gattin. Und manche zogen rüber in den Schankraum, wo immer noch relativ viel los war und wo sie voller Tatendrang ein Bier um andere zu sich nahmen.

Gegen elf war der Schankraum des Kirchenwirtes bereits ziemlich gelichtet. Ein paar Bau- und Bohrarbeiter hingen noch an den Tischen und spielten Karten. Dazwischen vereinzelt die eine und andere junge Theaterspielerin. Und am Stammtisch saßen noch die Hannelore und der Bernhard, der Vize und sein Freund Karl, der Franz, der Edi und der Fritz sowie die zwei neu gewonnenen Gemeinderäte aus der Johann-Fraktion. Weil doch schon einige Liter Alkohol geflossen und weil die Nur-Theaterspieler schon nach Hause gegangen waren, wechselte man das Thema. Statt von der Schauspielkunst und der hehren Kunst des Theaters, sprach man nun von der hohen Kunst der Dorfpolitik. Das Für und Wider der neuerlichen Brüsselreise der Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeister wurde abgewogen. Während die einen meinten, dass man nur profitieren könne, wenn endlich die Millionen fließen, waren die anderen der Ansicht, dass der Geldstrom dem Bürgermeister zugute komme und man dagegen was tun müsse. Hin und her wurde diskutiert. Wobei sich dieses hin und her vor allem zwischen dem Urstamm der Gruppe abspielte, während die neu gewonnenen Herren Gemeinderäte relativ wenig sagten. Auch der Fritz schwieg wie zumeist und war einmal mehr schon kurz vor dem Wegdüseln. Dass die sechs Millionen – „wenn mir wirklich zum schönsten Dorf Europas werden!“ – gerade mal reichen, um die Schulden zu bezahlen, meinte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister. Und dass es darum Wurst sei, ob sie das Geld kriegen oder nicht. Ob er sich dann nicht als Retter aufspielen könne, der Johann, fragte der Edi. „Retter hin oder her“, warf der Franz ein. „Um die

gestarteten Projekte fertig zu bringen, reicht die Marie trotzdem hint und vorn nicht!“. Einmal mehr lag es an der Hannelore, die erhitzten Gemüter zu beruhigen. „Burschen! Warten mir ab. Und konzentrieren mir uns zuerst einmal auf unsere Sache. Machen mir eine großartige Premiere. Alles andere ergibt sich von selbst. Werdet’s sehen!“.

Um vier in der Früh war die Hannelore schon wieder auf den Beinen. Vom Kirchenwirt heim, eine Stunde Gedanken- und Körperaustausch mit dem Bernhard, drei Stunden Schlaf, das reichte ihr, um wieder voll fit zu sein. Ihr Arbeitgeber hatte sie nicht im Stich gelassen, der Doktor Krause sein Wort gehalten: neben den Ausgaben der heutigen Zeitung wurden ihr auch die landesweiten Restposten von gestern geliefert. So konnte sie bei ihrer Zustellrundfahrt an diesem Morgen den Fixabonnenten im Dorf nicht nur ein Exemplar der neuesten Zeitungsnummer sondern auch zwei Stück der gestrigen Ausgabe vor die Haustüre legen. Und die Häuser jener Dörfler, die die meistgelesene Zeitung des Landes nicht abonniert hatten, fuhr sie zusätzlich an und brachte auch diesen je zwei Zeitungsexemplare von gestern, in denen der wunderbare Artikel über das Dorftheater, die Welturaufführung, das geplante Schauspielhaus und die großartige Prinzipalin Hannelore geschrieben stand. Weil sie nach ihrer Tour noch immer drei Riesenpack der gestrigen Zeitung im Auto hatte, hinterlegte sie zwei davon vor dem Laden des Willi und einen vor der Eingangstür des Kirchenwirtes. Dann fuhr sie nach Hause, weckte den Bernhard und bereitete für sie beide ein kräftiges Frühstück mit allem drum und dran.

Auch der Johann, der Bürgermeister, war an diesem Morgen schon früh aus den Federn. Und ziemlich überrascht, dass heute gleich drei Zeitungen vor der Haustüre lagen. Es dauerte einige Zeit, bis er überlauerte, dass eine Ausgabe doppelt war. Und noch länger dauerte es, bis er merkte, dass die Doppelausgabe die Zeitung von gestern war. Ob dieser heute recht ausgiebigen Morgenlektüre kam er ganz schön ins Strudeln, der Johann. Erst nachdem er den gewaltigen Haufen runtergespült hatte, körperlich erleichtert zurück in die Küche kehrte und dort einen Blick auf die Wanduhr warf, bemerkte er, dass er länger als eine halbe Stunde auf dem Klo saß. So fiel die Morgentoilette knapp und spartanisch aus. Außer einem kurzen Zähneputzen war zeitlich nicht mehr viel drin. Schließlich hatte er heute seinen von der Ridi organisierten Termin beim großen Landesvorsitzenden. Und da zu spät zu kommen, wäre eine Katastrophe gewesen. So schlüpfte er in die Klamotten von gestern, fuhr sich vor dem Garderobenspiegel durchs Haar, setzte sich ins Auto und düste los.

Weil um diese Zeit noch nicht viel Verkehr, hatte der Johann Glück. Nicht nur, weil er auf Grund dieser Gegebenheit recht flott in die Landeshauptstadt kam, sondern weil er auch einen Parkplatz in unmittelbarer Nähe der Alten Burg fand, wo der Parteivorsitzende seinen Amtssitz hatte. Eine Stunde später wäre das ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Wer jetzt glaubt, die Alte Burg sei das, was der Name sagt, der irrt gewaltig. Ein paar Außenmauern sind alt. Vielleicht, um dem Namen gerecht zu werden. Vielleicht auch, um beim Volk Mitleid zu erwecken. Ich weiß es nicht. Aber drinnen! Mein lieber Freund! Selbst der Johann, der als weit gereister Bürgermeister und Mitarbeiter der Landesregierung einiges gewohnt war, staunte nicht schlecht. Vorbei an Glas und Stahl und moderner Kunst, auf Marmor, echtem Parkett und samtweichen Teppichen, folgte er der goldfarbenen Beschilderung und fand die mächtige Tür mit der Tafel „Landespartei vorsitzender“. Der Johann klopfte vorsichtig an. Dann, nachdem keine Rückmeldung kam, etwas fester. Als nach dem vierten An-die-Tür-Klopfen, das schon mehr ein Schlagen war, sich immer noch nichts tat, öffnete er diese, ließ zögerlich ein „Hallo“ und dann ein zweites, etwas lauterer, vernehmen und trat schließlich ein. „Wumm!“, schoss es ihm durch den Kopf, „ein Wahnsinn!“. Er verglich das Büro oder das Vorzimmer oder was immer es war mit seinem Büro im Dorf. „Bist du deppert!“, kommentierte er seinen Vergleich. Und „unglaublich!“ murmelte er, während er die mindestens vier Meter hohen Wände mit den riesigen Gemälden, die Decke mit den Lustern, die riesige schwarzlederne Sitzlandschaft, umrankt von Palmen und anderem Grünzeug, bewunderte. Mangels eines Ansprechpartners durchschritt der Johann den großen Raum, hin zur Tür am anderen Ende. Auch hier keine Antwort auf sein Klopfen. Auch hier sein basses Erstaunen über den Prunk, der sich ihm bot, als er nach dem zweiten vergeblichen Klopfen eintrat. Während der Johann mit gelüfteter Nase zur Decke hoch starrte und die unglaubliche Vielfalt der dort angebrachten Lichter bestaunte, öffnete sich am nächsten Raume eine Tür und eine junge Frau strahlte den Johann an. „Herr Bürgermeister?! Der Herr Landesvorsitzende erwartet Sie!“. Sie entschuldigte sich, dass sie ob der frühen Tageszeit allein im Büro und ihn so niemand empfangen habe. Und bat ihn, ihr zu folgen. Der Johann, nicht nur ob des zuvor erschauten Luxus, sondern auch ob der weiblichen Erscheinung, die ihm da begegnete und die er in dieser Form bisher nur aus Hochglanzmagazinen kannte, noch völlig von den Socken, trottete der jungen Dame hinterher. Noch einmal ging es durch einen Raum, der beinahe die Ausmaße des Festsaals beim Kirchenwirt hatte, ehe sie beide vor einer ledergestülpten Tür standen, die von der jungen Mitarbeiterin des Landesvorsitzenden mit einem „Bitte, Herr Bürgermeister!“ geöffnet

wurde. Der Johann, völlig umnebelt vom Erschauten der letzten Minuten, lächelte und bedankte sich irgendwie, ohne wirklich mitzubekommen, was er tat, und trat ein.

Nach den drei zuvor durchwanderten Räumen sollte man meinen, dass den Johann nun nichts mehr erschüttern konnte. Weit gefehlt. Was sich da – nach dem Öffnen der Parteivorsitzendentür durch die junge Frau – ihm darbot, war unglaublich. Und erinnerte ihn an Bilder aus seiner Kindheit, an die wundersamen Märchen von „Aladin“ und „Sesam öffne dich“ und „Der kleine Muck“ und so, die er einst verschlang. Dass es den Obersten im Lande nicht schlecht ging, das wusste er, der Johann. Auch drüben, in der Landesregierung, ein paar hundert Meter weiter, wo er tagtäglich seiner Arbeit nachging, waren die Büros der Herren Räte nicht ohne. Aber hier, im Haus der Allerobersten! Ein Wahnsinn! Mit offenem Mund stand der Johann noch immer im Eingangsbereich des riesigen Raumes und schaute bewundernd von einer Ecke zur anderen. Und bemerkte vorerst gar nicht, dass der Parteivorsitzende sich von seinem Schreibtisch erhoben hatte und auf ihn, den Johann, zuing. Darum auch war er recht verdattert, als dieser plötzlich vor ihm stand, die Hand reichte und „Grüß dich Gott!“ und „Servus!“ und „Setzen mir uns!“ sagte.

Der Vorsitzende war ein Bursch aus einfachsten Verhältnissen. Genau so benahm er sich auch: offen, direkt, volksnah. Schon während des ersten Satzes vom Johann, den dieser mit einem „sehr geehrter Herr Landesvorsitzender“ begann, wurde er vom Vorsitzenden unterbrochen. „Hermann! Nenn mich einfach Herrmann. Mir sind doch eine große Familie!“ . Die junge Dame von vorhin brachte Kaffee, Fruchtsaft und Mineralwasser. „Mit Milch? Mit Zucker? Mit beidem? Oder mit gar nichts?“, fragte sie. Und wieder wusste der Johann nicht so recht, wie ihm geschah. Und wieder waren ihm seine Worte „danke, danke“ gar nicht bewusst. Sie saßen in einer kleineren Nische des Raumes. Eine Art Erker war’s, mit großen Fenstern, die den Blick in den Park ermöglichten. Der Landesvorsitzende trank Kaffee und sagte, dass er, der Johann, den frühen Termin entschuldigen müsse, aber ein anderer sei nicht möglich gewesen. Und dass momentan alles drunter und drüber ginge und unwahrscheinlich viel zu tun sei. Naja, das sei halt das Schicksal von Politikern, meinte er. Und dass er, der Johann, als Bürgermeister das ja bestens kenne. „Apropos!“, sprach er dann, der Vorsitzende. „Ich hab den Artikel in der Zeitung gelesen. Große Dinge passieren bei euch in der Gemeinde. Ich gratuliere!“ . Und er erzählte, dass er früher auch Theater gespielt habe. „In der Landjugend. Eine großartige Zeit!“ . Und er fragte den Johann, ob er selbst auch mitspiele und wann denn die Premiere sei. Und er sagte, dass er die Idee von einem Thermentheater für

fantastisch halte und ihm, dem Johann, alle Daumen drücke, dass alles gut ginge. „Herr Landesvorsitzender“, begann der Johann. „Hermann!“, unterbrach ihn dieser. „Ja“, fuhr der Johann fort, ohne aber im weiteren Gespräch das Du-Wort wirklich anzuwenden. Den Landesvorsitzenden „du“ zu nennen und „Hermann“ und „du, Hermann“, unmöglich. Vor allem nicht an einem gewöhnlichen Wochentag wie heute und in aller Herrgottsfrüh. Und inmitten dieses vornehmen Ambientes. So mied der Johann, wo es nur ging, die persönliche Anrede und berichtete betont sachlich von seinem Anliegen, von seinen Problemen und Wünschen.

Der Landesvorsitzende gratulierte dem Johann für die Europa-Auszeichnung bezüglich dem schönsten Dorf im ländlichen Raum und wünschte viel Spaß bei der Preisüberreichung nächste Woche. Und ganz allgemein sicherte er seine Unterstützung zu. „Irgendwie werden mir das Ganze schon tricksen, das Kind schon schaukeln“, meinte er in seiner unverwechselbar volksnahen Art. Er soll ihm beziehungsweise seinem Büro all die Unterlagen nochmals zukommen lassen. Irgendeine Fördermöglichkeit werde man schon finden. Dann redete er wieder vom Theater und seiner Liebe zur Bühne und der dramatischen Literatur. Und er fragte, ob es im Dorf noch den Volksschullehrer gäbe, den er vor vielen Jahren bei einem Schreibseminar kennen gelernt habe und der so wunderbare Gedichte verfasse. „Ein großartiger Mensch“, sinnierte der Vorsitzende. „So kreativ und feinfühlig!“. Ehe der Johann etwas sagen konnte, öffnete die junge Mitarbeiterin vorsichtig die Tür und bemerkte leise, sehr dezent, dass der nächste Besucher bereits warte. „Tja“, erhob sich der Vorsitzende vom Tisch, „dann verbleiben mir so wie besprochen!“. Auch der Johann stand auf. Seinen Kaffee hatte er nicht angerührt. Der Landesvorsitzende legte eine Hand um die Schulter vom Johann, begleitete ihn bis zur Tür und meinte „Kopf hoch! Das Ganze ist halb so schlimm wie es aussieht. Wirst sehen. Und denk dran: mit Theater ist die Welt einfach schöner. Vielleicht nimmst dir die Worte deines Vorsitzenden zu Herzen und machst doch noch bei eurer Schauspielgruppe mit“. Der Johann nahm die Hand, die ihm der Landesvorsitzende hin hielt und die von diesem kräftig geschüttelt wurde. Und auf das aufmunternde Augenzwinkern und Schulterklopfen des Vorsitzenden lächelte er ziemlich gekünstelt, ehe er durch die drei Räume, vorbei an dieser wunderbaren Frau, die ihn mit einem makellosen Zahnpastalächeln anstrahlte und über die Stiegen aus Marmor, Glas und Stahl ins Freie taumelte, wo er tief durchatmete und langsam wieder zu sich fand.

Ein paar hundert Meter weiter, im Amt der Landesregierung, wo alles nicht ganz so groß und so fein und so nobel war wie in der Alten Burg, herrschte bereits lebhaftes Treiben. Drüben, in der Burg, hatten die Beamten offensichtlich spätere Beginnzeiten als hier, an Johanns Arbeitsstätte. Die Büros, durch die der Johann mit der zuvor abgeholten Morgenpost eilte, waren jedenfalls alle schon besetzt. Rundum wurde gewerkt. Zumindest tat man so. Natürlich nahm der eine und der andere erst jetzt, an seinem Schreibtisch, sein Frühstück zu sich. Natürlich begann die morgendliche Arbeit für viele mit der umfassenden Lektüre der meistgelesenen Zeitung des Landes. Und natürlich hatten manche – vor allem anderen – wichtige Telefongespräche mit diesem und jenem Bekannten zu führen. Aber da waren sie, die Beamten. Anwesend. Und wenn ein Besucher kam, zum Beispiel ein Bürgermeister aus einer Landgemeinde, dann wurde er zumindest empfangen.

An diesem Tag wurde der Johann bei seiner Postzustelltour öfters schief angeschaut. „Was ist denn mit dir los?“, wurde er hier gefragt. Und „wie blickst denn du drein?“, fragte man ihn dort. Der Johann dachte sich nichts weiter und meinte, dass er ob der zuvor erlebten dreißig Minuten in der Alten Burg noch immer etwas blass und verdattert dreinschaue. Deshalb nahm er auch die Blicke und Fragen der Kollegen nicht allzu ernst. Erst als er die Tour beendet hatte und die gestrigen Rundlauf-Dokumente zur Archivierung in den Keller brachte, wurde ihm bewusst, was die Kollegenschaft meinte. Das heißt: sein Freund, der Auinger Armin, der Oberamtsleiter und Europa-Experte, machte es ihm bewusst. Ob er heut Nacht nicht im Bett gewesen sei, fragte er den Johann. Und wie er aussehe: unrasiert, die Haare zu Berge stehend, Hose und Sakko zerknittert. „Als ob durchgesoffen hättest, blickst aus der Wäsche!“ Der Johann fuhr sich über Kinn und Wangen. Tatsächlich. Ob des frühen Termins, der langen Klositzung und der dadurch entstandenen Hektik hatte er doch glatt die Morgenrasur vergessen. Und das Gewand von gestern, das unfrisierte Haar. Er musste wirklich furchtbar aussehen. Jetzt erst wurde ihm bewusst, dass er so beim großen Landesvorsitzenden war: unrasiert, zerknittert, verwahrlost. Gut! Der hatte sich nichts anmerken lassen, hat ihm sogar den Hermann und das Du-Wort angeboten. Aber was würde er machen, wenn zu ihm, als Bürgermeister, ein ihm unbekanntes Parteimitglied kommen und eine Bitte vortragen würde und dabei aussah, wie er, der Johann, ausgesehen haben musste? „Na, freilich!“, würd er groß reden. „Mir müssen zusammen halten! Mir sind ja eine Familie! Mir werden schon einen Weg finden!“. Genau so wie der Landesvorsitzende mit ihm geredet hatte, würde er mit dem Bittsteller reden. Und hinterher würd er „du Arschloch!“ sagen. „Rasier dich erst mal, bevor du zu mir kommst. Und deinen Wunsch kannst dir in den Hintern schmieren!“. Der Johann

wurde blasser als er zuvor schon war. Und noch blasser wurde er, als er dem Armin von seinem frühmorgendlichen Gespräch mit dem Landesvorsitzenden, dem Hermann, erzählte und seinen daraus resultierenden Bedenken und Ängsten und der Armin daraufhin sein Gesicht verzog und ein „auweh, auweh, auweh!“ hervor stieß. „Unser Vorsitzender, der Hermann, ist einer, der großen Wert auf ein korrektes Äußeres legt. Ich hoff, du hast da keinen Fehler gemacht, Johann!“. Richtiggehend schlecht war dem Dorfbürgermeister und Landesbediensteten als er sich auf den Weg machte, die Morgenjause für seinen Kollegen und Kolleginnen abzuholen und zuzustellen.

Während der Johann in der Alten Burg seine Audienz hatte und anschließend seinen Dienst in der Landesregierung antrat und die Hannelore und der Bernhard nach einem kräftigen Frühstück die Details der bevorstehenden Theaterpremiere beredeten, wachte der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister auf und machte sich – nach seiner üblich kurzen Morgentoilette – auf seinen täglichen Besichtigungsspaziergang durch den Ort. Dazu traf er sich mit dem Karl, seinem Busenfreund, beim Kirchenwirt. Nach einer Tasse Kaffee mit Apfelbrand und einem kleinen Bier, dem üblichen Frühstück, zogen die beiden los. Beim künftigen Seniorenzentrum, dessen Spatenstich der Vize so großartig inszeniert und vorgenommen hatte, standen bereits die Kellermauern und die Arbeiter waren dabei, die Bodenplatte zu betonieren. „In drei Wochen sollte der Rohbau stehen“, meinte der Karl. „Wenn die Marie bis zum First rauf reicht!“, lachte der Vizebürgermeister. Sie redeten mit dem Polier, gaben Anweisungen und zogen weiter. Am Dorfplatz bewunderte der Vize einmal mehr das große Transparent mit der Aufschrift „DAS SCHÖNSTE DORF IM LÄNDLICHEN RAUM“. Und wieder einmal sagte er, mehr zu sich selbst denn zum Karl, dass ein Mensch, der ein dass nicht von einem das unterscheiden könne, nicht das Recht habe, Bürgermeister zu sein. Bei den Dorfteichen nahm die Überdachung immer konkretere Formen an. Und gleich daneben waren die Grobumrisse der geplanten Bade- und Freizeitwelt bereits deutlich zu erkennen. Das Fünfzig-Meter- wie das Fünfundzwanzig-Meter-Sportbecken waren bereits ausgehoben, die Betonschalungen bereits aufgebaut. Die Sprungtürme wuchsen in die Höhe. Und die Flächen für Fuß- und Volleyball-Feld, für Skateranlage und Eislaufplatz waren ausgesteckt. „Riesig wird das, riesig!“, staunte der Karl. „Wenn’s je fertig wird!“, antwortete der Vizebürgermeister. Auf dem Weg zu den Saubacher Auen begegneten den beiden immer wieder Dörfler, die lachten und strahlten und vom Theater zu reden begannen und vom Zeitungsbericht schwärmten und dem frühpensionierten Volksschullehrer und jetzigen Vizebürgermeister zu seiner Hartnäckigkeit und seinem weitsichtigen Tun

gratulierten. „Weißt, früher hab ich dir nicht immer verstanden. Aber jetzten, jetzten weiß ich, dass du Recht hast!“, sprach einer. Und eine Dörflerin meinte: „Als Lehrer hab ich mir gefürchtet vor dich. Aber in der Zwischenzeit weiß ich, dass mir keinen besseren haben könnten, als deiner!“. Der Vize war stolz. Und seine Zuversicht, in absehbarer Zeit den Johann abzulösen, wuchs. „Mag der zehnmal nach Brüssel fahren! Die ganze Kohle wird ihm nichts mehr nützen!“, lächelte er zufrieden in sich hinein.

In den Saubacher Auen wurde in der Zwischenzeit ein zweites Bohrloch geschlagen. Nachdem man zuvor wochenlang vergeblich auf das Sprudeln des heißen Wassers wartete, hatte der Gemeindeberater Magister Meier in Absprache mit dem Bürgermeister ein neuerliches Gutachten in Auftrag gegeben. Dieses zeigte, dass ein möglicher Thermalstrom etwa zweihundert Meter südlich der ursprünglichen Bohrstelle verläuft. Also bauten die Arbeiter der Bohr-AG ihre Anlagen ab und bauten sie zweihundert Meter weiter südlich wieder auf. Weil dort aber das Kurzentrum mit Trinkhalle und Therapiestationen entstehen sollte und daneben der Theaterrundbau, mussten die dafür bereits ausgehobenen Löcher wieder zugeschüttet und die geplanten Einrichtungen an anderer Stelle neu fixiert werden. „Was das wieder für eine Geldverschwendung ist!“, stellte der Karl fest. „Als Bürgermeister hätt man das früher erkennen müssen. Mir wär das nicht passiert!“, ergänzte der Vize das vom Karl Festgestellte. Gewichtig durchschritten die beiden die Bau- und Bohrstelle, erkundeten sich hier und da bei einem Arbeiter nach dem persönlichen Empfinden und dem Fortschritt der Sache, sprachen mit den Vorarbeitern und stimmten fest mit ein in deren Gejammer, dass in der Gemeinde offenbar keiner wüsste, was er wirklich will.

Ruhig, wie zuletzt immer, verlief der Vormittag im Bürger- und Projektbüro des Gemeindeamtes. Wie jeden Morgen nach seinem Eintreffen im Dorf verbrachte der Magister Meier vorerst einmal lange Zeit bei zwei, drei, manchmal auch vier Tassen Espresso und der Lektüre der Tageszeitungen. Gab es zuvor, bis zu Magister Meiers Tätigkeitsbeginn als Gemeindeberater und Projektbetreuer, im Gemeindeamt – so wie in jedem Dorfhaushalt auch – einzig die meistgelesene Tageszeitung des Landes, so bestand der Herr Magister bald schon auf dem Abonnement von drei weiteren Tageszeitungen. Weil Meinungsvielfalt punkto Gemeindeentwicklung ein ganz wichtiger Faktor sei, betonte er. Nach Kaffee und Zeitungsliteratur widmete sich der Magister Meier einer Literatur der anderen Art: den Mahnschreiben und Zahlungsaufforderungen, die Tag für Tag eintrafen und die er für den Bürgermeister vorweg las und nach Fälligkeit sortierte. Ansonsten gab es im Bürger- und



Projektbüro augenblicklich nicht wirklich viel zu tun. Wenn etwas an Arbeit anfiel, dann war das die Entgegennahme und Beantwortung von Telefonanrufen. Auch heute – einen Tag nach dem Erscheinen des Dr.-Krause-Artikels – meldeten sich noch immer Menschen aus allen Teilen des Landes und wollten mehr wissen über das geplante Thermentheater und die übermorgen stattfindende Welturaufführung. Manch einer der Anrufer beschimpfte den Magister Meier ob seiner destruktiven, kulturfeindlichen Haltung. Und der Gemeindeberater hatte all seine Überzeugungskraft aufzubieten, diesen Menschen klar zu machen, dass er nicht der Bürgermeister. Dass er der Manager und Projektbetreuer des Dorfes. Und als solcher nicht nur ein absoluter Verfechter der Idee eines Thermentheaters, sondern der eigentliche Initiator und Begleiter. Der Bitte nach Kartenreservierungen konnte er logischerweise nicht entsprechen. Aber – so wie schon am Vortag – nannte er den Interessenten nicht nur brav die Leiterin des Theaterensembles, sondern gab ihnen auch deren Telefonnummer durch. Und wie schon gestern – als das Telefon ununterbrochen läutete – dachte sich der Magister Meier, dass die Idee eines Thermentheaters so schlecht nicht sein konnte, wenn so viele Menschen aus allen Teilen des Landes sich dafür interessieren. Und er beschloss an diesem Vormittag, sich künftighin zum Verfechter der Sache zu machen und den Bürgermeister von den Vorzügen solch eines Projektes zu überzeugen.

Der erste Weg des Johanns nach getaner Arbeit im Amt – nach Postverteilung, Ausgabe der Morgenjause, Ablieferung der Protokolle im Zentralarchiv beim Armin und der Organisation der Zustellung der Nachmittagsjause durch einen Kollegen – der erste Weg des Johanns nach der Rückkehr ins Dorf, führte ihn diesmal nicht zum Kirchenwirt, sondern heim, zu sich nach Hause. Seine Frau, die Johanna, staunte nicht schlecht, als er zur Mittagszeit zur Tür rein kam, ins Badezimmer hetzte und eine Stunde nicht aus diesem zurückkehrte. „So!“, sagte er, als er mit einem Handtuch um den Bauch endlich wieder auftauchte. „Jetzt bin ich wieder ich!“. Und er bat die Johanna, ihm über Kinn und Wange zu fahren und seine Rasur zu testen. Und er forderte sie auf, an ihm zu riechen, ob er nicht herrlich dufte, ob er jetzt nicht wieder ein sauberer Bub sei. Weil die Johanna nicht wissen konnte, was der Johann die Stunden zuvor erlebte, verstand sie seine Aufforderungen völlig falsch. Und ihr Riechen an seiner Wange ging in ein Küssen seines Halses über. Und ihre linke Hand tastete sich unter dem Handtuch seinen Oberschenkel hinauf. Und der Johann hatte alle Mühe, sie von ihrem Tun abzuhalten. „Nicht jetzt, Johanna! Es ist Mittagszeit. Taghell. Was sollen die Leute denken!“. Er zog sich frische Wäsche an, schlüpfte in eine gebügelte Hose und ein neues Jackett und

schaute jetzt erst, vor seinem täglichen Gang ins Gemeindeamt, beim Kirchenwirt auf ein kleines Bier vorbei.

Der Sepp und seine Kellnerin hatten alle Hände voll zu tun. Die Bauarbeiter, die Poliere, die Maurer, die Schalerer, die Baggerfahrer, die Arbeiter der Bohr-AG ... Alle saßen sie beim Mittagessen und wollten bedient werden. Der Johann hatte im Vorraum des Kirchenwirtes schon erraten, dass es heute ein Käsegericht als Menü gab. Der Duft war unverkennbar. Und er hatte Recht: mit Parmesan überbackener Karfiol stand auf dem Speiseplan. Der Bürgermeister setzte sich zum Gemeindeberater Magister Meier an den Tisch, der ebenfalls noch beim Mittagessen war. Zwei Tische weiter saßen der Vizebürgermeister und sein Freund, der Karl. Ein trockenes, emotionsloses „Hallo“ war alles, was der Bürgermeister den beiden zukommen ließ. Aber auch der Vize und der Karl würdigten den Johann mit nicht mehr als einem leichten Kopfnicken und einem kühlen „Servus“. Der Bürgermeister wünschte dem Magister Meier, der bereits beim Nachtschiff und beim Kaffee war, eine gesegnete Mahlzeit, sagte dann noch „Prost!“ und trank sein Bier mit einem Zug fast leer. „Das war ein Morgen!“, sagte er dann noch und trank den Rest des Bieres. Dann, nachdem der Magister Meier seinen Kuchen fertig gegessen und seinen Kaffee ebenfalls ausgetrunken hatte, standen die beiden auf und gingen, rüber ins Gemeindeamt. Auch ein Großteil der Arbeiter war mit dem Essen fertig und machte sich wieder auf zu den verschiedensten Baustellen im Dorf. Nur der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Busenfreund, der Karl, blieben im Schankraum vom Kirchenwirt sitzen und besprachen noch bis lange in den Nachmittag hinein die augenblicklichen politischen Gegebenheiten und mögliche Vorgehensweisen, Maßnahmen und Schritte, ohne aber zu einem wirklich brauchbaren Ergebnis zu gelangen.

Die Hannelore und der Bernhard begannen, nach ausgiebigem Frühstück und Fixierung und Niederschrift der Dinge, die vor der Premiere alle noch zu erledigen waren, Zusatzaufkleber für die bereits in der Gegend verstreut stehenden Plakate zu gestalten. „Wegen großer Nachfrage zwei weitere Vorstellungen“ schrieb der Bernhard in dicken Buchstaben auf große Blätter. Die Buchstaben malte er bunt aus und zog einen kräftigen Rahmen drum herum. Nachdem die Hannelore dem Bernhard die entsprechenden Instruktionen gab und dieser in der Folge selbständig wirkte, ging sie daran, einen entsprechenden Handzettel zu verfassen, den sie gleich morgen mit der meistgelesenen Zeitung des Landes in die Dorfhäuser bringen wollte. „Liebe Dörflerinnen und Dörfler! Mir alle sind zutiefst erfreut über die großartigen

Reaktionen, die uns wegen dem Zeitungsartikel von überall her entgegengebracht werden!“, begann sie zu formulieren. Und sie schrieb, dass wegen der großen Nachfrage es notwendig sei, zwei weitere Aufführungen einzuschieben. Und zwar am Wochenende nach dem Premierenwochenende. „Also am nächsten Samstag und am nächsten Sonntag“, schrieb sie. Und dass wegen dem Mehraufwand die Kartenpreise erhöht werden müssten, dass aber für die Dörfler selbst die alten Kartenpreise gelten würden. „Weil mir denken, dass es wichtig ist, dass gerade die Dorfbevölkerung und speziell die Dorfjugend, preisgünstig zur Kultur kommen kann!“, klärte sie auf. „Mir hoffen, dass durch diesen großen Erfolg endlich auch der Bürgermeister seine zweifelnde Haltung aufgibt und erkennt, welche Möglichkeiten mir mit unserem Theater für das Dorf schaffen!“, beendete sie ihr Schreiben. Nachdem sie dem Bernhard ihre Formulierungen vortrug und sie gemeinsam über den einen und anderen Satz diskutierten, fügte sie dem Ganzen noch „den krönenden Abschluss“, wie die beiden das nannten, an: „Und endlich und endgültig positiv dem Bau unseres Schauspielhauses gegenüber steht!“. Die Hannelore fuhr in die Bezirksstadt, um dort ihr Schreiben vierhundert Mal kopieren zu lassen. Und der Bernhard zog mit Plakataufklebern, Kleisterkübel und Bürste los, um die Neuigkeit weiterer Aufführungen den Dörflern sichtbar zu machen.

Im Gemeindeamt saß der Bürgermeister – frisch rasiert und sauber gekämmt – über den Rechnungen, Zahlungsaufforderungen und Mahnschreiben, die heute eingegangen sind und die der Magister Meier für ihn bereits vorsortiert hatte. Gründlich las er jedes Schreiben und hoffte, dass neuerlich eine Überraschung dabei sei, dass das Wunder von vor wenigen Tagen sich wiederholen würde. Aber nichts. Keine weitere positive Antwort auf all die vielen Förderansuchen, die sie zuletzt weggeschickt hatten. Weder von Brüssel, noch von Bund oder Land. „Scheiße“, dachte sich der Johann. „Wenn jetzt der Hermann wegen meines depperten Fehlers auch noch einen Rückzieher macht, dann gnad mir Gott!“. Und er schwor sich, niemals mehr unrasiert aus dem Haus zu gehen. Auch im Bürgermeisterbüro läutete immer wieder mal das Telefon, erkundigten sich Anrufer nach Karten für das Theaterstück. Und so wie der Gemeindeberater nannte auch der Johann den Interessenten brav die Telefonnummer der Hannelore. Als dann allerdings der Direktor der Landeszentralbank anrief und fragte, ob die Gemeinde den Kredit über die fünf Mille nun brauche und wolle oder nicht, tat sich der Bürgermeister schon schwerer, eine Antwort zu geben. Brauchen tät er sie dringend, sagte der Johann. Und er persönlich tät sie auch wollen. Dass aber die Opposition nicht so recht mitspielen und das Ganze zu verhindern trachte. Der Landeszentralbankdirektor lachte und meinte, dass er – der Direktor – verwundert sei, dass er – der Johann – sich das bieten lasse.

Und höhnisch fast, zumindest hörte es sich für den Johann so an, fügte er hinzu, dass bei der satten Mehrheit es doch kein Problem sein dürfte, die Aufnahme eines Kredites durchzubringen. Dass die Krot noch nicht geschluckt sei, antwortete der Bürgermeister, leicht verärgert über die Anspielungen des Direktors über seine angebliche Schwäche. Und dass er die Sache schon noch durchbringen werde. Und überhaupt: dass er jetzt zuerst nach Brüssel fliege und dort den Europa-Preis in Empfang nehme und dann den Kredit vielleicht gar nicht mehr brauche. „Ätsch!“, dachte sich der Johann. „Jetzt hab ich’s dich gegeben!“. Und zufrieden lächelte er in sich hinein. Und sagte dann noch, dass er sich bald melden werde und wünschte noch einen schönen Tag und legte auf. „Arrogantes Arschloch!“, sagte er zum Magister Meier, der in der Zwischenzeit in sein Büro getreten war und nun neben ihm stand. „Nicht du! Nein, nein! Der Landeszentralbankdirektor! Dieser hochnäsige Arsch! Ein Parteikollege zwar, aber einer, der wo sich weiß Gott wie gut vorkommt. Einer von denen, auf die mir gern verzichten könnten!“. Der Gemeindeberater und Projektbetreuer berichtete kurz von den Geschehnissen des heutigen Vormittags und kam dann fast beiläufig – über die Mitteilung, dass wieder sehr viele Anrufer sich nach Theaterkarten erkundigt hätten – auf den Bau des Schauspielhauses zu sprechen. „Wenn eine Sache nicht zu verhindern ist, sollte man sich nicht gegen sie stemmen, sondern sich an deren Spitze stellen!“, zitierte er einen großen Denker des letzten Jahrhunderts und versuchte den Bürgermeister von den Vorzügen einer positiven, ja progressiv-initiativen Haltung zu überzeugen. Wobei es nicht viel an Überzeugungskraft brauchte. Der Johann erzählte dem Gemeindeberater von seinem heutigen Besuch beim Landesvorsitzenden, beim Hermann. Und davon, dass dieser ihm geraten habe, selbst in der Schauspielgruppe mitzumachen. Und dass er die Idee so schlecht gar nicht finde. Und dass er, der Magister Meier, sicherlich Recht habe mit seiner Bemerkung, dass es besser sei, sich an die Spitze einer Bewegung zu stellen, als gegen diese anzukämpfen. „Weißt was, Karl-Heinz?!“, sagte der Bürgermeister zum Gemeindeberater, „ruf die Hannelore an und bestell für mir zwanzig Karten. Für die übermorgige Premere. In der ersten Reihe!“. Und weiters beauftragte er den Gemeindeberater ein Schreiben zu verfassen, das übermorgen auf jedem Stuhl im Veranstaltungssaal des Gemeindezentrums aufliegen soll und in dem der Bürgermeister der Theatergruppe nicht nur für ihr hervorragendes und vorbildliches Tun im Sinne des Gemeindegemeinschafts und der Gemeindeentwicklung dankt, sondern in dem er auch verspricht, die nächste Woche in Brüssel abzuholenden Gelder dafür zu verwenden, mit Nachdruck und Dringlichkeit den Bau des Schauspielhauses voranzutreiben.

Die Ridi, die Abgeordnete aus der Nachbargemeinde, war Feuer und Flamme, als der Johann sie anrief und zur Premiere des Theaterstückes einlud. Natürlich komme sie. Sie habe in der Zeitung ja Großes gelesen und werde sich die Sache nicht entgehen lassen. Auf ihre Frage, ob sie eine Rede zur Kultur, über das Dorf oder über Europa vorbereiten soll, antwortete der Johann, dass er dazu nichts sagen könne, dass das nicht in seine Zuständigkeit falle und er gar nicht wisse, ob überhaupt Ansprachen geplant seien. Er wisse von nichts. Nach der Ridi lud der Johann den Auinger Armin samt Gattin ein. Auch der war begeistert. „Trachtenanzug oder Smoking?“, fragte er. „No Smoking!“, scherzte der Johann, dem Armin zeigend, dass seine Englischkenntnisse so schlecht denn doch nicht. „Während der Vorstellung herrscht absolutes Rauchverbot!“. Der Armin lachte. Und dachte sich einmal mehr, dass der Johann zwar ein lustiger Kerl, aber ein echtes Landkind. Neben dem Armin lud der Johann drei weitere Kollegen aus der Landesregierung ein. „Samt Gattin natürlich!“. Zwei sagten erfreut zu. Der dritte meinte, dass seine Frau sich nicht wohl fühle und er nicht mit Sicherheit ja sagen könne. „Kulturmuffel!“, dachte sich der Johann. In der Folge rief der Johann die Bürgermeisterkollegen aus den Nachbargemeinden an. Alles altbewährte Parteifreunde. Sie zu erreichen war nicht so einfach. Der eine war gerade im Stall beim Melken. Der andere war im Acker draußen mit einer Fuhre Mist unterwegs. Und ein weiterer – so sagte dem Johann dessen Frau – sei eben mit einer Schachtel Praline aus dem Haus, der Bergler-Oma zum Neunziger zu gratulieren. Trotzdem hinterließ der Johann überall seine Einladung zur Theateraufführung. Und bald hatte er die Liste von zwanzig Gästen voll geschrieben.

Die Hannelore war nicht wenig überrascht, als am späten Nachmittag – kurz nachdem sie mit den kopierten Informationsblättern aus der Bezirksstadt heimkehrte – der Gemeindeberater Meier anrief und für den Bürgermeister zwanzig Karten für die Premiere bestellte. Dass seine – Johans – Familie doch gar nicht so groß sei, sagte sie erstaunt. Und wie er – der Gemeindeberater – sich das vorstelle. So knapp, zwei Tage vor der Premiere. Dass der Bürgermeister vorhabe, mit sehr viel Prominenz zu erscheinen. Wichtige Vertreter aus der Politik und dem kulturellen Leben habe er eingeladen. Und dass das doch eine enorme Auszeichnung für die Theatergruppe sei, redete der Gemeindeberater auf die Hannelore ein. Diese überlegte hin und her, wog Vor- und Nachteile ab und sagte schließlich zu. „OK! Zwanzig Karten in der ersten Reihe! Werden reserviert!“, bestätigte sie die Bestellung. In der Folge läutete immer wieder das Telefon. Nach wie vor riefen noch immer – der Hannelore völlig unbekannte – Menschen an, gratulierten ihr zu ihrem großartigen Schaffen und bestellten Karten für die Aufführung. Die Hannelore rechnete bereits, ob es sich mit vier

Vorstellungen ausgehen werde, ob nicht noch ein weiteres Theaterwochenende eingeschoben werden müsse. Und zwischen all den Telefongesprächen überlegte sie sich, ob es nicht gut wäre, die Kartenpreise nochmals zu erhöhen. Bei der Nachfrage. Und der Begeisterung. Als der Bernhard, leicht lädiert, von seiner Kleistertour zurückkehrte – „eine Scheißarbeit! Schau mir an!“ – und sich nach einer Dusche zu ihr setzte, zeigte ihm die Johanna das vierhundertfach kopierte Flugblatt, berichtete ihm vom Anruf des Gemeindeberaters und erzählte von den vielen Telefonaten, die es wieder gab und den zahlreichen Kartenbestellungen, die eingegangen waren. „Der letzte freie Abend bevor es rund geht!“, sagte sie schließlich, ging zum Kühlschrank, holte eine Flasche Wein hervor, nahm aus dem Schrank zwei Gläser und schenkte mit den Worten „zur Feier des Tages und auf ein gutes Gelingen!“ ein. Als sie mit dem Bernhard anstoßen wollte, läutete neuerlich das Telefon. Sie hob ab, nahm die Kartenbestellungen entgegen und legte dann den Hörer nicht auf, sondern neben den Apparat. „Jetztn lassen mir uns nicht mehr stören!“, sagte sie. „Prost!“ Und die beiden machten sich einen richtig gemütlichen Abend.

Die Generalprobe am Vorabend der Welturaufführung fand nicht mehr im Saal des Kirchenwirtes, sondern bereits im Veranstaltungssaal des Gemeindezentrums statt. Den ganzen Tag über werkten schon die Kirchenwirt-Lore und ihre Helferinnen am Bühnenaufbau. An die zwanzig Dörfler stellten fein säuberlich – mit Maßband und Meterstab – Stühle auf, schleppten Grünzeug in den Saal, montierten Scheinwerfer und legten Kabel, stellten Lautsprecherboxen zu Türmen aufeinander und trugen die Kostüme und Requisiten vom Kirchenwirt rüber ins Gemeindezentrum. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister sowie der Karl, sein Busenfreund, gaben entsprechende Anweisungen. Die Hannelore, die sich nach der Zustellung der meistgelesenen Zeitung des Landes samt dem Flugblatt, das den Dörfnern den Einschub weiterer Aufführungen kundtat, noch kurz zum Bernhard ins Bett legte und nach dem Beischlaf einnickte, kam etwas verspätet ins Gemeindezentrum. Umso überraschter war sie, dass soviel schon vorangegangen war. „Brav, Mädchen, brav!“, sagte sie, griff selbst mit an und bat auch den Vize und den Karl, mitzuhelfen. „Bis sieben am Abend müssen mir alles stehen haben!“, rief sie den beiden zu. „Also, packt’s mit an!“. Völlig überraschend tauchte auch der Gemeindeberater Magister Meier kurz auf und fragte, ob alles in Ordnung sei, ob die Gemeinde irgendwie behilflich sein könne. „Durstig wären mir!“, rief der Karl. Dass diesbezüglich bereits Maßnahmen in die Wege geleitet worden seien, antwortete der Magister Meier. Dass der Bürgermeister beim Willi eine Kiste Bier und beim Toni einige Flaschen Apfelsaft in Auftrag gegeben habe und

die Sachen jeden Moment eintreffen müssten. Der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und die Hannelore, Zeitungszustellerin und Leiterin der örtlichen Theatergruppe, waren recht erstaunt über diesen Gesinnungswandel der offiziellen Gemeindevertretung. „Hat mein Schreiben so schnell gewirkt!“, staunte die Hannelore. „Jetzten kriegt er’s mit der Angst zu tun und will sich einschleimen!“, sagte sich der Vizebürgermeister. Mit dem Hinweis, dass sie sich rühren sollen, wenn sie Unterstützung brauchen, verabschiedete sich der Gemeindeberater bald wieder. Und wie von ihm angekündigt, schleppte gleich darauf der Sohn vom Willi eine Kiste Bier an. Und wenig später brachte der Letztbürgermeister eine Steige mit „Tonis Apfelsaft“ vorbei. Der Sohn vom Willi düste nach seiner Lieferung gleich wieder ab, während der Toni, der Lange, noch einige Zeit im Saal verblieb und dem geschäftigen Treiben zuschaute. „Super, was ihr da leistet!“, sagte er zum Vize, der mit zwei Flaschen Bier auf ihn zukam und eine davon ihm, dem Toni, in die Hand drückte. „Prost!“, sagte der Vize, stieß mit dem Toni an und beide tranken sie. Und sie redeten dort weiter, wo sie vor einigen Tagen, bei der Verteileraktion der Theaterbroschüre, aufgehört hatten: bei der Unzufriedenheit mit der Vorgehensweise des Bürgermeisters. „In ein paar Tagen werden mir ja sehen, was Brüssel uns wirklich bringt“, meinte der Toni und dass er eigentlich nur mitfliege, weil er geschäftliche Interessen verfolge. Dass der Johann eine fiese Sau sei, weil er sich hinterrücks mit Bier und Saft einzuschleimen versuche, sagte der Vize. „Genau wie damals, als sie dich abgesägt haben!“. Der Toni überlegte kurz, ob damals wirklich Bier und Saft geflossen seien, kam aber zu keinem Ergebnis. Auch weil der Vize schon nachlegte und meinte, dass die Stunde der Wahrheit bald schon schlagen werde. Und er fragte den Toni, ob er sich nicht vorstellen könne, wieder in die Gemeindepolitik zurückzukehren, um aktiv die Zukunft des Dorfes mitzugestalten. „Weil gerade in Zeiten wie diesen brauchen wir Männer mit Weitsicht, die es verstehen, den Karren wieder aus dem Dreck zu ziehen!“. Der Toni war hochofrenet über dieses Kompliment. Und insgeheim sah er sich schon wieder auf dem Stuhl des Bürgermeisters sitzen und die Geschicke des Dorfes lenken. „Du wärst ein ausgezeichnete Vizebürgermeister!“, sagte der frühpensionierte Volksschullehrer, stieß neuerlich mit dem Toni an und trank seine Flasche Bier mit einem Zug leer, während der Toni etwas verdattert aus der Wäsche schaute.

Gegen elf hetzte die Kirchenwirt-Lore rüber ins Wirtshaus, dem seit einiger Zeit angestellten Jungkoch beim Mittagsgeschäft zu helfen. „Um zwei bin ich wieder zurück!“, rief sie der Hannelore zu. Auch einige andere Dorffrauen entschuldigten sich für ein, zwei Stunden mit dem Hinweis, des Hausfriedens wegen schnell ein Mahl für den Gatten auf den Herd stellen

zu müssen. Für den Rest der arbeitenden Truppe wollte die Hannelore beim Willi Wurstsemmeln bestellen. Noch ehe sie mit dem Durchfragen fertig war, wer welchen Hunger und auf wie viele Semmerln habe, kam neuerlich der Sohn vom Willi. Diesmal mit einem riesigen Karton, aus dem es richtiggehend dampfte. Auch der Willi-Sohn dampfte leicht ob der anstrengenden Wege, ob des ständigen hin und her zwischen Laden und Mehrzwecksaal. „Fünfundzwanzig warme Leberkäsweckerln! Im Auftrag vom Bürgermeister!“, schnaufte er. „Wau!“, sagten die Theaterleute. Und „Danke!“. Und die Hannelore war nun felsenfest überzeugt davon, dass das Rundschreiben, das sie heute in aller Herrgottsfrüh in die Dorfhäuser brachte und in dem sie den Bürgermeister – dezent zwar, aber doch recht direkt – aufforderte, seine Haltung dem Theater und der Theatergruppe gegenüber zu überdenken, einen radikalen Umkehrprozess bewirkt habe. „Pause, Leute!“, klatschte sie erfreut in die Hände und forderte die Truppe auf, zuzugreifen und sich zu stärken. Weil heute noch Generalprobe sei, sollen sie sich beim Bier möglichst zurückhalten, sagte sie in die Runde, ohne diese wirklich zu meinen. Denn niemand trank Bier. Nur der Vize und der Karl. Und die beiden bezogen, wie die Hannelore dies wollte, die an die Runde gerichteten Worte auf sich und hielten sich in der Folge beim Bierkonsum zurück.

Bald kehrten die Mittagessen aufgewärmt habenden theaterspielenden Dorffrauen zurück. Bald kam die Kirchenwirt-Lore retour. Und bald erschienen auch die tagsüber einem Zweitberuf nachgehenden Schauspieler. Zuerst die Frühschichtler: der Franz, der Edi, der Fritz. Dann die normal arbeitenden, wie die beiden neu gewonnenen Theaterfreunde, die zwei einst johanntreuen, jetzt diesem eher kritisch gegenüberstehenden Gemeinderäte. Und als letzte traf die Huber Resi, die Dorf- und Theaterfriseurin, ein, die als Filialleiterin eines Supermarktes in der Bezirksstadt die längste Dienstzeit hatte. Dazwischen, gegen drei, kurz nachdem der Franz, der Edi und der Fritz im Mehrzwecksaal eintrafen, tauchte völlig überraschend auch der Bürgermeister auf. Als ob die letzten Monate nie ein böses Wort gewechselt worden wäre, als ob sie alle zusammen die besten Freunde seien, so trat er in den Saal, lächelte und fragte, ob Bier und Saft und Leberkässemmerln wohl in Ordnung waren. „Weckerln!“, rief die Kraxner Mitzi, „Weckerln waren’s!“. Und dass sie ganz ausgezeichnet gewesen seien. Die meisten anderen sagten zwar „Hallo“ und „Servus“ und „Grüß dich“, hielten sich aber ob der vielen Arbeit mit Kommentaren und Antworten zurück. Der Vize und der Karl drehten sich sogar demonstrativ um und taten so, als hätten sie den Johann gar nicht bemerkt. Dass er sich nur endlich einmal bedanken möchte für die wunderbaren Leistungen, die die Theaterleute für das Dorf bringen, „vor allem dich, Hannelore, gilt mein Dank!“, dass



er sich schon auf die morgige Premiere freue und dass sie es sagen sollen, wenn sie irgendeine Unterstützung brauchen. Die Gemeinde stünde ihnen jederzeit hilfreich zur Seite. Ein Großteil der Theaterleute war emsig in die Arbeit vertieft, wirkte unaufhörlich und reagierte nicht sonderlich auf Johanns Worte. Andere wieder hatten überhaupt keine Lust, mit dem Johann ins Gespräch zu treten. So ging der Bürgermeister zwar noch eine Zeit lang durch den Saal, klopfte diesem und jener auf die Schulter und versuchte da und dort ein Wort anzubringen. Weil ihm dies aber kaum gelang, verließ er mit einem „Also dann! Bis morgen!“ bald den Mehrzweckraum. „Viel Glück und alles Gute!“, sagte er noch. „Toi, toi, toi!, heißt das!“ rief ihm die Hannelore von der Leiter aus, auf der sie gerade stand, hinterher. Aber der Bürgermeister hörte dies schon gar nicht mehr. Zu sehr war er enttäuscht, dass ihm trotz Bier und Saft und Leberkäsemmeln so wenig Aufmerksamkeit nur geschenkt wurde.

Um neunzehn Uhr war die Theaterrunde komplett. Und bereit für die Generalprobe. Das Bühnenbild war fertig aufgebaut. Die durchgeführten Ton- und Lichtproben verliefen bestens. Die Requisiten waren alle auf ihren Plätzen. Die Huber Resi, die Maskenbildnerin und Theaterfriseurin, die – wie schon gesagt – als letzte aus der Theatergruppe eintraf, hetzte sich ab und schminkte und pinselte und steckte Haare hoch und zog Perücken über. Und die Hannelore nahm jeden Hauptdarsteller einzeln zur Seite und gab in ihrer unnachahmlichen Art letzte hilfreiche Tipps. Die Generalprobe selbst verlief dann allerdings recht turbulent. Auf Grund der neuen räumlichen Gegebenheiten kam es zu einigen Abstimmungsproblemen. Es begann damit, dass die Hannelore „Licht aus!“ rief, der für die Beleuchtung zuständige neu gewonnene Gemeinderat das Saallicht abdrehte und es stockfinster wurde. „Hilfe, ich seh ja nix!“, „wo sind meine Hosenträger?!“, „wie komm ich denn da raus?!“, hörte man es hinter dem Vorhang rufen und schreien. „Licht an!“, rief die Hannelore und der zuständige Gemeinderat drehte das Saallicht wieder auf. Der Bernhard musste rasch nach Hause fahren, eine Nachttischlampe holen, während die Hannelore den Schauspielern an Hand des Vorfalles klar machen konnte, wie wichtig eine Generalprobe sei. Dass sie genau diese Funktion habe, Unvorhersehbares kennen zu lernen, sich auf schwierige Situationen einzustellen, erklärte sie ihren Darstellern. Nachdem der Bernhard mit der Nachttischlampe retour war, war auch das Problem mit der Finsternis hinterm Vorhang rasch behoben. Trotzdem gab es im Verlaufe der Generalprobe noch die eine und andere Schwierigkeit, die ausgefeilt werden musste. So waren, weil die Bühne im Mehrzwecksaal wesentlich größer war als jene beim Kirchenwirt, die Auftrittswege deutlich länger als bei den bisherigen Proben. So brauchte beispielsweise der Fritz für seinen stummen Gang durch das Bühnenbild vier Mal mehr Zeit als gewohnt.

Und weil der Mehrzwecksaal wesentlich ausladender war als der Saal vom Kirchenwirt und wenigstens fünf Mal so vielen Leuten Platz bot, waren die Stimmen der Schauspieler nur in den ersten paar Reihen hörbar. „Lauter, lauter!“, rief deshalb die Hannelore immer wieder dazwischen. „Abstützen und aus dem Bauch heraus!“ Und den Fritz hielt sie an, schneller zu gehen und einen kürzeren Weg zu wählen. Die Kraxner Mitzi brach heulend zusammen, als die Hannelore sie aufforderte „mehr Angaschmo!“ zu zeigen und ihre Worte an die hintersten Reihen im Zuschauerraum zu richten. „Das schaff ich nie, nie!“, stammelte die Mitzi. „Und wie du das schaffst, und wie!“, antwortete die Hannelore. Und redete auf sie ein, wie auf ein krankes Tier. „Mitzerl! Du hast Talent wie keine andere! Nutz es! Hab Vertrauen zu dich! Und spiele! Lass dir fallen und spiele aus ganzem Herzen! Voller Inbrunst! Vergiss die Zuschauer! Denk nur an deine Rolle! An nichts sonst! Und spiele, spiele, spiele!“. Die Kraxner Mitzi wischte sich Rotz und Tränen aus dem Gesicht, stellte sich neuerlich auf die Bühne, beherzigte Hannelores Worte und lief zu einer sensationellen Form auf. Die anderen Theaterleute vergaßen auf ihre Rollen, auf ihr Tun und hörten gebannt den mahnenden Worten der blinden Seherin. Selbst so harten Männern wie dem Vize und dem Karl, dem Franz, dem Edi und dem Fritz gingen die Sätze der Kraxner Mitzi tief in ihre Herzen. „Bravo! Bravo! Genau so!“, beendete die Hannelore mit Applaus die Szene. „Großartig, Mitzerl, großartig!“.

Auch an manch anderen Stellen des Stückes gab es während der Generalprobe noch einiges zu feilen. Aber wer die Hannelore kennt, der weiß, dass sie letztendlich alles in den Griff bekam. Gegen dreiundzwanzig Uhr – nach vier Stunden harter Arbeit, unterbrochen nur von einer kurzen, zehnminütigen Pause, während der die Hannelore ihren Darstellern erlaubte, aufs Klo zu gehen, Pipi zu machen und einen Schluck Wasser zu trinken – setzte man sich auf der Bühne und in den ersten Zuschauerreihen zur Abschlussbesprechung zusammen. Einmal mehr pries die Hannelore das künstlerische Tun der Truppe in den höchsten Tönen. Und baute so auch die Darsteller auf, die nicht unbedingt mit dem größten Talent gesegnet waren. „Leute, ihr seid fantastisch!“, begann sie. Und über jeden einzelnen Mitwirkenden verlor sie ein lobendes Wort. Selbst dem Fritz, der es letztendlich doch noch schaffte, als Deus ex machina rascher zu erscheinen und kürzere Wege zu gehen, sprach sie ihre Anerkennung aus. Und die beiden für Licht und Ton zuständigen Gemeinderäte, die relativ neu in der Gruppe waren, hob sie ganz besonders hervor und meinte, dass die beiden eine großartige Talentprobe hingelegt und dass sie eine große Zukunft vor sich hätten. „Und morgen genau so!“, sagte sie abschließend. „Mit der selben Inbrunst, mit der gleichen Freude, mit dem heute gezeigten



er den Kopf ein. Der Willi sagte, dass sein Sohn sie sicher führen würde, dass aber in seinem Wagen schwer nur sechs Personen Platz hätten. „Wieso sechs?“, fragte der Bertl. „Mir sind doch bloß vier!“. „Und mein Bub! Und die Ridi!“, antwortete der Willi. „Ach so!“, murmelte der Bertl. Der Vorschlag des Toni, man könne ja mit zwei Autos fahren, wurde ebenso verworfen wie Bertls nicht ganz ernst gemeinte Anregung, mit Traktor und Anhänger vom Sommerbauer zum Flughafen zu kurven. Schließlich einigte man sich, vom Taxiunternehmen in der Bezirksstadt einen Kleinbus kommen zu lassen. „Wenn mir schon eine so hohe Auszeichnung kriegen, dann soll auch der Rahmen ein würdiger sein!“, meinte der Johann, notierte sich die Sache und sagte: „Nächster Punkt!“. Und er fragte, ob es wohl in Ordnung sein, wenn er den Preis in Empfang nehme und – falls dies notwendig sei – eine Dankesrede an die EU halte. „Ich glaub, da hat keiner was dagegen, oder!“. Dabei blickte er in die Runde und fügte dem Gesagten hinzu, dass das ganz klar Bürgermeistersache sei. Der Willi meinte „selbstverständlich!“, während der Bertl und der Toni stumm auf den Tisch starrten. „Gut!“, notierte der Johann. „Nächster Punkt: Ich möcht, dass mir zur Preisverleihung alle im Trachtenanzug erscheinen. Also: Packt’s euren schönsten ein!“. Dass er eh nur einen hab, sagte der Bertl. „Ich auch!“, kam es vom Toni. Der Johann ging auf die Zwischenbemerkungen nicht weiter ein. „Und dann sollten mir ein Plakat malen: Das Wasserdorf Europas! Ein Plakat, mit dem wo mir zeigen, wer mir sind!“, fuhr er fort. „Eine sehr gute Idee!“, meinte der Willi, Kaufmann und marketingerfahren wie er war. „Mir hätten ja eh unser Transparent vom Dorfplatz!“, versuchte sich der Bertl einmal mehr wichtig zu machen. „Depperte Idee!“, entgegnete ihm der Johann und fragte, wie er sich das vorstelle, eine fünf mal zwei Meter große Plane im Flugzeug nach Brüssel zu schleppen. Dem Bertl reichte es: „Immer hackst auf mich rum!“, sagte er beleidigt. „Den Willi schaut nie böß an!“. Der Johann spürte, dass er im Organisationsstress ein bisschen zu weit gegangen war. Und bemühte sich in der Folge um freundlichere Worte. „Du und die Frieda, ihr seid doch kreative Menschen. Tätet’s ihr nicht das Plakat malen, Bertl?!“, fragte er und lächelte den Vorletztbürgermeister an. Die Stimmung wurde besser. Nicht nur weil der Johann sich am Riemen riss. Auch weil immer wieder ein anderer der vier beim Kirchenwirt-Sepp eine Runde bestellte. Schließlich waren alle Unklarheiten beseitigt, der Ablauf der Brüsselreise durchgeplant, das Organisatorische erledigt. Der Toni fragte noch, ob der Willi, der Bertl oder der Johann nicht noch Platz in ihren Koffern für das eine oder andere Flascherl Apfelbrand hätten, den er Zwecks Dorfwerbung mit nach Brüssel nehmen möchte. Der Bertl meinte, dass er sich schon auf das Wiedersehen mit der Frau Doktor Klein freue. Und schwärmte einmal mehr von der Ausstrahlung dieser Frau, „ihrem kräftigen Aurora!“, wie er sagte. Und der

Willi, Altbürgermeister, Ladenbesitzer und künftiger Heilwasserabfüller, stellte fest, dass mit den sechs Millionen aus Brüssel alles wieder ins Lot käme.

Kurz vor der Sperrstunde dürfte es gewesen sein – der Willi, der Bertl, der Toni und der Johann waren sicher schon bei der sechsten oder siebenten Runde Bier und scherzten bereits über die Geschehnisse der letzten Brüsselreise, über das nicht funktionierende Hörgerät vom Willi, den Durst der Ridi und das blaue Auge vom Bertl – als der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister und sein Busenfreund, der Karl, in die Schankstube vom Kirchenwirt traten. „Ein schnelles Bier noch!“, waren sie die einzigen der Theaterleute, die sich Hannelores Worte nicht zu Herzen genommen hatten. Die beiden, der Vize und der Karl, waren sichtlich überrascht, als sie die vier Alt-, Letzt- und Jetztbürgermeister sahen. Und auch die vier schauten nicht schlecht, als der Vize und der Karl zur Tür herein kamen. „Ich mach gleich Sperrstund!“, sagte der Kirchenwirt-Sepp, der mit einem müden Gesicht hinter der Theke Gläser spülte. „Ein kurzes Bier noch! Im Stehen!“, sagte der Karl. Der Sepp schenkte ein und für einen Moment war es absolut ruhig im Schankraum. Weder die vier am Tisch noch die zwei an der Theke sagten etwas. Nur das Ticken der alten Wanduhr war zu hören. Um die Spannung zu brechen sagte der Johann, zwar zu seinen drei Vorgängerkollegen, aber doch so laut, dass es bis zur Theke rüber hörbar war, dass die Brüsselreise sicher eine schöne Sache und ein großer Erfolg für das Dorf werde, weil es nicht nur Geld gäbe, sondern alle europäischen Zeitungen und Fernsehstationen darüber berichten würden. Etwas Gemurmel am Bürgermeistertisch. Dann wieder Stille. Jetzt hob der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister an. „Ich glaub, Karl, dass die morgige Premiere zu einem Ereignis wird, wie man es im Land noch nicht erlebt hat. Sensationell, wirst sehen, sensationell!“. Der Karl stimmte dem, für den Bürgermeistertisch deutlich hörbar, zu: „Jawohl! Sicher! Mein ich auch!“. Dann herrschte wieder Stille. Erst als der Johann sagte „Geh, Sepp, bring uns noch schnell vier Bier!“, der Sepp „vier Bier, jawohl, sofort!“ antwortete und der Vize mit dem Karl und einem „Prost!“ anstieß, ließ die Spannung im Schankraum nach. Am Tisch vom Willi, Bertl, Toni und Johann begann man Witze zu erzählen. Und an der Theke widmeten sich der Vize und der Karl, nach einem gemurmelten „Bagasch, elende!“ des frühpensionierten Volksschullehrers, dem Thema der Poesie, der Literatur und des Theaters. Wobei es der frühpensionierte Volksschullehrer und jetzige Vizebürgermeister nicht lassen konnte, den Karl laut und deutlich, auch für den Bürgermeistertisch klar vernehmbar, darauf hinzuweisen, dass ein dass ein dass sei und mit

zwei s geschrieben gehöre. Und dass ein das ein das sei, mit nur einem s. Und dass derjenige, der das nicht begreife, ein ziemliches Arschloch sein müsse.

Am Tag der Premiere, der Welturaufführung, machte sich im Dorf eine eigenartige Stimmung breit. Überraschend ruhig war es. Und doch war eine gewisse Spannung da, lag ein gewisses Knistern in der Luft. Wie die Zeit vor einem gewaltigen Gewitter, so spürte sich das Ganze an diesem Samstag an.

und besprach mit dem- beziehungsweise derjenigen wesentliche Momente ihrer Darstellung, gab letzte hilfreiche Tipps und spuckte dem beziehungsweise derjenigen abschließend über die Schulter.

Es waren hektische Tage, Wochen, Monate. Das Europa-Projekt vom schönsten Dorf im ländlichen Raum hatte gewaltig für Leben und Bewegung gesorgt. Trotzdem stand der Johann, der Jetztbürgermeister, nach einjähriger Amtszeit mit leeren Händen da. Und – was noch schlimmer war – mit einer leeren Gemeindekassa. Das heißt: sie war nicht nur leer, sie war angefüllt mit Schulden. Und keiner wusste, wie es weitergehen sollte. Dies alles im Detail zu schildern würde an dieser Stelle zu weit führen. Dies soll dann geschehen, wenn sich ein Verlag gefunden hat, der dem Autor das Weiterschreiben an der Sache ermöglicht. So viel jedenfalls vorweg: die Generalprobe der Theatergruppe verlief recht turbulent. Auf Grund

der neuen räumlichen Gegebenheiten gab es einige Abstimmungsprobleme. Aber wer die Hannelore kennt, der weiß, dass sie letztendlich alles in den Griff bekam. Und dass die Welturaufführung zu einem sensationellen Erlebnis wurde. Nicht nur der Herr Doktor Krause, der Kulturchef der meistgelesenen Zeitung des Landes, war bei der Premiere anwesend. Auch Vertreter von Rundfunk und Fernsehen waren da. Und der Lokalreporter sowieso. Die Brüssel-Reise der Dorfdelegation hingegen wurde zum Flop. Das heißt, nicht eigentlich die Reise, denn der Flug, der Stadtrundgang, das Hotel, das Essen, alles war wieder bestens. Aber der Festakt selbst, der verlief völlig anders, als sich das der Johann und seine Begleiter vorgestellt hatten. Insgesamt hundertzwanzig europäischen Gemeinden wurde das Gütesiegel „ländliches Musterdorf“ überreicht. Mit einem Anerkennungsbeitrag von je zehntausend Euro. Weiters gab es noch drei Hauptpreise für die besten Projektideen, für die je eine Million Euro ausgeschüttet wurden. Das Dorf des Johann und des Willi und des Bertl und des Toni zählte nicht dazu. So stellte sich der Johann zu den hundertsiebzehn anderen Gemeindevertretern auf die Bühne und nahm mit einem gezwungenen Lächeln aus der Hand der Frau Doktor Klein die Ehrenurkunde und den Scheck entgegen, dessen Summe gerade mal reichte, den Brüsselaufenthalt der sechsköpfigen Delegation abzudecken. Na ja, es gäbe noch jede Menge zu erzählen. Aber wie gesagt: dem Autor geht es wie der Gemeinde. Auch er steht momentan mit leeren Händen und tiefen Löchern in der Kassa da. Und hofft darauf, dass sich ein Verlag findet, der sagt: ok, das lohnt sich, das zahlt sich aus, der soll weiterschreiben.